This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ein Spaziergang um die Welt
von
Alexander Grafen von Hübner.

·EX·LIBRIS·

Dr THEODOR FREIHERR v. PLENKER

In memory of

Joe Padilla

from a gift by

Mr. & Mrs. Fred Leuenberger

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Dr Hübner

Ein
Spaziergang um die Welt.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Deutſche Ausgabe

vom Verfaſſer.

Mit einem Portrait in Stahlſtich und drei farbigen Titelblättern
von Rudolf Cronau.

Erſter Band.

Siebente Auflage.

Leipzig
T. O. Weigel Nachfolger
(Chr. Herm. Tauchnitz)
1891.

Corville-House, Tipperary.

13. Mai

Jenseits der Rocky-Mountains, in den Urwäldern der Sierra Nevada den Kampf der Civilisation mit der wilden Natur,

Im Reiche der aufgehenden Sonne den kühnen Versuch einiger merkwürdiger Männer zu sehen, welche ihre Nation plötzlich in die Bahnen des Fortschrittes zu schleudern suchen,

Im Reiche der Mitte den versteckten aber beständigen, meist passiven, aber stets hartnäckigen Widerstand des chinesischen Geistes gegen das Eindringen europäischer Gesittung zu beobachten:

Dies ist der Zweck meiner Reise oder besser gesagt meines Spazierganges um die Welt.

Meine Zeit ist zu beschränkt für einen Besuch Indiens. Einer anderen Reise, so Gott mir Leben und Gesundheit läßt, bleibe die Prüfung der Zustände vorbehalten, welche aus dem hundertjährigen Verkehr zwischen einem großen christlichen Volke und den ihm unterthänigen Millionen Hindus und Mohamedanern hervorgewachsen sind.

Am Wege gedenke ich mich zu unterhalten, das heißt seltsame und mir neue Dinge zu sehen, und was ich den Tag über hörte und sah, jeden Abend in meinem Tagebuche zu verzeichnen.

Inhalt.

Erſter Band.

Erſter Theil: Amerika.

		Seite
I.	Von Queenstown nach New-York	3
II.	New-York	16
III.	Waſhington	25
IV.	Von Waſhington nach Chicago	33
V.	Chicago	43
VI.	Von Chicago nach Salt-Lake-City	63
VII.	Salt-Lake-City	83
VIII.	Corinna	128
IX.	Von Corinna nach San-Francisko	138
X.	San-Francisko	147
XI.	Yoſemiti	175
XII.	Von San-Francisko nach Yokohama	198

Zweiter Theil: Japan.

I.	Yokohama	245
II.	Yoſhida	259
III.	Hakone	290
IV.	Yedo	308

Inhalt.

Erſter Band.

Erſter Theil: Amerika.

		Seite
I.	Von Queenstown nach New-York	3
II.	New-York	16
III.	Waſhington	25
IV.	Von Waſhington nach Chicago	33
V.	Chicago	43
VI.	Von Chicago nach Salt-Lake-City	63
VII.	Salt-Lake-City	83
VIII.	Corinna	128
IX.	Von Corinna nach San-Francisko	138
X.	San-Francisko	147
XI.	Yoſemiti	175
XII.	Von San-Francisko nach Yokohama	198

Zweiter Theil: Japan.

I.	Yokohama	245
II.	Yoſhida	259
III.	Hakone	290
IV.	Yedo	308

Amerika.
von
Alexander v. Huebner.

I.

Von Queenstown nach New-York.

Vom 14. zum 24. Mai.

Abreiſe. — Sonntagsruhe in Queenstown. — Emigranten an Bord der China. — Bedenken gegen den Kurs nördlich vom 41. Breitengrade. — Ankunft in New-York.

(14. Mai.) Queenstown, der Hafen von Cork, der Ausgangspunkt der großen Dampfer, welche zwiſchen Europa und der neuen Welt einen faſt täglichen Verkehr unterhalten, ſchien mir nie reizender als im Augenblicke wo ich es verließ. Das Wetter prachtvoll, der Himmel duftig aber wolkenlos und beinahe blau, die Luft feucht, lau und voll der Wohlgerüche des Frühlings. Abgerechnet die Orangenbäume, die leuchtendere Sonne und die tiefblauen Tinten des Südens, beſitzt Queenstown die Vegetation, das Klima, den Himmel Portugals. Als ich dieſen Morgen zur Kirche hinauf wanderte — ſie krönt eine der Höhen im Rücken der Stadt — da ging ich unter einem Blüthenregen, im Schatten ehrwürdiger Lorbeerbäume, zwiſchen wohlriechenden Büſchen, Hecken entlang, welche ſeufzten unter der Laſt von Roſen und Jasmin, und, weſſen ſich Cintra, die Tapada und die Gärten Liſſabons nicht rühmen können, auf dem ſmaragdgrünen Sammtteppiche Altenglands. Sonntagsruhe ſchwebte über der kleinen Stadt. Halbverſteckt in den Biegungen der grünen Abhänge, ſpiegelte ſie ihre weißen Häuſer in den glänzenden, heute glatten Fluthen der weiten Bucht. Dem Sonntage zu Ehren ſind die Schiffe beflaggt. Geſtreckte Hügelzüge, bedeckt

mit Wiesen und prachtvollen Bäumen und zahllosen Landhäusern, umschlingen die Bai mit ihren grünen Armen. Ein einziger schmaler Kanal führt nach dem Meere hinaus; er gestattet den Blick nach einem Stückchen Ocean. Dort, etwa zwei Meilen von hier, harrt unser bereits der große Cunarddampfer China. Er hat gestern Liverpool verlassen und heute Queenstown angelaufen, um die Postfelleisen und einige Passagiere einzuschiffen. Wie nahe bereits die Stunde der Abreise, beweisen seine rauchenden Essen und die vielen ihn umgebenden Boote. Auf den Quais, den Häusern entlang, drängt sich eine bunte Schaar von Spaziergängern: Offiziere in Uniform, Gentlemen, Leute aus dem Volke, Fischer in Sonntagsröcken, Frauen und Mädchen, die, in ihre dunklen Mäntel gehüllt, uns mit ihren großen, schönen, tiefbraunen Augen neugierig und melancholisch betrachten. Man kommt aus der Kirche und wohnt nun der Einschiffung bei. Die Auswanderer machen den Anfang. Händedrücke werden gewechselt, einige Thränen vergossen — es ist ein Abschied für das Leben — der Kummer ertränkt in einem letzten Glase Whisky. Ein kleiner Dampfer kommt und geht zwischen dem Quai und dem Cunardschiff. Einige Herren vom Yachtklub in Cork, dem ältesten Englands*), der österreichische Konsul, der Pfarrer von Queenstown und seine Kooperatoren geben mir das Geleite, und wir sind Zeugen mancher rührenden Scene. Doch fehlt das komische Element nicht gänzlich. Endlich kommt die Reihe an mich. Der Antritt einer langen Seereise hat immer etwas Feierliches. Selbst die Wärme, mit welcher die Freunde eine glückliche Ueberfahrt wünschen, erinnert an die Unbeständigkeit der verrätherischen Elemente, denen man sich anvertraut. Um drei Uhr an Bord der China; um vier Uhr unter Dampf.

(17. Mai.) Das Wetter vortrefflich. Der Himmel klar. Die Luft frisch und elastisch, eine wahre Oceanluft, die Appetit,

*) Gegründet 1727.

Schlaf und heitere Stimmung gibt. Wir legen täglich dreihundertzwanzig bis dreihundertvierzig Meilen zurück. An Bord herrscht das kaledonische Element vor. Kapitän, Offiziere, Aufwärter, mehrere Passagiere sind Schotten. Wenig Reisende erster Klasse. General K., von der Armee der Vereinigten Staaten, und seine Tochter sind meine Tischnachbarn. Der General hat gedient in den Urwäldern, in Californien, in Idaho und Arizona, bald mit den Rothhäuten jagend, bald auf sie Jagd machend, je nach den wandelbaren Erfordernissen der Umstände und der wandelbaren Politik seiner Regierung. Wie Schade, daß ich seine Erzählungen nicht stenographiren kann! Wie interessant sind sie, wie sehr tragen sie das Gepräge der Wahrheit, und mit welcher Einfachheit und Bescheidenheit werden sie vorgetragen! Männer der That sind eben meist einfach und bescheiden.

Ein Schritt führt mich aus den Einöden Amerika's nach China. Mir gegenüber sitzt ein junger Mann. Eine elegante Erscheinung. Die Toilette gewählt. Dazu das Benehmen der großen Welt. Es ist einer der Kaufherren der englischen Faktorei in Schanghai. Mit merkwürdiger Klarheit, kurz und bündig, entwirft er mir ein Bild des brittischen Handels und der brittischen Interessen in China. Er denkt wie die meisten seiner Standesgenossen im äußersten Orient. Das Reich der Mitte sei mit Kanonenschüssen der Civilisation zu eröffnen; viele, sehr viele Chinesen, darunter sämmtliche Mandarine und Literaten, vom Leben zum Tode zu befördern; dann von der chinesischen Regierung eine tüchtige Entschädigung zu erzwingen.

Und nun nach Mexiko! Da sitzt mein Mann: klein, schwarzhaarig, halb Spanier, halb Indianer. Teint und Wäsche lassen, was Frische anbelangt, zu wünschen übrig. Er ist Kaufmann in Monterey am Rio Grande, spricht gut und viel. Seiner Ansicht nach ist nichts so malerisch wie die Reisfelder von Texas, nichts so civilisirt wie die einsamen Ranchos am Paso del Norte. Chihuahua, seine Vaterstadt, sei ein zweites Paris, eigentlich noch viel besser; das gelbe Fieber nicht so arg als man sagt.

Es reinigt vielmehr und erneuert das Blut. Wer davonkommt, fühlt sich frisch, munter und kräftig. Es ist eine wahre Lebensassekuranz. Das sind nun freilich poetische Licenzen, das Erzeugniß einer andalusischen Phantasie und einer glühenden Vaterlandsliebe, aber hinter diesen Uebertreibungen erkennt man den praktischen Sinn des Mannes und eine genaue Kenntniß seines Landes. Seine Auffassungen sind originell, seine Witze urwüchsig, wenngleich ein wenig derb. Seine Sprache veredelt sich aber, seine kleinen Augen funkeln, wenn er vom Kaiser Maximilian spricht. Diesen unglücklichen Fürsten — ein Märtyrer seiner Sache und im Tode ein Held — hat sein tragisches Ende mit einer dauernden Glorie umgeben. Schon erscheint er dem Lande, welches er aufrichten wollte und das ihn geopfert hat, als eine jener legendenhaften Gestalten, deren Andenken sich verewigt von Geschlecht zu Geschlecht. Auch die Kaiserin ist nicht vergessen. Noch bestehen ihre philanthropischen Schöpfungen. Ihre von barmherzigen Schwestern geleiteten Kinderasyle überlebten die Blutthat von Queretaro.

Auch ein Halbdutzend junger Yankees haben wir an Bord. Kaufmänner, sämmtlich aus derselben Form gegossen: hohe Gestalt, schmale Schultern, flache Brust; verständige, forschende, unruhige Augen; der Mund fein, der Ausdruck sarkastisch. Sie verbreiten um sich eine Atmosphäre von Geld, und Geld haben sie oder werden es haben.

Das Wetter ist schön und das Vorderdeck überfüllt mit Auswanderern: Männer, Weiber, Kinder, sitzend, kauernd, liegend. Wären es Leute aus dem Süden, etwa Bauern aus Latium, welch' schöne Studien für einen Künstler! Aber diese Gruppen haben nichts Malerisches. Gleichgültigkeit und dumpfe Ergebung liest man in den durch übermäßige Arbeit oder Entbehrung entstellten Zügen. Doch fehlt das heitere Element nicht gänzlich. Junge Leute singen im Chor. Andere plaudern mit den Mädchen, die stricken. Einige elsässische Arbeiter, welche nicht wieder Deutsche werden wollen, fragen mich um Rath. Sollen sie nach

den Nord- oder Südstaaten, oder nach dem far West gehen? Welchem Berufe sollen sie sich widmen? und wie muß man es anfangen, um, gleich bei der Ausschiffung, in den Straßen von New-York nicht Hungers zu sterben? Von der Geographie des neuen Vaterlandes haben sie nur eine dunkle Ahnung, nicht die geringste wie sie ihren Unterhalt gewinnen werden. Welcher Mangel an Voraussicht! Und doch ist dies, wie man mir sagt, der Fall der meisten Auswanderer. Leute, die sich zu Hause unglücklich fühlen, sagen sich: nach Amerika! Die wenigen Habseligkeiten werden verkauft; der Erlös genügt eben für die Ueberfahrt, und dann auf gut Glück abgereist!

Ein achtzigjähriger Greis, ein englischer Bauer aus Sommersetshire, der Typus des Patriarchen, gestützt auf zwei hübsche junge Burschen, wankt über das Verdeck. Seine Haltung ist die eines Mannes, der sich und Andere zu achten weiß. „Sir", sagt er mir, „für mich ist das Auswandern ein wenig spät, aber ich lasse hinter mir, in England, das Elend, und ich hoffe in der neuen Welt wenigstens Brot zu finden. Dies sind meine Enkel." Dabei sah er die beiden jungen Leute an mit einem Gemisch von Zärtlichkeit, Vertrauen und Stolz. „Ihr Vater und meine Tochter sind im Dorfe geblieben. Ich werde sie nicht wieder sehen", dazu lachte er laut auf. Ich wandte den Blick ab, und er fuhr mit dem Aermel über die feuchten Augen.

Die Schiffsbibliothek ist gut bestellt: die englischen Klassiker, Geschichtswerke, einige Revüen und Walter Scott'sche Romane. Aber die Bücher, in welchen ich am liebsten lese, sind meine Reisegefährten. Sie gehören allen Theilen der Welt an und allen Schichten der Gesellschaft. Der Tag vergeht also schnell. Die Kost ist vortrefflich, wenigstens was die Lebensmittel anbelangt. Zubereitung, Dienst, Einrichtung der Kabinen gehören Altengland an, wie es vor der Reformbill war. Ich klage nicht darüber, ich erwähne nur die Thatsache. Die Herren Direktoren der Cunardlinie sind Conservative. Minder angenehm als der Tag ist der Abend. Erstlich ist es kein Leichtes zu lesen beim

flackernden Scheine einer Kerze, bei einem Luftzuge, der unmittelbar vom Nordpol kommt, kräftig genug, um Rheumatismen zu geben, aber zu schwach, um die alkoholischen Ausdünstungen des Soupers zu verscheuchen. Was sodann die Schlafkabinen anbelangt, so findet man dort, unter dieser Breite und im Monat Mai, die Temperatur eines Eiskellers.

(20. Mai.) Während der zwei letzten Tage heftige Windstöße aus West-Süd-West. Die Engländer nennen dies eine double-top-reef-breeze. Später artete diese sogenannte Brise in einen halben Sturm aus, half a gale. So lange der weiße Schaum der Wellenkämme über die Flanken der Woge gleich Gießbächen herabstürzt, weht eine doppelte top-reef-Brise. Beim Sturm entflieht der windgepeitschte Schaum in horizontaler Richtung. Dies und Anderes lehrte mich der freundliche Kapitän. Die Winde und die Wogen sind sein geringster Kummer. Weniger gleichgültig ist er für Nebel und Eis, die man, in dieser Jahreszeit, auf den „Bänken" fast immer antrifft.

Gestern aber ward das Wetter wieder schön. Wir sahen ein Nordlicht und einen großen Eisberg. Ein prachtvolles Schauspiel! Er schiffte neben uns einher, etwa eine Meile entfernt. Glänzend weiß auf der Oberfläche, grün in den Spalten, in zwei hohe Gipfel auslaufend, rollte der ungeheuere Block schwerfällig auf und nieder. Die See ging hoch und die Wogen brachen sich schäumend an der schwimmenden Eismasse. Ungeachtet des Lärmens unserer Maschine vernahmen wir deutlich das donnerähnliche Dröhnen der Brandung. Dabei übergoß uns die arktische Sonne mit ihrem fahlen Licht. Schön, großartig, aber unheimlich!

Wir sind nun auf den Bänken von Neufundland. Diesen Abend werden wir Cap Race umschiffen. Glücklicher Weise ist die Luft klar. Hätten wir aber, was im Mai die Regel, hier Nebel gefunden; wären wir auf den Eisberg gestoßen, was

dann? „Oh", ſagte der Kapitän, „binnen zwei Minuten in den Grund gebohrt." Dies iſt die Schattenſeite dieſer Ueberfahrten. Ich mache ſie jetzt zum dritten Male innerhalb zehn Monate, und faſt immer bei dunklem Himmel und dichtem Nebel. Daher ſo häufig die Unmöglichkeit den Meridian zu nehmen, weil Sonne und Horizont unſichtbar ſind; und daher die Nothwendigkeit den Weg by dead reckoning zu ſuchen, d. h. durch fortwährende Beobachtung die Reſultirende zu finden, nämlich das Ergebniß des Schiffskurſes, die Schnelligkeit der Bewegung und der Einwirkung der ſo wandelbaren Strömungen. Wenn man ſtatt des nördlichen und kürzeren Kurſes den ſüdlicheren aber längeren nähme, ſo würde man wenig Eis und faſt keinen Nebel treffen und die Gefahren des Zuſammenſtoßes mit Schiffen oder Eisbergen bedeutend vermindern. Ungeachtet der nützlichen Dienſte des Nebelhornes, dieſes wohlthätigen aber nervenangreifenden Inſtrumentes, welches von Minute zu Minute ſeinen dumpfen Angſtruf in die Nacht hinausbrüllt, ſind die Zuſammenſtöße häufiger als man erfährt. Gelingt es einen oder einige der Schiffsmannſchaft zu retten, oder wenigſtens den Namen oder die Nummer des in den Grund gebohrten Schiffes zu erkennen, ſo erſtattet der Kapitän Bericht, und die Geſellſchaft zahlt die Entſchädigung. Iſt aber der Zuſammenſtoß bei ganz tiefem Dunkel erfolgt, iſt das Schiff mit Mann und Maus verſunken, konnte ſeine Name nicht erörtert werden, ſo zieht der große Leviathan einfach ſeines Weges.

Das Geld iſt eben ein ſchlechter Philanthrop. Die Geſellſchaften ſuchen ſich an Schnelligkeit zu überbieten. Jede Abfahrt von Queenstown, jede Ankunft in New-York und umgekehrt wird von den Zeitungen mit Angabe von Tag und Stunde gemeldet. Daher dies wahnwitzige Kirchthurmrennen. Im engliſchen Publikum ſind mehr als ein Mal warnende Stimmen laut geworden, und die Times hat ihnen die Oeffentlichkeit und das Anſehen ihrer Spalten nicht verſagt. Nähme man den

südlichen Kurs (d. h. südlich vom 42. Breitengrade), so würde die Ueberfahrt einen oder zwei Tage mehr in Anspruch nehmen, dagegen aber unter den gewöhnlichen Umständen jeder anderen längeren Schifffahrt vor sich gehen. Der geringe Zeitverlust würde durch die relative Gefahrlosigkeit mehr als vergütet. Aber dies setzte voraus, daß sämmtliche Gesellschaften sich gegenseitig verpflichteten, die nördliche Straße aufzugeben, ein Uebereinkommen, welches bisher, leider, nicht zu Stande kam. Die Rivalität der Kompagnien trägt die Schuld an den meisten Unglücksfällen. Die Cunard*) haben, allerdings, nie ein Schiff und nicht Einen Passagier verloren. Auch die beiden deutschen Gesellschaften lassen nichts zu wünschen übrig. Kapitäne und Offiziere sind Meister ihres Faches und besitzen von diesem Theile des atlantischen Oceans eine erschöpfende Kenntniß; die Mannschaft besteht aus erprobten Leuten; die Maschinen, das Vollendetste ihrer Art, werden nach jeder Reise zerlegt und sorgfältig geprüft. Was menschliche Vorsicht leisten kann, geschieht. Und dennoch sind die Unfälle, obgleich selten im Vergleiche mit den zu bestehenden Gefahren, weit häufiger als in anderen Meeren. Keine andere Dampfschifffahrtsverbindung bietet ähnliche Gefahr und größere Schwierigkeiten. Im Winter herrschen Stürme vor. Aber die übelste Fahrzeit sind März, April und Mai. Um diese Zeit kommt das Bankeis von Neufundland, von den Strömungen getragen, am Rande des mexikanischen Golfstromes an, vermag nicht ihn sogleich zu durchbrechen und staut sich daher an der Grenze der warmen und kalten Wasser, deren Berührung den Nebel erzeugt. Später im Jahre, im Juni und Juli, erscheinen dort, aus den höheren Breitengraden des Polarmeeres kommend, die Eisberge des vorigen Jahres. Gewaltiger als die Brocken des Bankeises, und bedeutend tiefer gehend, bewegen sie sich nur sehr langsam vor-

*) Ich lese soeben (Juli 1873) mit großer Befriedigung eine öffentliche Anzeige dieser Gesellschaft, laut welcher ihre Schiffe fortan „um Zusammenstöße zu vermeiden" einen südlichen Kurs einhalten werden.]

wärts, durchſchneiden aber den Golfſtrom mit Leichtigkeit, ein Beweis der geringen Tiefe dieſes letzteren und des Vorhandenſeins anderer unterſeeiſcher Strömungen. Zuweilen ſcheitern ſie auf den Untiefen der neufundländiſchen Bänke, und liegen dort wochenlang, Klippen bildend, welche auf keiner Karte verzeichnet ſind. Die, welche nach Süden weiter treiben, ſchmelzen in kurzer Zeit.

Für die nach Amerika gehenden Dampfpacketboote ſind der ſiebente und achte Tag die ſchwierigſten. Um dieſe Zeit befinden ſich die Schiffe in dem breiten, gegen den Nordpol offenen, Kanale zwiſchen Island und den Küſten von Labrador, das heißt, vorzugsweiſe, in der Region der beſtändigen Nebel und auf der großen Heerſtraße der Eisberge. Kaum hat man die iriſche Küſte aus den Augen verloren, ſo ſprechen Offiziere und Matroſen bereits von dieſem ſiebenten und achten Tage, wie die Aerzte von dem kritiſchen Tage gewiſſer Krankheiten reden. Bis dahin iſt jedes Wetter recht, nachher jede Eisgefahr verſchwunden; aber dieſe beiden Tage!

Voriges Jahr, im Juli, befand ich mich an Bord der Scotia, eines der beſten Cunardſchiffe. Obgleich im Hochſommer, hatten wir zwiſchen Cap Clear und Sandyhook die Sonne nur Ein Mal und zwar nur während ganz kurzer Zeit geſehen. Auf den Bänken herrſchte undurchdringlicher Nebel, um Mittag beinahe nächtliches Dunkel. Kaum möglich, von der Mitte des Deckes die vier Wachmänner am Vordertheil zu gewahren. Während die Atmoſphäre ſich fortwährend verdichtet, zeigt das Thermometer eine plötzliche Erkühlung von Luft und Waſſer. Alſo Eis ganz in der Nähe. Aber wo? das iſt die große Frage. Zu meinem Erſtaunen wird die Geſchwindigkeit unſeres Laufes nicht vermindert. Man ſagt mir, das Schiff gehorche dem Steuerruder im geraden Verhältniſſe zur Schnelligkeit der Fahrt. Um den Eisberg zu umgehen, muß man ihn nicht nur ſehen, ſondern auch im Stande ſein den Kurs rechtzeitig zu ändern. Dies ſetzt von Seite des Schiffes eine gewiſſen Grad

von Beweglichkeit voraus, und dieſe Beweglichkeit ſteigert ſich mit der Schnelligkeit.*) Alſo, wie dies ſo häufig im Leben, man vermindert die Gefahr, indem man ihr die Stirne bietet.

Ich ſuche das Vorderdeck zu erreichen. Kein Leichtes, denn wir ſchiffen viel Waſſer ein. Dazu der heftige Gegenwind und die, bei einem Laufe von fünfzehn Knoten die Stunde, gewaltige Schiffsbriſe. Alſo mit den Elementen, mit dem Luftſtrome, der mich beinahe umwirft, mit der über Bord ſchlagenden See kämpfend, bringe ich langſam vorwärts. Ein Offizier reicht mir ſeine kräftige Hand.

„Sehen Sie", ſagt er, „jenen gelben Vorhang gerade vor uns? Wenn er Eis verhüllt, und dieſe vier Jungen mit den Lynxaugen es gewahr werden, ſagen wir, auf eine halbe Meile Entfernung, alſo zwei Minuten ehe wir daran zerſchellen, ſo bleibt gerade Zeit genug um zu wenden, und dann iſt Alles in Ordnung. All will be right."

Ich dankte dem Offizier für die Auskunft, bewunderte ſeine Seelenruhe und die wiſſenſchaftliche Schärfe ſeiner Berechnung, erlaubte mir aber doch ein leiſes Bedauern, daß dem Zufall ein ſo großer Spielraum geſtattet ſei.

Mühſehlig bringe ich weiter vor und erreiche endlich das Bugſpriet. Hier ſtehen die vier Männer, in deren Händen, oder vielmehr in deren Augen unſer Schickſal liegt. Schöne Typen der angloſächſiſchen Raſſe! Wahre Koloſſe. Breitſchultrig; Geſichtsfarbe einſt weiß und roſig, jetzt von Wind und Sonne gebräunt, edle Geſichtszüge, das Haupt mit dem Southweſter bedeckt, indeß die hellrothen Locken im Winde flattern. Da ſtehen die vier Männer, die Arme über die Bruſt gekreuzt, wie Bildſäulen, als hätte man ſie an das Deck genagelt. Für ſie gibt es keine Geſetze der Schwere. Alle Fähigkeiten ihrer Seele ſcheinen geſammelt in ihren lebhaften, glänzenden Augen. Unverwandten Blickes betrachten ſie den verhängnißvollen Vorhang,

*) Ich habe ſeither dieſe Theorie von Fachmännern beſtreiten hören.

der unſer Loos verhüllt. Zu der leichten Erregung ihrer Züge, zur wilden Unruhe der Natur bildet die Unbeweglichkeit der vier großen Geſtalten einen eigenthümlichen Gegenſatz. Sie ſind das Bild der Geſundheit, der phyſiſchen Kraft, der Pflichttreue, der Vertrautheit mit der Gefahr.

(21. Mai. Sonntag.) Wir ſind in den Gewäſſern von Neuſchottland. Der Tag wundervoll. Majeſtätiſch rollt der Ocean ſeine langen, flachen, heute von keinem Sturme gepeitſchten Wogen. Sie ſpiegeln die helle leuchtende Sonne, den wolkenloſen Himmel, deſſen Bläue bereits die Nähe von Land verräth. Ueber dem Meere, in der Luft, am Deck herrſcht Ruhe. Die Natur hat ihr Sonntagskleid angezogen. Die Paſſagiere ſind in der großen Kajüte verſammelt. Dort lieſt, in Abweſenheit eines Geiſtlichen, der Schiffsarzt die Gebete. Dann folgen die üblichen Geſänge. Am Hinterdeck ſitzend lauſche ich ihrer. Die etwas ſchrillen Stimmen der Schotten, die näſelnden der Yankees dringen zu mir empor, gemildert durch die Entfernung und die freie Luft. Sanft und feierlich verklingt der Choral über der weiten Waſſerfläche.

Nachmittag ändert ſich die Scene mit Einem Male. Plötzlich ſind wir in Nebel gerathen. Schwarze Schleier ſinken nieder. Der Himmel verdunkelt ſich wie auf der Bühne. Die Sonne, eben erſt ſo ſtrahlend, gleicht einem dürftigen, röthlichen Oelflämmchen. Jetzt iſt auch dies erloſchen. Der Wind bläſt mit ſteigender Heftigkeit. Ein Schneegeſtöber umhüllt die China. Aber Bankeis und Eisberge ſind hier nicht mehr zu beſorgen. Dagegen befinden wir uns ſo recht eigentlich auf der Hauptſtraße nach New-York. Keine oder wenige Fiſcherbarken mehr, aber gewiß viele, große Segelſchiffe. Allerdings trennen uns noch fünfhundert Meilen von der Mündung des Hudſon; da aber Jedermann die gerade Linie, als die kürzeſte, vorzieht, ſo gleicht der, in der Theorie ſo weite, Ocean that-

sächlich einer dreitausend Meilen langen, aber sehr schmalen Gasse, viel zu schmal für die Zahl der Passanten. In diesem Augenblicke befinden sich auf dieser Linie fünf große Packetboote, welche sämmtlich gestern von New-York ausgelaufen sind. Glücklicherweise sind sie noch ferne. Aber die Segelschiffe! Vom Frost geschüttelt, sitzen wir beisammen im hatch-way, einem kleinen Raum am Deck, wo die Matrosen ihren Grog fassen, und die Passagiere rauchen dürfen. Natürlich bespricht man unsere Lage. Der Kapitän tritt für einige Augenblicke ein. Das Wasser strömt von seiner Kautschuckjacke. Sein Bart gleicht einem Eiszapfen. Er zündet ein Cherut an und erleichtert sich das Herz, indem er das Wetter verwünscht. In der That, seine Lage ist die eines Menschen, der so rasch er kann in einem gänzlich finstern Gange läuft, ohne zu wissen ob es da Stufen gibt, aber ziemlich gewiß, daß ein Anderer ihm entgegen rennt! Nie und nirgends sah ich eine so dichte Luft, eine so finstere Nacht; und wir dampfen mit einer Schnelligkeit von dreizehn einem halben Knoten in das Schwarze hinein! Das sind die üblen Augenblicke in dem Leben der Befehlshaber dieser atlantischen Packetdampfer. Findet ein Zusammenstoß statt, so führen die Beschädigten Klage. Ist das Ergebniß ungünstig für die Kompagnie, so wird in den meisten Fällen der Kapitän verantwortlich gemacht. Also auf der See steht sein Leben, zu Lande sein Ruf und sein Vermögen am Spiel. Ein hartes Brot, und eine gräuliche Sache, dieser abscheuliche Nebel!

Aber wir Passagiere haben nichts zu fürchten. Kapitän Mac-Aulay beruhigt uns. „Wir sind die Stärkeren", sagt er. „Kein Segelschiff ist im Stande der China die Stirne zu bieten. Wird Jemand diese Nacht in den Grund gebohrt, so sind sicher nicht wir es." Diese tröstlichen Worte geben der Gesellschaft ihre ganze Heiterkeit wieder. Ein jeder trägt in seine kalte Schlafkabine das erhebende Gefühl seiner Kraft und Unverletzlichkeit. Ein jeder ist fest entschlossen die Unglücklichen, welche ihm in den Weg geriethen, unbarmherzig, zu vernichten.

In dieſer heroiſchen Stimmung ſuchen und finden wir, unerachtet des unabläßlichen Stöhnens der Lärmpfeife, den erquickenden Schlaf des Gerechten.

(23. Mai.) Während ſechs und dreißig Stunden waren Nebel und Alarmſignale unſere Gefährten! Heute Morgen ſahen wir Sonne und Land. In dieſem Augenblicke, acht Uhr Abends, geht die China in der Quarantäneſtation vor Anker. Es iſt noch heller Tag; aber der Arzt und der Beamte, welche uns Praktik geben ſollen, nehmen im Familienkreiſe das Nachtmahl ein, bei welcher Funktion, gerade wie ihre Amtsbrüder in Europa, ſie Störungen nicht lieben. Wir werden alſo erſt morgen amerikaniſchen Boden betreten. Man benachrichtigt uns jedoch, daß dieſe Herren nach ihrem Frühſtücke kommen, daß die Förmlichkeiten des Mauthhauſes zwei bis drei Stunden nehmen, und wir nicht vor Mittag ausſchiffen werden. Genau ſo verliefen die Dinge auf meiner vorjährigen Reiſe. Die Dauer der Ueberfahrt wird auf dieſe Art um achtzehn Stunden verlängert. Da war es wohl kaum der Mühe werth, mit Gefahr für Leib und Leben, und mit einer Schnelligkeit von vierzehn Knoten die Stunde, durch Eis und Nebel über den Ocean zu jagen. Aber es ſcheint, daß die Büreaukratie in beiden Hemiſphären dieſelben Pfade wandelt. Als guter Patriot freue ich mich, uns in dieſem Lande des Fortſchrittes ſo wenig überholt zu ſehen.

II.

New-York.

Vom 24. zum 26. Mai.

Broadway — Fifth-Avenue. — Einfluß New-Yorks auf die Geſchicke der Vereinigten Staaten.

In New-York iſt Alles intereſſant. Damit ſei nicht geſagt, daß mir Alles gefällt. Man wird nicht müde den Tag über die unabläſſige, fieberhafte Thätigkeit von Broad- und Wallſtreet zu beobachten, gegen Abend in der prachtvollen fünften Avenue die elegante Welt, die Maſſe unbeſchäftigter Spaziergänger, die zahlreichen Equipagen zu muſtern. Der Luxus der Wagen, deren viele mit Wappen geſchmückt ſind, die allzureichen Livreen, die theuren Pferde, die Toiletten der Damen (beſſer bedacht von der Natur als von ihren Modiſtinnen), Alles in in dieſem wechſelnden Bilde erregt die Neugierde des Ankömmlings, wenn es ihn gleich vielleicht nicht in Allem befriedigt. Man forſcht nach dem moraliſchen Bande zwiſchen dieſem großen Aufwande, der ſich auf dem republikaniſchen Boden ſo breit macht und zwiſchen dem Durſte nach Gleichheit, dem Lebensprincip, dem Zwecke, dem Stachel, der Belohnung und der Strafe demokratiſcher Geſellſchaften. Gewiß, dieſe faſhionable Welt wird nur geduldet von dem Proletarier, von dem Bluſenmanne, von dem Manne des vierten Standes, wie man in Europa ſagen würde; aber dieſe Duldung erklärt ſich durch die Hoffnung, welche hier zu Lande ein jeder hat — und ſie iſt nicht ganz chimäriſch — ſeiner Zeit zu ähnlichem Wohlſtande zu gelangen. Warum ſoll er nicht auch ſein Weib, welches heute Wäſche wäſcht oder in einem Ginpalace Gläſer und Flaſchen ſpült, eines Tages hier in einem ſchönen Landau fahren ſehen; warum ſoll er nicht vor ſeinen eigenen Gig ein Pferd ſpannen, das fünftauſend Dollars gekoſtet hat; warum wäre es ihm verſagt, ſich einſt mit all dem Luxus zu um-

geben, mit all den materiellen Genüſſen, welche ſich hier vor ſeinen Augen entfalten und deren Anblick ſein Gelüſte darnach weit mehr erregt als ſeinen Neid? Und hierin liegt der große Unterſchied zwiſchen dem amerikaniſchen und dem europäiſchen Demokraten. Der letztere verzweifelt ſich zu erheben. Daher ſucht er die Anderen zu erniedrigen. Seine moraliſche Triebfeder iſt der Neid, ſein Beruf zu nivelliren und zu zerſtören. Der Amerikaner ſucht den Genuß. Um zu genießen, muß er durch Arbeit Geld gewinnen, was in der neuen Welt immer möglich und zuweilen leicht iſt. Iſt er reich geworden, ſo hält er ſich für gleich mit Jedermann. Er trachtet alſo zu ſteigen; denn er ſucht die Gleichheit in einer höheren Sphäre als die, wo ſeine Wiege ſtand. Der europäiſche Demokrat hofft die Gleichheit zu verwirklichen, indem er die Anderen zu ſich herabzieht. Ich gebe der amerikaniſchen Methode den Vorzug.

In Amerika wie bei uns ſcheint die Gleichheit nur in der Theorie möglich. Nirgend bewährt ſich dies mehr als in den Vereinigten Staaten. Kehren wir zu unſerem Bluſenmann zurück. Es iſt fünf oder ſechs Uhr Abends, und er luſtwandelt in der fünften Avenue. Das Schauſpiel, das ſich vor ihm aufthut, feſſelt, aber ärgert ihn nicht. Sein Antlitz verräth im Gegentheil freudige Erregung. Was er ſieht, iſt das Bild ſeiner eigenen Zukunft. Der Gedanke ſchmeichelt ihm; er weiß nicht, daß dieſe Träume ſich, im beſten Falle, nur unvollkommen verwirklichen laſſen. Es iſt möglich, daß er zu großem Reichthum gelange, daß er einſtens alle dieſe Kröſuſſe von Wallſtreet an Aufwand überbieten werde. Aber der Zutritt in gewiſſe Regionen bleibt ihm verwehrt. Bald wird er die Ueberlegenheit derer, welche ihnen angehören, fühlen müſſen. Sein Sohn, ſein Enkel wird vielleicht Einlaß erhalten; er ſelbſt iſt ausgeſchloſſen. Weil er ſich aber in der Lage der Mehrzahl befindet, und ſeine Kraft fühlt, ſo verliert er den Muth nicht. Unabläſſig und auf alle Weiſe, aber immer erfolglos, jagt er nach dem Traumbilde der geiſtigen und ſocialen Gleichheit.

Was ist die Folge? Die wirklich Gebildeten, die Verfeinerten, die Verehrer der geschichtlichen Tradition, die Freunde europäischer Gesittung, entziehen sich gewissermaßen dem öffentlichen Anblicke, bilden eine Welt für sich, fliehen, als ihnen feindlich, die Berührungen mit dem wirklichen Leben, mit den Männern der That, welche diesen ungeheuren Kontinent ausbeuten, seine Schätze entdecken und zur Geltung bringen, und deren erstaunliche Leistungen mit Recht der Gegenstand unserer Bewunderung sind. Es ist erlaubt den übertriebensten Luxus zur Schau zu tragen, weil die materiellen Güter einem jeden zugänglich sind. Unerlaubt ist, weil die Menge sich nie zu solcher Höhe erheben kann, das Schauspiel geistiger Bildung und verfeinerter Sitten. Diese Schätze werden verhüllt, wie die Juden des Mittelalters, wie noch heute im Orient reiche Leute die Pracht ihres Haushaltes hinter unansehnlichen Ringmauern sorgfältig verbergen.

Daher kommt es, daß der Reisende in den Vereinigten Staaten mehr rohen als gebildeten Leuten begegnet; und daher rührt auch die in Europa so allgemein verbreitete aber irrthümliche Meinung, der Nordamerikaner wisse nicht zu leben. Die Wahrheit ist, daß die Emporkömmlinge — aber empor gekommen durch Verstand, Muth und Thätigkeit — daß diese merkwürdigen Männer, welche Mittel fanden sich zu bereichern, aber nicht sich zu erziehen, welche ihren eigenen Werth kennen und daher um so bitterer die Zurückhaltung derer fühlen, welche ihnen durch Erziehung und Lebensgewohnheiten überlegen sind — die Wahrheit ist, daß diese Männer sich überall vordrängen, während die wahren Gentlemen und die wahren Ladies in der Zurückgezogenheit leben, durch ihre Unsichtbarkeit gegen jene aufgezwungene Gleichheit protestiren, und, in den großen Städten des Ostens, namentlich in Boston und Philadelphia, eine Gesellschaft bilden, welche an Exklusivität die unzugänglichsten Kreise unserer Höfe und Hauptstädte bei weitem übertrifft.

In der Physiognomie New-Yorks spiegelt sich gewissermaßen die Union. Ich möchte sagen, das geistige, moralische, und kommerzielle Leben des Amerikaners strahlt von diesem Brennpunkte nach allen Theilen der Vereinsstaaten aus.

Broadway ist der Vertreter und das Vorbild der großen Schlagadern, welche Nord-Amerika von Meer zu Meer durchziehen. Die thoroughfares der Londoner City, die Pariser Boulevards, die Ringstraße Wiens und seine hundert verschlungenen Irrgänge sind gewiß eben so belebt als Broadway, aber diese Bewegung entspringt aus den Bedürfnissen jener Städte, während Broadway mehr ist als die Gasse einer Stadt; es ist die große Heerstraße der Union. Nachdem rechts und links eine Menge von Menschen und Waaren abgesetzt worden, bleibt von diesen und jenen noch immer genug, um die Eisenbahnzüge zu belasten, deren Netz sich über das Kontinent ausspannt. Die Leute, welche in den zahllosen und vielgestaltigen Wagen, Karren, Omnibussen umher fahren, sehen mehr wie Reisende denn wie Fahrgäste, mehr unruhig als geschäftig aus. Man sollte meinen, ein jeder fürchte seinen Zug zu versäumen. Gewiß, New-York ist eine Stadt im europäischen Sinn, wie London, wie Paris, wie Wien. Aber es ist zugleich mehr als eine Stadt; es ist auch ein ungeheurer Bahnhof, ein Depot, wie man in Amerika sagt, für Reisende und Waaren. Eine sich immer erneuernde Bevölkerung strömt ab und zu, und verleiht der großen Metropole den fast allen amerikanischen Städten eigenthümlichen Anstrich der Unruhe, der Sorge, des Unvollendeten und Provisorischen. Alles in Allem, vertritt Broadway das Princip der Beweglichkeit.

Gehen wir nach Wallstreet, dem Stadtviertel der hohen Finanz. Hier ist die Aehnlichkeit mit der Londoner City unverkennbar. Die Gebäude, welche Banken sind, die Menge auf der Gasse, welche Börsenmänner sind, die Luft, die man athmet, Alles riecht nach Millionen. Doch ist die Analogie nicht vollständig. Ich citire, unter tausenden, nur Ein Anzeichen: die

Bankiers haben nie Baargeld im Hause. Ihre Fonds sind in einer öffentlichen Bank deponirt, von wo sie mit Hilfe des Telegraphen und eines Kommis ihren Bedarf beziehen. Eine höchst verständige, aber zugleich für die hiesigen Zustände bezeichnende Einrichtung. Die öffentlichen Banken sind kleine Festungen. Einbruch und gewaltsamer Raub sind da kaum möglich. Selbst im Falle eines Aufruhrs bieten diese Geldburgen große Sicherheit. Nicht als ob bedeutende Unruhen dermalen in New-York zu besorgen wären. Aber Geld ist furchtsam; furchtsam und erfinderisch. Am Ende thut es nur wie Jedermann in Amerika: es sorgt selbst für seine Sicherheit, wie der Backwoodman, der seine Penaten an den Saum der Civilisation getragen hat, mit der Erbauung eines Blockhauses beginnt; wie der Offizier im Reviere der Rothhäute jede Nacht mit seiner Mannschaft hinter Gräben und Schanzkörben biwakirt.

Wir sind in der Fünften-Avenue, also weit von den Stadttheilen des Handels und der Betriebsamkeit. Hier ergötzt sich das Auge an der Betrachtung der dort erworbenen Reichthümer. Den künstlerischen, den architektonischen Werth dieser pomphaften, überladenen, anspruchsvollen Prachtgebäude, die sich in das Unendliche an einander reihen, wollen wir nicht allzu kritisch untersuchen. Dieser Styl von fraglichem Geschmacke ist nach Europa gedrungen und verbreitet sich bei uns immer mehr. Belgravia und die Ringstraße kennen ihn. Auch Hausmann und seine Gefährten haben in dieser Quelle geschöpft, die französische mit der amerikanischen Renaissance verquickt, den Uebergang vom Mignon Heinrichs III zum heutigen Yankee vermittelt. Doch kehren wir nach Fifth-Avenue zurück. Die kleinen Vorgärten sind allerliebst. Immer grün, und in diesem Maimonate weiß, roth und lila gesprenkelt, ziehen sie sich wie Blumengewinde von Haus zu Haus: ein Gewebe von feinblätterigen Schlingpflanzen, von duftigen Büschen und glänzendem Südlaub. Dazwischen bleibt noch Platz für kleine kokette Rasenplätzchen, welche zierliche Marmorgeländer umfrie-

den. So niedlich, so reizend, so ideal und poetisch, daß man weder Muße noch Lust hat, zu den überladenen Fassaden der Häuser aufzublicken. Alles in Allem fesselt Fifth-Avenue das Auge durch den Wechsel großartiger Fernsichten und lieblicher Landschaftsbilder.

New-York besitzt eine große Anzahl von Kirchen und Kapellen. Hier spreche ich nicht von der noch unvollendeten gothischen Kathedrale der Irländer; denn dieser Bau entspringt einfach aus dem Bedürfnisse der Seelsorge. Was mir auffällt sind die vielen kleinen, den verschiedensten Kulten gewidmeten, und mit großem Aufwande und in allen möglichen und unmöglichen Stylen errichteten Tempel. An sich klein, scheinen sie noch winziger neben den monumentalen und verhältnißmäßig ausgedehnten Wohnhäusern, die sie umgeben. Unseren Städten verleihen die massenhaften Umrisse des Münsters, die hohen Thürme und Dächer der anderen Kirchen ihr eigenthümliches Gepräge. Von weitem erkennt man sie daran. In New-York gerade das Gegentheil. Vom Strome aus betrachtet oder von Jersey-City, wo die aus Europa Kommenden landen, zeigt die große Metropole nichts als eine verworrene Ziegelmenge, roth, gelb, grau, überragt von zwei oder drei Kirchthürmen. Die Umrisse der Hausdächer verfließen in eine einzige, konfuse Masse. Eine horizontale Linie schneidet sie vom Himmel ab. Die paar Thürme verschwinden dagegen oder werden Nebensache. Die Ankömmlinge fragen sich, wie so wenige Kirchen für eine Million Christen ausreichen können. Betritt man aber die Stadt, so erkennt man alsbald seinen Irrthum, zumal wenn man Fifth-Avenue erreicht, von wo die Geschäfte verbannt sind, wo die Ruhe in ihr Recht tritt, und mit der Ruhe die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse, und, ein wenig, auch die Erhebung des Gemüthes, die Sammlung und das Gebet. Nicht als ob alle diese kleinen Tempel der eben genannten Straße das Gepräge einer besondern Frömmigkeit verliehen! Im Gegentheil, die sanctitas loci fehlt diesem eleganten

und vornehmen Stadttheile ganz und gar. Die kleinen Kirchen, unerachtet ihrer anſpruchsvollen Architektur, bleiben Nebenſache. Sie ſind nur während des Gottesdienſtes geöffnet, der, wenn ich nicht irre, nur an Sonntagen ſtattfindet. Aber ſie beſtehen, und ihr Daſein beweiſt das Daſein religiöſer Gefühle im Herzen dieſer reichgewordenen Männer. So lange ſie im Schweiße ihres Angeſichtes nach Gold rangen, hatten ſie wenig Zeit für die Anſprüche des inneren Lebens. Seit ſie Millionäre geworden, erinnern ſie ſich, daß auch ſie eine Seele beſitzen. Sei es aus religiöſem Bedürfniſſe oder blos der Schicklichkeit halber, und um ihre respectability aufrecht zu erhalten, genug ſie ſteuern reichlich bei zur Gründung von Gemeinden, und die vielen ſchönen Kirchen der Fifth-Avenue ſind großentheils ihr Werk.

In einer Geſellſchaft, deren eine Hälfte in einem beſtändigen Kirchthurmrennen begriffen iſt, erſtarrt das Seelenleben. Aber der Tod iſt nur ſcheinbar. Von Zeit zu Zeit erwacht man. Die Amerikaner nennen dies revivals. Man verſammelt ſich in den Urwäldern, in den Prairien des fernen Weſten, man betet, man ſingt, man lauſcht den Predigern. Man fühlt ſich plötzlich ergriffen von dem Bedürfniſſe geiſtiger Tröſtungen. Dieſe revivals und die Kirchen von Fifth-Avenue ſind verſchiedene Offenbarungen deſſelben religiöſen Gefühles, welches der Kultus des goldenen Kalbes, die Staatsreligion des goldſuchenden Jungamerika zwar einzuſchläfern, oder vorübergehend zu unterdrücken, aber nicht auszurotten im Stande war.

Auf meinen Wanderungen durch New-York konnte ich mich, wie während meines erſten Beſuches, des Eindruckes nicht erwehren, daß dieſe Metropole, wie bereits oben erwähnt, allen größeren Städten der Union mehr oder weniger ihr Gepräge aufdrückt. Ich habe dieſe Bemerkung nirgend geleſen noch gehört, aber ſie ſcheint mir unbeſtreitbar. New-York wohnt eine centraliſirende Kraft inne. Weder der autonome Geiſt der Staaten, noch die Beweglichkeit der amerikaniſchen Geſellſchaft,

noch der faſt unbegrenzte Raum, über den man verfügt, vermögen ſie zu überwältigen. Ich könnte viele Belege anführen; aber man ſchreibt nicht gern bei + 30° R.

Ich komme ſo eben aus dem großen, ziemlich ordinär ausſehenden Stadtviertel der Deutſchen. Dort finden die neu angekommenen Auswanderer dieſer Nation Rath und Beiſtand, bevor ſie die Reiſe nach dem Weſten antreten. Sie bringen die Luft aus dem „Vaterlande" mit, und erneuern die Atmoſphäre ihrer hier lebenden, meiſt zu Yankees gewordenen Landsleute. Dieſe, ihrer Seits, ſuchen die allzuhochgeſpannten Erwartungen der eben ausgeſchifften Brüder herabzuſtimmen, ihren republikaniſchen Feuereifer zu kühlen, kurz ihnen die Dinge darzuſtellen wie ſie ſind, und ſie vorzubereiten auf ihr künftiges Daſein. Dergeſtalt vollzieht ſich in letzteren binnen wenigen Tagen eine merkwürdige Umgeſtaltung. Der Rückſchlag wird ſich fühlbar machen in den fernſten und entlegenſten Theilen der Union, an den bewaldeten Geſtaden des Lake-Superior, in den Kornkammern von Mineſota und Wiskonſin, auf den Prairien von Nebraska und Arkanſas, am Redriver von Texas, in den einſamen Ranchos des Oregon, in den grünen Schluchten der Sierra-Nevada.

In geringerem Grade ergeht es den Irländern eben ſo. Ich ſage geringer, weil der Sohn des grünen Erin ſich gegen äußere Einflüſſe mehr abſchließt als der Deutſche; weil der Celte überall ſich ſelbſt genügt, und ſich in England, wie in Amerika, wie in Auſtralien, der Einwirkung der modernen Civiliſation gerne entzieht. Der überwiegende Einfluß, welchen die zuerſt der Barbarei entledigten Nationen auf jüngere Volksſtämme ausüben, ſcheint ein Naturgeſetz. An der Grenzſcheide ſind in dieſer Beziehung immer die erſteren die Eroberer, die letzteren die Eroberten, ſelbſt dort wo zwiſchen beiden Theilen politiſche Gleichheit obwaltet, ja ſogar wenn die letzteren politiſch überlegen ſind. Allerdings bleiben dieſe Eroberungen der Aelteren über die Nachgeborenen der menſchlichen Familie innerhalb enger

Grenzen eingeschränkt, aber die Thatsache ist unleugbar. Zum Beispiele, auf der ganzen Linie wo die österreichischen Provinzen an Italien stoßen, erscheint das italienische Element gegenüber dem deutschen und slavischen als vorwiegend, freilich nur in sehr geringem Maße. In Ungarn, für den Magyaren und Slaven, in Böhmen und Illyrien, in Polen und Rußland ist der Deutsche der anerkannte Bote und Zwischenträger der Civilisation. Die der Celten reicht in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurück, wenn man, wie ich glaube, das Christenthum als die Wiege der wahren Civilisation betrachten muß. Insofern sind sie die älteren Brüder der angelsächsischen und deutschen Stämme. Aber nach allen Richtungen von diesen überflügelt, konnten sie ihr Erstgeburtrecht nie anders geltend machen, als durch den passiven Widerstand gegen die Einflüsse moderner Gesittung. In New-York sind sie, in Folge des allgemeinen Stimmrechtes, eine gewaltige Macht geworden. Bei den Wahlen geben sie häufig den Ausschlag. In den Staaten bilden sie vorzugsweise das katholische Element, so wie die Deutschen hauptsächlich das protestantische vertreten. Daher sind sie auch die gebornen Gegner der letztern. Die Auswanderer aller anderen Nationen kommen mit der Absicht Amerikaner zu werden, die Söhne der grünen Insel bleiben überall Irländer. Nicht als ob sie oder ihre Kinder nach der Heimath zurückzukehren gedächten; aber ein ideales, ein mystisches Band knüpft sie an das Vaterland. Sie haben es mit sich gebracht. Der Ocean besteht nicht für sie. Er ist höchstens ein Bach. An einem bestimmten Tage, Gott allein kennt ihn, werden die amerikanischen Brüder — so nennt man sie in Irland — ihn wieder überschreiten und den Daheimgebliebenen die Freiheit bringen, nicht die Freiheit im modern europäischen, im liberalen oder demokratischen Sinne, sondern die Unabhängigkeit, die Losreißung von England. Sie werden kämpfen und siegen. Aus diesen Träumen entsprang der Fenianismus, die unfaßbare Verschwörung, welche sich den Detektivs der englischen Polizei und den Wachtposten der eng-

lischen Garnisonen ebenso entzieht, wie den Gegenvorstellungen der katholischen Geistlichkeit, und für Irland nicht minder als für das brittische Reich eine Quelle von Verlegenheiten und Gefahren ist. Die Irländer sind also den angelsächsischen Gewohnheiten und Lebensansichten sehr wenig zugänglich. Aber gänzlich entgehen sie diesen Einflüssen doch nicht, und New-York ist es, welches den irländischen Irländer in den amerikanischen Bruder verwandelt.

Die Emigranten anderer Nationen erleiden hier auf der Durchreise, nur in erhöhtem Maße, eine ähnliche Umgestaltung.

In dieser Hinsicht wird New-York seine Suprematie bewahren, so lange es den Kopf der großen Brücke bildet zwischen den beiden Welttheilen. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen, für welche Europa keinen Raum mehr besitzt, schlagen den Weg nach der Mündung des Hudson ein, betreten amerikanischen Boden in New-York, nehmen dort ihre ersten Eindrücke auf, und verbreiten sie sodann über alle Theile des Kontinents.

III.

Washington.

Vom 26. zum 29. Mai.

Die todte Jahreszeit in der offiziellen Hauptstadt. — Wie die Amerikaner über den Alabama-Vertrag urtheilen. — Rückwirkung des Bürgerkrieges auf Ideen und Sitten. — Getheilte Ansichten über die Freilassung der Neger. — Wachsendes Uebergewicht des schwarzen Elementes in den Südstaaten.

Wer sich ein richtiges Bild von der offiziellen Hauptstadt der Vereinigten Staaten machen will, mit Vermeidung aller Reisebeschwerden, der lese die Beschreibung des H. Antony Trollope. Eine wahre Photographie! Die Farben fehlen, aber Zeichnung und Aehnlichkeit sind vollkommen. Fast bereue ich mich nicht damit begnügt zu haben.

Die Luft schwer, die Hitze erstickend. Staub und Muskitos

unbarmherzig. Arlington-house, das Hotel der offiziellen Welt, der Senatoren, der Männer der Politik, der Stellenjäger und Sollicitanten höherer Art, eine unbehagliche Karavanserai. Die schlaflosen Nächte verbringt man unter einem durchlöcherten Mückennetz, die heißesten Stunden des Tages in den Sälen des Erdgeschosses oder auf der Veranda. Da liegen mehrere Gentlemen, in Wiegenstühle ausgestreckt. Sie rauchen, sie kauen, sie spucken mit gegen die Decke gerichteten Blicken, aber sie sprechen nicht. In den weiten Räumen herrscht dumpfes Schweigen, nur unterbrochen durch das Summen der Fliegen, von Zeit zu Zeit durch den schweren Tritt eines Farbigen, der Erfrischungen bringt, Zeitungen, Briefe oder Telegramme. Zuweilen dringen plötzlich heiße mit Staub geschwängerte Luftströme in den Saal. Dazu Branntweindünste und Speisengeruch. Der Sommer in Buenos-Ayres und Rio de Janeiro ist nicht unerträglicher, und jedenfalls minder nachtheilig für die Gesundheit.

Es eilt auch alles fort. Der Präsident geht dieser Tage; M. Fish ist abgereist. Das diplomatische Korps und die Vorstände der Ministerien rüsten sich zum Aufbruche. Das Repräsentantenhaus ist geschlossen; die Senatoren im Begriffe dem Beispiele zu folgen. Ich wohnte einer ihrer letzten Sitzungen bei. Man sprach mit Ruhe und Anstand. Mir that es fast leid. Wir Europäer stellen uns amerikanische Staatsmänner meist mit geballten Fäusten und gezücktem Revolver vor. Nichts von dem Allem. Zwei ehrenwerthe Senatoren bekämpften sich mit den Waffen einer tönenden, vielleicht etwas hohlen Deklamation, etwa wie Advokaten, was sie auch ihres Zeichens sind. Sie sprachen abwechselnd laut und leise. Stellen besonderer Beredsamkeit ward dadurch Nachdruck verliehen, daß der Redner mit dem Zeigefinger der rechten auf seine flach ausgestreckte linke Hand schlug. Mittlerweile lasen, schrieben, schlummerten die Kollegen. Niemand sprach, Niemand flüsterte, aber Niemand, so schien es, hatte von dem Dasein der beiden Redner die geringste Ahnung.

Das Ereigniß des Tages ist der eben erfolgte Abschluß des Alabama-Vertrages. Die Engländer, welche ich darüber sprechen hörte, betrachten ihn als ein dem Frieden gebrachtes Opfer; die Amerikaner halten mit ihrem Urtheile zurück; die Kanadier klagen über Verrath. Sie behaupten, das Mutterland opfere sie selbstsüchtigen Zwecken. Schon vor meiner Abreise hatte mir in London ein hochgestellter brittischer Staatsmann gesagt: „Die Trennung Kanada's ist nur eine Frage der Zeit. Dieser Vertrag wird die Scheidung beschleunigen. In vier, in fünf Jahren dürfte sie stattfinden." Sonderbar, wie sich die Zeiten ändern. Wer vor dreißig Jahren in England eine ähnliche Ansicht geäußert hätte, würde, wenn ein Ausländer, für einen Feind, wenn Engländer, für einen Hochverräther gegolten haben. Die heutige Generation hat sich mit dem Gedanken an den Verlust der Kolonien vertraut gemacht. Daß sich Kanada und Australien, beim ersten Kanonenschusse Englands gegen einen auswärtigen Feind, unabhängig erklären werden, bezweifelt fast Niemand. Die utilitaries wünschen sogar die Lossagung der Kolonien und sprechen von ihren Vortheilen wie Höflinge, welche ihrem Souverain zum Verluste einer Provinz Glück wünschen.

Während meines dreitägigen Aufenthaltes in Washington speiste ich an einem kleinen Tische neben einem sehr anständig aussehenden Ehepaare. Es waren der Gouverneur eines der Weststaaten und seine Gemahlin. Der Headwaiter, welcher im Speisesaale den Dienst leitet und über die Plätze als Selbstherrscher verfügt, hatte uns bekannt gemacht. Der Gouverneur eröffnete das Gespräch mit dem landesüblichen Verhöre.

„Erlauben Sie mir", sagte er, „Sie mit einigen Fragen zu belästigen. Woher kommen Sie? Was ist Ihre Beschäftigung, und was hat sie nach den Vereinigten Staaten geführt? Was sagen Sie zu unserem Amerika? Nicht wahr, ein schönes, ein großes, ein sehr großes Land, a very big country?"

Es ist oft, besonders von englischen Schriftstellern bemerkt worden, wie sehr der Yankee Schmeicheleien über sein Vaterland liebe, ja daß er selbst die übertriebensten Lobsprüche mit Wollust annimmt, dagegen die geringste Kritik, ja selbst bloßes Schweigen sein patriotisches Gefühl unangenehm berührt. Heute ist dies nicht mehr ganz der Fall. Der Bürgerkrieg hat vieles geändert. Die Geister sind reifer, die ehemaligen enfants terribles zu Männern geworden. Man besucht Europa häufiger als vor dem Kriege, der Gesichtskreis erweitert sich, man schämt sich der kindischen Selbstvergötterung von ehemals. Dies gilt hauptsächlich von Neu-England, wo sich die Brennpunkte des geistigen Lebens befinden. Die Männer des Westens sind weniger vorgeschritten. Der Süden, einst berühmt durch die fürstliche Gastfreundschaft, die aristokratischen Sitten seiner großen Pflanzer, durch seinen Reichthum an Staatsmännern, welche fast ausschließlich die Union regierten, der arme Süden ist heute ein aus tausend Wunden blutender, verstümmelter Körper. Die Zeit allein kann Heilung bringen. Seine Lage ist anormal; und da ich ihn nicht besuchen und daher nicht mit eigenen Augen sehen werde, so ist es mir versagt, über die dortigen Zustände ein Urtheil zu fällen.

Mein Gouverneur, ein Mann aus dem Westen, gehörte offenbar der alten Schule an; ich hütete mich also seine Empfindlichkeit zu verletzen. In diesen schwierigen Lagen, wo die Pflichten der Artigkeit mit der Wahrheitsliebe in Widerspruch gerathen, zieht man sich aus der Verlegenheit wie man kann. Man spendet Lob, und mildert es dann durch irgend eine kritische Bemerkung. Aber die Zuhörer nehmen nur von den Komplimenten Notiz und nicht von den kleinen oratorischen Vorbehalten, durch welche der Reisende sein Gewissen zu beschwichtigen oder dessen Stimme zu ersticken sucht. Uebrigens habe ich mehr als einmal erfahren, daß je enthusiastischer der Fremde die Glanzseite der amerikanischen Zustände hervorhebt, desto mehr der einheimische sich geneigt zeigt der Wahrheit die

Ehre zu geben, und die Gebrechen des ſtaatlichen und geſelligen Lebens in den Vereinsſtaaten ohne Rückhalt zu enthüllen.

„Ja“, ſagte der Gouverneur, nachdem er meine Lobrede mit unverkennbarem Wohlgefallen eingeſchlürft, „ja wir ſind eine große, eine glorreiche Nation. Aber wir ſind krank. Wir leiden an den Folgen einer vorzeitigen und zu raſchen Entwickelung. Als Knaben ſind wir zu ſchnell gewachſen, als Männer haben wir zu viel auf uns genommen. Uebertriebene Arbeit entkräftet uns. Es iſt möglich, aber nicht wahrſcheinlich, daß wir ein vorgerücktes Alter erreichen. Ich fürchte, die Union hat keine Zukunft.“

„Sie fragen mich“, fuhr er fort, „um meine Anſicht über die Freigebung der Neger. Ein beſtimmtes Urtheil zu bilden iſt dermalen kaum möglich, aber, aller Wahrſcheinlichkeit nach, iſt die Emancipationsakte das Todesurtheil der ſchwarzen Raſſe. Der Neger iſt, ſeiner Natur nach, träge und ohne Vorausſicht. Seit er frei iſt, arbeitet er wenig oder gar nicht. Um den nächſten Tag kümmert er ſich nicht. Ausnahmen gebe ich zu. Seit der Abſchaffung der Sklaverei zahlen die Plantagenbeſitzer den Schwarzen Lohn, oder, noch beſſer, ſie ſichern ihnen einen Antheil an dem Erträgniſſe der Ernte. Dies Syſtem hat hier und da ſich ſo ziemlich bewährt. Aber, ich wiederhole es, der arbeitſame und ſparſame Neger macht die Ausnahme. Wenn die letzten Baumwollernten reichlich ſind, ſo iſt dies Ergebniß nicht, wie einſt ausſchließlich, nicht einmal großentheils, der Sklavenarbeit zu verdanken. Dieſe Menſchen beſitzen keinen Arbeitstrieb. Nie werden ſie mit den Weißen konkurriren können; ſie werden vielmehr in Armuth und Elend gerathen. Sie ſind, wie geſagt, ohne alle Vorausſicht und ſie ſind ſchlechte Eltern. Nie haben ſie ſich um ihre Kinder bekümmert. Dies war Sache des Eigenthümers. Wenn nicht aus Menſchlichkeit, ſo aus Intereſſe, um ſein Kapital zu erhalten und zu vermehren, ſorgte er für gute Pflege der ſchwangeren Negerinnen und ihrer Kinder. Heute iſt die Sterblichkeit unter den letzteren

geradezu grauenhaft. Uebrigens, eine langjährige Erfahrung hat es bewiesen, blieben die schwarzen Bevölkerungen in den freien Staaten, was die Zahl betrifft, unverändert oder sie nahmen ab. In den Sklavenstaaten, ganz abgesehen von den durch die Einfuhr gelieferten Zuflüssen, vermehrte sich die schwarze Rasse in erstaunlicher Weise. Diese Thatsache erklärt sich durch die soeben erwähnte Fürsorge des Besitzers für die Mütter und die Kinder, sodann durch die Vorliebe des Negers und namentlich der Negerin für die weiße Farbe. In den Südstaaten kamen, vor Aufhebung der Sklaverei, Ehen zwischen Schwarzen und Weißen nie vor. Illegitime Verbindungen zwischen weißen Männern und schwarzen Frauen, stets als gesetzwidrig betrachtet, machten die Ausnahme. Heute hat sich dies geändert. Das Gesetz ist kein Hinderniß mehr, und eine Masse weißer Feldarbeiter strömt aus dem amerikanischen Norden nach den Südstaaten. Die ehelichen Verbindungen zwischen Schwarzen und Weißen fangen an häufiger zu werden. Also, die Trägheit und die Gedankenlosigkeit, das Elend und die Krankheiten, besonders Kinderkrankheiten, werden die schwarze Bevölkerung vermindern. Hierzu kommt, daß fortan die allerdings schwerlich zahlreichen Neger, welche etwas Vermögen erwarben, ihre Töchter mit Weißen oder wenigstens mit minder Schwarzen, als sie selbst sind, verheirathen. Sie sehen, ihre Laster wie ihre Tugenden, der Müßiggang und die Arbeit, haben sich zu ihrem Untergang verschworen."

Arbeiten die Neger? Dies ist die Frage. Aber über diesen Hauptpunkt sind die Ansichten getheilt. Ein in der öffentlichen Meinung Amerika's hochstehender Staatsmann und Vertreter an einem europäischen Hofe sagte mir:

„Die Arbeitsscheu der freigelassenen Neger galt allgemein für erwiesen. Die großen Erträgnisse der letzten Baumwollernten beweisen, daß sie, unter dem System des Lohnes oder der Betheiligung, vortreffliche Arbeiter geworden sind. Sie galten für dumm, und nun zeigt sich, daß sie seltene Fähigkeiten be-

ſitzen, ſo wie den lebhafteſten Wunſch ſich und ihre Kinder zu unterrichten."

Ueber die wachſende politiſche Bedeutung der Schwarzen ſprach ſich dieſer Diplomat folgendermaßen aus: „Die Anhänger der Emancipation hatten befürchtet, die ehemaligen Sklavenhalter würden auf Umwegen das neue Geſetz zu umgehen ſuchen, und die große philanthropiſche Akte der Freilaſſung ein todter Buchſtabe bleiben. Als Gegenmittel gewährte man den Schwarzen die Theilnahme am allgemeinen Stimmrecht. Die Folge wird ſein, daß letztere bei der nächſten Präſidentenwahl den Ausſchlag geben werden*), daher bewerben ſich auch Republikaner und Demokraten um ihre Gunſt." Ich möchte hinzufügen, Niemand verkennt ihre Bedeutung weniger als Präſident Grant. Den Beweis liefert die Gunſt, welche er ihnen zuwendet, und in Folge deſſen ihr fortwährendes Zuſtrömen nach Waſhington, dem Sitze der Centralregierung. In den Südſtaaten ſind ſie mehr oder weniger die Herrn. In Südkarolina iſt der Vice-Präſident der Legislatur ein Farbiger. Hören wir den New-York Obſerver:

„Die Zuſtände in Südkarolina ſind nachgerade unerträglich. Dies iſt zwei Urſachen zuzuſchreiben: Die Schwarzen ſind zahlreicher als die Weißen, und die ehemaligen Sklaveneigenthümer, empört durch die neue Ordnung der Dinge, verſchmähen es die Geſetzgebung und Regierungsgewalt mit den Schwarzen zu theilen. So geſchieht es, daß letztere im Vereine mit den neuen, weißen Einwanderern aus den Nordſtaaten in den Beſitz der Macht gelangt ſind. Von hundertfünfundzwanzig Mitgliedern der Repräſentantenkammer ſind neunzig Schwarze. Im Senat beinahe daſſelbe Verhältniß. Die Mehrzahl dieſer Leute ſind käuflich. Hierzu kommt, daß der Grundbeſitzer in Südkarolina durch den Krieg Alles verloren hat außer ſein Grundeigenthum,

*) Dieſe Vorausſagung hat ſich ſeither, bei der zweiten Wahl Grant's, bis zu einem gewiſſen Grade, bewährt.

daß ihm Baargeld mangelt und die stets steigenden und unerbittlich eingeforderten Steuern ihn erdrücken..." Ueber die Verschleuderung der Staatseinkünfte unter den schwarzen Regenten erzählt der Artikel haarsträubende Dinge.

Diese und ähnliche Behauptungen werden von allen Südländern bestätigt und von allen Männern aus dem Norden bestritten. Wo liegt die Wahrheit? und wie sie entdecken? Eine Thatsache wird aber von beiden Theilen zugegeben: die Schwarzen sind, im Süden, die Herrn der Weißen. In einigen Staaten besitzen sie die Regierungsgewalt; in andern bilden sie, in den Legislaturen, die Mehrheit. Ueberall sind sie eine wahre Macht, sie die, noch vor wenigen Jahren, in denselben Gegenden, für die niedrigsten Wesen der Schöpfung galten. Dies erklärt die Wuth, die Verzweiflung der Weißen, den in ihrem Herzen angehäuften Haß, nicht gegen ihre ehemaligen Sklaven, sondern gegen den Norden, in ihren Augen, den Urheber all' dieser Uebel. Man sehe nur was im Süden vorgeht: Gegenwärtig reist H. Davis in jenen Staaten. Ein wahrer Triumphzug. Seine Worte zünden; und doch sagt er nichts Anderes als: „Schweigt und hofft"; mit anderen Worten: „Wartet bis die Stunde der Rache schlägt." Die Eigenthümer enthalten sich der Wahl und verlieren hiedurch den Boden, welchen die Schwarzen und ihre neuen weißen Freunde aus dem Norden sogleich einnehmen. Die Regierung findet keine weißen Beamte. Kaum angestellt, verlassen sie den Dienst, entweder eingeschüchtert oder weil sie selbst für die Sache des Südens schwärmen. Die Frauen, noch entschiedener, noch opferwilliger als die Männer, schüren das Feuer der Vaterlandsliebe, und die Vaterlandsliebe des Südländers ist, in den Augen des Gesetzes, Rebellion oder Verrath. Ein solches Bild entwerfen die Unparteiischen, Mitglieder des diplomatischen Korps in Washington, Reisende, die aus den Südstaaten kommen, Männer, die jenen Interessen völlig ferne stehen. Einige dieser Schilderungen werden selbst von Gegnern der ehemaligen Konföderirten als wahr anerkannt.

Jedermann, ich wiederhole es, gesteht das unleugbare Vorwalten des schwarzen Elementes im Süden. Dies sind naturwidrige und auf die Länge unhaltbare Zustände.

IV.

Von Washington nach Chicago.

29. und 30. Mai.

Die Reisenden im fernen Westen. — Drangsale der einzelnen Herrn. — Aristokratische Regungen im Lande der Gleichheit. — Die Susquehanna. — Die Juniata. — Ankunft in Chicago.

Auf der Eisenbahnfahrt von New-York nach der officiellen Hauptstadt der Vereinigten Staaten sieht der Europäer nichts Neues und wenig Interessantes. Fast könnte er sich in Europa glauben. Zieht er aber westwärts, so ändert sich allmälig die Physiognomie der Reisenden. Die Kaufherren mit ihren Kommis, die eleganten Damen aus Boston, Philadelphia, Baltimore, die Büreaukraten von Washington, all' diese Kosmopoliten, wie wir sie deren auch besitzen, verschwinden nach und nach. Dagegen sieht man fast nur junge Männer, bärtig, ohne Sorgfalt gekleidet, nicht übermäßig reinlich, einen oder zwei Revolver in den Hosentaschen; um die Lenden den Gürtel mit grobleinenen Säcken, welche leer sind, wenn der Mann nach dem Westen geht, gefüllt mit Gold, wenn er heimkehrt. Auch Landwirthe von minder bedenklichem Aeußeren trifft man und Fuhrleute unterwegs nach den Ufern des Missouri, nach Leavenworth oder Kansas-City, um dort die Leitung ihrer Karavane zu übernehmen. Dies sind wichtige Personen. Unerschrockenheit, Ausdauer, die Gewohnheit des Befehls — erstreckte er sich auch nur auf ihre Knechte und Ochsentreiber —, unverwüstliche Gesundheit, Gutmüthigkeit, Rohheit liest man auf ihren Gesichtern, welche der Whisky geröthet hat, der Whisky und die sengenden Winde von Neu-Mexiko und Arizona. Die von ihnen nach

Santa-Fe, nach Prescott, nach San-Diego, nach Nieder-Californien, über Paso del Norte nach Chihuahua gebrachten Waaren repräsentiren den Werth von Millionen. Diese Leute trotzen allen Gefahren, den Indianern und den wilden Thieren der Wüste, den Schneestürmen auf den Hochebenen, den entsetzlichen Uebergängen der Cañones. Drei, vier, fünf Monate sind sie auf der Reise. An gewissen Orten finden sie Vorräthe von Lebensmitteln. Für diese Männer, Kreuzritter ohne Kreuz und ohne Ritterthum, sind diese Haltestellen ein irdisches Paradies, bezauberte Schlösser, wo wohlthätige Feen, in Gestalt schöner Indianerinnen, ihrer harren, wo, während der wenigen Ruhetage, alle Genüsse dieser Welt, die Genüsse, deren sie fähig sind, die schauderhaften Entbehrungen der Reise vergessen lassen. Da sitzen sie in einer Ecke des Wagens. Wenn ich vorübergehe, blicken sie mich mitleidig und spöttisch an. Armer Mensch, denken sie, wozu ist der zu gebrauchen? Dann schütteln sie mir schweigend die Hand und lassen mich ziehen. Auch Deutsche sind in dem Zug. Man erkennt sie an ihren lauten Stimmen; denn der Amerikaner ist in der Regel schweigsam, und wenn er spricht, so lispelt er. Auch die Frauen sehen anders aus. Wie überall, reisen sie häufig allein, aber die eleganten Toiletten sind verschwunden.

Man hatte mir in New-York gerathen, mich mit Empfehlungsbriefen zu versehen für die Gentlemen at the Office der Gasthäuser und für die Vorstände der Bahnhöfe. Schon auf einer früheren Reise hatte ich die Vortheile solcher Briefe erprobt. Der Zug ist angekommen. Wir sind in der Nähe einer kleinen Stadt und gedenken dort zu übernachten. Sie besitzt ein oder zwei Hotels, ein jedes mit acht- oder zwölfhundert Zimmern. Dennoch sind sie immer überfüllt. Alles stürzt auf die Omnibusse, welche die Reisenden dahin bringen. Andere laufen zu Fuß. An unser Gepäck brauchen wir nicht zu denken, denn wir haben einen Check genommen. Es wird sicher und rasch besorgt. Jetzt sind wir angekommen. Wir haben eine

Art von Heersäule gebildet, und nähern uns allmälig dem Büreau, hinter welchem der Gentleman at the Office steht, ein Herr von ernster wenn nicht majestätischer Haltung. Die Damen haben den Vortritt, und bekommen ihre Zimmer in den elegant eingerichteten Stockwerken, dem ersten oder zweiten des Hotels. Ihre Gatten, Brüder oder sonstige Reisegefährten männlichen Geschlechts theilen dies Vorrecht. Aber einzelne Herren werden erbarmungslos, mittelst des Elevators oder Aufzuges, in die großen Dachräume verwiesen. Endlich lange ich vor dem Minos an und überreiche ihm meinen Empfehlungsbrief. Sein Kollege in dem Hotel, wo ich die letzte Nacht geschlafen, gab ihn mir. Minos erbricht ihn, mißt mich mit einem kalten aber forschenden Blick, dann wendet er sich zu den noch unversorgten Reisenden und sendet sie nach wie vor in die luftigen Höhen der Karavanserai empor. Endlich ist Jedermann versehen und ich stehe allein vor dem wichtigen Manne. Nun wendet er sich an mich; die Amtsmiene verschwindet; er reicht mir die Hand und drückt die meine gewaltig; dann lächelt er anmuthig. „Was steht zu Befehl, Baron?“ sagte er. „Sie wünschen ein gutes Zimmer, Baron? Wohl denn, Baron, Sie sollen es haben.“ Und er gibt mir das beste Appartement im Hause.

Daß der Amerikaner den Durst der Gleichheit verbindet mit großem Gefallen an Titeln, ist hundertmal bemerkt und gesagt worden. Wer Senator, Gouverneur, Oberst, General, wäre es auch nur Milizgeneral, heißt, und die Anzahl ist Legion, wird immer bei seinem Titel und niemals bei seinem Namen genannt. Wer den Titel gibt und wer ihn erhält findet sich gleichmäßig geehrt. Was nun gar Adelstitel anbelangt, die verbotene Frucht des Republikaners, so spricht man sie mit wahrer Wollust aus. Dies ist keine Uebertreibung. Jeder, der in Amerika gereist ist, kann die Thatsache bestätigen. Der Analogie halber erwähne ich hier den naiven Stolz auf ihre Abkunft, welchen man in den alten Familien findet, den Abkömm-

lingen der ersten holländischen Einwanderer oder englischer Puritaner und französischer Hugenotten. Ich habe nie mit Jemandem dieser Klasse Bekanntschaft gemacht, ohne sogleich zu hören: „Meine Familie ist sehr alt; meine Vorfahren kamen vor zweihundert Jahren nach Amerika; wir haben in England Verwandte, die in der Pairskammer sitzen, oder wir stammen von hugenottischen Edelleuten, welche, vor dem Widerruf des Ediktes von Nantes, gut gesehen waren am französischen Hofe.“ Und diese selben Personen, welche unaufgefordert ihren Stammbaum entfalteten, zeichneten sich durch Erziehung und feine Sitte aus. Sonderbare Anomalie, aber leicht erklärbar, weniger durch die Eitelkeit, welche andere Befriedigungen sucht und findet, als durch das Wesen der menschlichen Natur, die, gleich der unbelebten, der Mannigfaltigkeit bedarf und die Gleichheit von sich weist.

Auch für Eisenbahnreisende, besonders für einzelne Männer, ist das Empfehlungsschreiben von Nutzen. Der Stationschef eröffnet die Unterhaltung mit einem Händedruck, überschüttet mich mit dem „Baron“ und führt mich, mit dem herkömmlichen Ceremoniell, bei dem Zugführer ein. Dieser gibt mir gleichfalls meinen Titel und ich nenne ihn Mister. Im fernen Westen sagt man nicht Sir, sondern Mister, ohne den Namen beizufügen, denn man hat nicht Zeit darnach zu fragen oder man hat ihn sogleich wieder vergessen. Man ist Weißer und Amerikaner, dies genügt; hiermit bekundet man die Ueberlegenheit über die wilden Thiere der Wüste, über die Rothhäute der Prairien, über alle Nationen der Erde, mit Inbegriff des Europäers. Die Gattung, der man angehört, zählt, und nicht das Individuum. Sie sind also Mister, Meister, Meister der Schöpfung. Regelmäßig und schuldigermaßen dem Zugführer vorgestellt, bleibt eine letzte, aber darum nicht unwichtige, Förmlichkeit zu erfüllen. Der Zugführer macht mich mit dem Farbigen bekannt; das heißt mit dem Aufwärter des Waggons. Hierbei, in Anbetracht der mehr oder minder dunklen Hautfarbe,

entfällt der Händedruck. So weit ist man noch nicht gekommen, unerachtet der Emancipation der Schwarzen. Man macht Gesetzgeber aus ihnen, sogar Vice-Präsidenten. In Washington, am Sitze der Centralregierung ist ihnen gestattet, in den öffentlichen Wagen die besten Plätze einzunehmen und diese nur farbigen Frauen abzutreten. Aber ihnen die Hand schütteln, um keinen Preis! Der Kondukteur, als Freund, der coloured man, als Diener, machen sich sehr nützlich, suchen ihrem Schützling einen guten Platz, warnen ihn vor schlechter oder gefährlicher Gesellschaft, bringen ihn, falls er auf die Cigarre verzichtet, bei den Damen unter, belegen für ihn eine Sektion, d. h. die vier Plätze eines Fensters, welche Nachts in ein Schlafgemach verwandelt werden.

In Baltimore eiliges und grauenhaftes Frühstück in einem eating house; dann Abreise auf der pensylvanischen Centralbahn. Mehrere Linien führen nach dem Westen. Ihrer Konkurrenz verdankt der Reisende eine bis an die Grenzen des Möglichen getriebene Raschheit der Beförderung. In diesem Augenblicke, und während ich unerachtet der Stöße des Wagens, meiner Gewohnheit gemäß, einige Notizen in mein Taschenbuch schreibe, dampfen wir fünfzig und sechzig Meilen die Stunde!

Mit dem Erstbesten zu schwätzen ist nicht der geringste Reiz des Touristenlebens. An Bücher kann man keine Frage stellen, und Bücher ermüden das Auge. Manche sind auch langweilig; aber es gibt kein menschliches Wesen, dem sich nicht etwas Interessantes abgewinnen ließe: eine Idee, ein glückliches Wort, eine seltsame Auskunft, eine neue Auffassung alltäglicher Verhältnisse. Zuweilen stößt man allerdings auf verschlossene Naturen. Nichts dringt durch ihren Harnisch. Am Ende aber, weiß man sie nur zu nehmen, erschließen sie sich doch. Man frage sie nur um ihre Lebensgeschichte. Da werden sie gesprächig, und es gibt immer etwas zu lernen. Nur entsprungene Sträf-

linge und leichte Tugenden, die unter dem Inkognito einer trauernden Wittwe reisen, finden solche Fragen zudringlich.

In der höheren Gesellschaft, welche überall mehr oder minder mit den Regierungskreisen zusammenhängt, stehen Frivolität und gewöhnliches Salongeschwätz einer ernsten Unterhaltung häufig im Wege, und verläßt man auch zuweilen das Gebiet der nichtssagenden Phrasen, so erschweren die einem jeden durch seine Stellung auferlegte Zurückhaltung, die Besorgniß sich bloßzustellen, tausend Rücksichten den freien Austausch der Gedanken. Solche Gespräche bedürfen einer chemischen Sichtung, um ein Resultat zu geben.

In den mittleren Kreisen des Lebens findet man, in allen Ländern, ein weites Feld der Beobachtung: mehr Kenntnisse als in den höheren Klassen und mehr Abwechselung, aber weniger Verständniß des menschlichen Herzens und des wirklichen Lebens; der Horizont eines jeden ist beschränkter, denn dies ist die Welt der Fachmänner. Der Gelehrte, der Künstler, der Kaufmann, der Gewerbtreibende, so lange sie sich auf ihren Beruf beschränken, sind Fundgruben der Belehrung. Die mindest interessanten aller menschlichen Wesen sind die Handelsreisenden, die Commis voyageurs. Wenn sie noch von ihren Mustern und Waaren sprechen wollten, aber sie gefallen sich in der hohen Politik. Ein jeder von ihnen sagt, mit großer Offenheit, was er denkt und fühlt, und er denkt und fühlt was er Morgens in seiner Zeitung gelesen hat. Diese Menschen sind erstaunlich. Sie wissen buchstäblich Alles. Die Premierminister der Großstaaten haben keine Geheimnisse für sie. Als vernünftige Leute würden sie zögern, sie wären denn ihres Zeichens Handschuhmacher, über einen Handschuh ein endgültiges Urtheil abzugeben, aber in der Diplomatie halten sie sich für Meister. Rühmliche Ausnahmen gebe ich natürlich zu.

Am lehrreichsten finde ich die Plaudereien mit Leuten aus dem Volke. Ein oberösterreichischer Bauer, eine alte Wirthsmagd in irgend einem abgelegenen deutschen Städtchen oder in

einem Badeort der Pyrenäen; der Pfarrer, der Sangrador wie man den Arzt bedeutsam nennt, der Alkalde eines alten Marktfleckens in der Sierra Morena, welche beim Apotheker ihre Tertulia halten; ein irisches Mädchen, das mich durch den Torfgrund führt — ein klassisches Profil, eine klassische Gestalt unter schwarzen Lumpen, eine Kanephore würdig des Phidias —, ein Fabriksarbeiter, ein armer Amtsdiener fesselten oft meine Aufmerksamkeit, überraschten mich durch die Tiefe oder Neuheit ihrer Gedanken, warfen Licht auf verworrene und dunkle Fragen, erregten dabei meine Lachlust oder rührten mich zu Thränen. Der Geschichtschreiber, will er wirklich in den Geist des Jahrhunderts dringen, das er behandelt, höre das Urtheil der Zeitgenossen; der Reisende veranlasse die Leute des Landes, das er besucht, sich über sich selbst auszusprechen. Dies war stets meine Methode; sie wird es auch sein auf meinem Spaziergange um die Welt..

Der Zug vermindert seine Schnelligkeit. Wir legen nur mehr dreißig bis fünfunddreißig Meilen in der Stunde zurück: das Maß der englischen Expreßtrains. Wir sind im Thale der Susquehanna. Der Pensylvania Central schlängelt sich ihren Ufern entlang: bewaldete Hügel, bald einsam bald belebt durch Dörfer, Gußwerke, Bauernhöfe und Landhäuser. Eine schöne poetische Flußlandschaft. Mir fällt die große Abwechselung auf. Hier keine Spur von Kultur. Ueber dichtem Gehölz, über blühenden Büschen ragen Ulmen empor oder Tannen, Fichten, Lerchenbäume, alle schmächtig, schlank, mager wie der Mensch der anglo-amerikanischen Rasse. Zwischen diesem doppelten Vorhange eilt die Susquehanna dahin, blaugrün wie der Türkis. Ein ungeheurer Gießbach. Da siedet und wallt sie, und bricht sich an den tausend Eilanden ihres Bettes, die schwarzen Granitblöcke mit schäumenden Kreisen umschlingend. Dann ermattet ihr Lauf. Wie athemlos, wie beschämt ob ihres ohnmächtigen Zürnens, entfaltet die Nymphe ihre Stirne, lächelt und kost sie

mit den Büſchen der Ufer, mit den wilden Roſen, den tiefblauen Enzianen, welche, leiſe zitternd, ſich ſpiegeln in der kryſtallhellen Fluth. Dies iſt der klaſſiſche Boden der erſten Berührungen zwiſchen dem weißen und dem rothen Manne. Wer gedenkt da nicht der trefflichen Schilderungen Coopers! Indeß, hier floß niemals Blut. William Penn gewann in dieſen Gegenden ſeine friedlichen Schlachten. Die Einbildungskraft führt uns zurück in jene ſo nahen, und doch ſchon ſo fernen Tage, wo der Far West vor den Thoren Philadelphia's und New-York's, des damaligen Neu-Amſterdam, begann. Wir umgehen ein kleines Vorgebirge und ſiehe da! ein breites Thal erſchließt ſich unſren Blicken. Die Civiliſation entfaltet hier ihre Schätze: allenthalben bebaute Felder, rauchende Eſſen, Dörfer und Marktflecken, kleine nette Häuſer, alle nach demſelben Modell erbaut, die Bauernhöfe halb verſteckt in den Pflanzungen, überall das Bild der durch theilweiſen Erfolg gekrönten Thätigkeit, des noch nicht völlig ſiegreichen Kampfes mit der wilden Natur. Aber einige Schritte weiter umfangen den Wanderer abermals Wildniß und Einſamkeit. So iſt das Susquehannathal das Sinnbild des großen Staates, welchen dieſer Fluß in ſeiner ganzen Breite durchſtrömt. Penſylvanien beſitzt in den Vereinigten Staaten die meiſt entwickelte Induſtrie, und verwerthet mit ſteigendem Erfolge ſeine ungeheuren Mineralſchätze: Eiſen und Kohle. Aber ungeachtet der ihm gewährten Schutzzölle, ungeachtet des beſtändigen Anwachſens ſeiner Bevölkerung, ermangeln noch drei Viertheile des Flächenraumes der Bebauung, und überall, wie an den zauberiſchen Ufern der Susquehanna, wechſelt die laute Thätigkeit des modernen Daſeins mit dem Schweigen und der Einſamkeit der Wildniß.

Nachmittags hatten wir Harrisburg paſſirt. Jetzt ergießt die ſinkende Sonne ihr roſiges Licht über die idylliſchen Geſtade der Juniata. Die bewohnten Stellen ſind zahlreicher als an der Susquehanna. Die Dörfer folgen ſich häufiger, und hie und da, immer von ſchönen Gärtchen umkränzt, zeigen ſich wohl-

häbige Landhäuſer, etwas überladen in der Architektur, etwas zu anſpruchsvoll, aber doch willkommen dem Auge des Europäers, den ſie an die alte Welt erinnern. Ein ſanfter Hauch poetiſcher Wehmuth weht über dieſer Gegend. Die Susquehanna wirkt auf das Gemüth wie ein Epos, die Juniata wie eine Ekloge Garcilaſo's:

Corrid sin duelo lagrimas corrientes.

Um zehn Uhr Nachts große Bewegung in den Waggons. Man ſtürzt auf die Plattformen. Mit Hilfe des Vollmondes geräth man in Entzücken über die Schönheit der Landſchaft, welche mich kalt läßt, über den kunſtvollen Bau der Bahnſtrecke, worüber ich mir kein Urtheil zutraue. Der Zug bringt in die Schlucht von Jack's Mountain und paſſirt ſodann bei Sideling-Hill die Alleghanies, die Waſſerſcheide zwiſchen dem mexikaniſchen Golf und dem atlantiſchen Meer. Schauderhaft iſt die Herabfahrt, aber glücklicher Weiſe auch kurz. Ueber dieſen Genüſſen und Gemüthsbewegungen iſt es ſpät geworden, und Jedermann ſucht die Ruhe. In den Schlafwaggons verwandeln ſich die Lehnſtühle in Betten. Breterwände trennen ſie. Ein ſchwerer Vorhang ſchließt ſie gegen den Gang in der Mitte ab. Jedes Fenſter gewährt Raum für zwei übereinander angebrachte Schlafſtellen. Wer eine „Sektion" gemiethet, beſitzt ein ganzes Fenſter. Unter dem Schutze des Vorhanges entkleiden ſich Männer und Frauen, heften mit Nadeln ein Taſchentuch an das von der Verwaltung gelieferte, allzu banale Kopfkiſſen, kriechen oder klettern in ihr Bett, verſuchen endlich zu ſchlafen unerachtet des Lärmens, der Bewegung, des Staubes, unerachtet der ekelhaften Ausdünſtungen, welche dieſe ſcheußlichen Schlafſtuben verpeſten. Entſchloſſen dem allgemeinen Beiſpiele nicht zu folgen, laſſe ich meine Sektion unbenutzt und biwakire auf der Plattform. Die Nacht iſt herrlich. Der Mond verbreitet über die Landſchaft ſein Silberlicht. So weit das Auge reicht zieht die Bahn in gerader Linie fort, daher die Möglichkeit, faſt während der ganzen Nacht mit der ungeheuren Schnelligkeit von fünfzig bis

sechzig Meilen dahin zu rasen. Ich sitze auf den Stufen der Plattform etwa zwei Fuß über dem Erdboden. Die Kieselsteine zwischen den Schienen funkeln wie Diamanten und machen den Eindruck eines horizontalen Wasserfalles. Wenn der Zug über Brücken passirt — immer Holzbrücken, sogenanntes Trestlework — gleicht die Bewegung der eines Schiffes bei hohler See. Da halte ich mich, mit aller Kraft, an dem Geländer fest und beruhige mich mit dem Gedanken, daß auf dieser Bahn, einer der übelberüchtigtsten in Amerika, dennoch die Mehrzahl der Züge ihre Bestimmung erreicht. Von Zeit zu Zeit kommen die Breakmen auf die Plattform gestürzt, sperren die Räder und verschwinden dann eben so eilfertig im nächsten Waggon. Wer sie laufen sieht sollte meinen, es handle sich — und es handelt sich wirklich — um Leben und Tod. Auch der Kondukteur kommt und geht, nie ohne mich anzulächeln oder ein freundliches Wort zu sagen, wäre es auch nur: „Now, Baron“ oder „Well, Baron“ oder „hüten Sie sich einzuschlafen, Baron!“ Zuweilen, zur Abwechselung, sagt er nichts, drückt mir aber schweigend die Hand. So oft ich ihn sehe, frage ich: „Wie viel, Mister?“ und die Antwort ist fortwährend: „Sixty.“ Sechzig Meilen die Stunde!

Der Morgen graut und es wird kühl. Ich begebe mich in den Waggon. Der Farbige ist bereits beschäftigt die Matrazen zu entfernen. In der Rotonda, eine Art von Vorzimmer, machen die Reisenden Reihe vor einem kleinen armseligen Waschtische. Ein anderer ist den Damen vorbehalten. Diese erscheinen im Schlafrocke, den Reichthum ihres Haares in der Hand tragend, und machen sodann in Gegenwart sämmtlicher Waggonsgenossen, in aller Unbefangenheit und mit voller Wahrung des Anstandes, eine allerdings unvollständige Toilette. Praktisch, aber nicht schön.

Um zwei Uhr Morgens waren wir über Pittsburg hinaus. Um neun Uhr Frühstück in Glastine. Die mageren Wälder des Staates Ohio werden im Fluge durchreist. Um

Mittag halten wir in Fort Wayne. Um fünf Uhr haben wir Indiana in ſeiner ganzen Breite durchreiſt und die Grenzen von Illinois erreicht. Das Land iſt eine nur durch den Horizont begrenzte Ebene. Einige niedere wellenförmige Hügelzüge vermehren die Einförmigkeit dieſer unſchönen Gegend. Endlich iſt der See Michigan in Sicht. Gegen Nord dem Ocean ähnlich, macht er mit ſeinen Dünen und niedrigen Sandufern den Eindruck der äußerſten Verlaſſenheit.

Genau um ſechs Uhr, mit Staub geſättigt, von der Hitze überwältigt, ziemlich müde, aber Gottlob! mit geſunden Gliedmaßen, ohne Beinbruch und ohne ſchwere Kontuſion, erreichen wir den Bahnhof von Chicago.

V.

Chicago.

Vom 30. Mai zum 1. Juni.

Phyſiognomie der Stadt. — Steigende Bedeutung des deutſchen Elementes. — Die großen Karavanſeraien. — Wie man haushält mit den menſchlichen Kräften. — Ueberlegenheit der unteren Schichten der amerikaniſchen Geſellſchaft. — Chicago, der große Weltplatz des Weſtens. — Michigan-Avenue. — Ein wandelndes Haus. — General Sheridan. — Das Europareiſen der Amerikaner. — Die Stellung der Frau in der Familie.

Ich ſteige in Shermanhouſe ab. Es iſt der Urtyp der großen amerikaniſchen Hotels. Einem Empfehlungsſchreiben an den Gentleman des Büreau, deſſen Herablaſſung ich nicht genug rühmen kann, verdanke ich ein gutes Zimmer mit Badekabinet im erſten Stock. Die Waſſerröhren verſagen zwar wie gewöhnlich den Dienſt, aber der Farbige des Quartiers verſpricht ſie herſtellen zu laſſen, to fix it.

Mittlerweile ergehe ich mich in den Straßen. Die Hitze iſt überwältigend und der erſte Anblick Chicago's für den Müßiggänger wenig einladend. Es iſt die Stunde, um welche

man Feierabend macht. Maſſen von Arbeitern — Männer, Weiber, Kinder — Ladendienern, Kommis ziehen an mir vorüber, zu Fuß, im Omnibus, in Tramwagen, faſt alle in derſelben Richtung. Alle haben Eile ihre beſcheidene Wohnung in den fernen Stadttheilen zu erreichen. Alle ſehen traurig aus, wie in Gedanken verſunken, und todesmüde.

Die Gaſſen gleichen denen aller amerikaniſchen Städte. Die Häuſer ſind von Holz*) gebaut, ahmen aber die Steinkonſtruktion nach. Schwarze, kohlengeſchwängerte Dampfwolken ſteigen aus unzähligen Eſſen der Fabriken empor, ſinken in die Gaſſen hinab, werfen ihre dunklen Schatten über die glänzenden Auslagen der Kaufläden, über die in rieſigen Goldbuchſtaben prangenden Ankündigungen, welche die Wände der Häuſer bis unter das Dach bedecken, über die Menge der Fußgänger, die, gebeugt und ſchweigſam, gemeſſenen Schrittes, die Arme pendelartig ſchwingend, den Ort fliehen, wo ſie den Tag über ihren Schweiß vergoſſen. Für Augenblicke zerreißt die Sonne den düſteren Baldachin, welchen die Induſtrie über die Hauptſtadt der Arbeit ausgeſpannt hat; aber dieſe plötzlichen, vorübergehenden, ſchwebenden Streiflichter erheitern das Bild nicht; im Gegentheile, ſie erhöhen den unheimlichen Eindruck. In den Hauptſtraßen gewahrt man unabſehbare Reihen von Telegraphenſtangen. Sie folgen ſich in geringer Entfernung und endigen in dem doppelten Biſchofskreuz, dem einzigen Zeichen der Erlöſung in dieſen Regionen, deren Gott das Gold iſt.

Ich miſche mich unter die Menge, und ſie zieht mich mit ſich fort. Ich ſuche in den Geſichtern zu leſen, und ich finde überall denſelben Ausdruck. Alles hat Eile. Alles will möglichſt raſch den eigenen Herd erreichen, die wenigen Stunden der Ruhe ausnützen, wie man ausgenützt hat die langen Stunden der Arbeit. Ein jeder ſcheint in dem Nachbar einen Neben-

*) Wenige Monate nach meinem Beſuche ward Chicago eine Beute der Flammen. Wenige Monate ſpäter war es aus der Aſche neu erſtanden. Seither iſt es theilweiſe wieder abgebrannt.

buhler zu vermuthen. Der Stempel der Vereinſamung iſt auf die Stirne dieſer Leute gedrückt. Argwohn und nicht chriſtliche Liebe bildet die moraliſche Atmoſphäre ihres Daſeins.

Die Nacht bricht herein und die Gaſſen werden allmälig leer. Allenthalben höre ich deutſch reden. Ich ſpreche einige meiner Landsleute an. Zuerſt ſcheint man etwas verwundert, mehr ſcheu als neugierig; dann gewinnt die deutſche Gemüthlichkeit die Oberhand über die anglo-amerikaniſche Zurückhaltung. Man wird geſprächig, beantwortet meine Fragen, ſpricht von dem letzten Kriege, und mit welcher Begeiſterung! Das befriedigte Nationalgefühl, der Siegesrauſch beleben die ſonſt ruhigen, ehrſamen, bürgerlichen Phyſiognomien. Die Waffenerfolge der überſeeiſchen Brüder waren für ſie eine unerwartete Offenbarung, hoben ihr Selbſtgefühl, vermehrten ihre Thatkraft, riefen Beſtrebungen wach, welche die Amerikaner bereits für unvereinbar erklären mit der Verfaſſung und dem Beſtande der Vereinsſtaaten. Bisher waren unter allen Einwanderern die Deutſchen diejenigen, welche ſich abſichtlich und ſo raſch ſie konnten, mit der anglo-ſächſiſchen Nation, der Stammraſſe der Oſtſtaaten, verſchmolzen. Ich habe dies auf meiner vorjährigen Reiſe nach dem Niagara öfters beobachtet. Unſere vor etwa zehn oder fünfzehn Jahren eingewanderten Landsleute ſprachen zu ihren Kindern deutſch, und dieſe antworteten engliſch. Es iſt bekannt, daß die dritte Generation — die Vorliebe für Muſik und Bier abgerechnet — ſich vollkommen amerikaniſirt. Dies ereignet ſich auf dem ganzen Gebiete der Union, außer in Penſylvanien, wo die Deutſchen ſehr große Gemeinden bilden. Daher bewahrten ſie dort auch mehr als anderwärts die Traditionen, Sitten und, obgleich ſehr entartet, die Sprache des Vaterlandes. Heute, unter dem Eindrucke einer gewaltſamen und wahrſcheinlich dauernden Reaktion, iſt der Deutſche in Amerika aus dem Schlummer paſſiver Ergebung, in der er ſich gefiel, mit Einem Male erwacht; iſt ſtolz auf ſeine Nationalität geworden und entſchloſſen ſie zu bewahren, zu pflegen, wo nöthig

mit Nachdruck in Anspruch zu nehmen. Sie sind wie Menschen, welche plötzlich ihren eigenen Werth erkannt haben und daher geneigt sind, sich selbst zu überschätzen; mit denen fortan schwer zu leben ist, und die immer bereit sind sich mit ihren Freunden zu überwerfen. In diesem Punkte ist man in Washington nicht ohne Sorge. In New-York erzählte man mir sogar, die Deutschen beabsichtigten ein selbstständiges Glied des Staatenbundes zu werden. Ich gestehe, daß ich diese Befürchtungen nicht theile. Ich kenne uns. Wir Deutsche gerathen leicht in Extase. Man sagt uns sogar nach, daß wir mit mehr Einbildungskraft und Logik gesegnet seien, als politischem Verständniß und politischem Instinkt. Gewiß sind wir geborene Professoren und lieben zu dociren; aber wir sind selten übermäßig eitel und im Grunde der Uebertreibung abhold. Ich fürchte, wir sind keine vorzugsweise liebenswürdige Nation. Wir sind zu rechthaberisch. Ein Amerikaner sagte mir: „Ich bin selbst deutscher Abkunft, aber ich liebe die Deutschen nicht. Sie waschen sich wenig, wollen immer Recht haben und prügeln ihre Frauen.“*) Dies ist leider der Ruf der Deutschen von Meer zu Meer. Aber je tiefer der Reisende im Westen vordringt, desto mehr häufen sich die Spuren ihrer Anwesenheit, die wundervollen Ergebnisse ihres Fleißes, die beredten Zeugen ihrer Thatkraft, ihrer geistigen Begabung, ihrer eisernen Ausdauer, des großen Platzes, den sie bereits in der neuen Welt einnehmen, die verheißungsvollen Anzeichen der größeren Zukunft, die ihrer zu harren scheint.

Diesen und ähnlichen Betrachtungen entreißt mich der Anblick mehrerer ungeheuren Standarten, welche die Abendluft leise bewegt. Es ist die deutsche Fahne. Ueber dem Stadthause, über allen öffentlichen Gebäuden, über vielen Privathäusern weht sie. Die Veranlassung ist die gestrige Feier zu Ehren des Versailler Friedens, das heißt der deutschen Siege. Da die

*) Natürlich von den Einwanderern der untersten Stände sprechend. Aehnlich äußert sich Julius Froebel.

Deutſchen den vierten, wenn nicht den dritten Theil der Bevölkerung von Chicago ausmachen, konnte der Stadtrath ſeine Betheiligung an dem Feſte nicht wohl verweigern.

Nun iſt es ganz Nacht geworden. Die ſchlecht beleuchteten Straßen haben ſich geleert. Die Deutſchen ſitzen in ihren Bierhäuſern, trinken ihren Schoppen und ergötzen ſich an dem elenden Spiel kleiner Banden, unwürdiger Vertreter des Vaterlandes der Muſik. In anderen Lokalen wird im Chor geſungen. Welche melodiſche Sammtſtimmen! Echt deutſch. Wo nicht muſicirt wird, macht man Konverſation, das heißt alle ſprechen ſehr laut und zu gleicher Zeit.

Die Amerikaner verſammeln ſich an den Zugängen und in der Vorhalle der großen Hotels. Jedermann hat dort bekanntlich freien Zutritt. Omnibuſſe kommen ohne Unterlaß, halten vor dem Thore, entledigen ſich ihrer Reiſenden. Dieſe treten ſogleich in Reihe und Glied, harren geduldig und ſchweigſam, rücken langſam vor, empfangen endlich aus den Händen des Gentleman at the Office den Schlüſſel zum Nachtquartier. Gleichzeitig entſtehen und verſchwinden mit wunderbarer Schnelligkeit Cyklopenmauern von Koffern. Nichts gleicht der Behendigkeit und Kraft der Porters. Mit welcher Leichtigkeit ſie dieſe Laſten bewegen! Sie ſind alle Irländer, und, im Unterſchiede von den Amerikanern, an ihrer fröhlichen Miene, den verhältnißmäßig ehrerbietigen Manieren und ihren herkuliſchen Gliedmaßen zu erkennen. Der Amerikaner taugt nicht zu dieſem Berufe. Es fehlen ihm dazu die nöthige Geſundheit und Kraft.

Im Bar-room, der Trinkſtube, ſtehen kleine Billarde in großer Anzahl. Bis tief in die Nacht ſind ſie beſetzt. Dieſer Raum iſt ein großer Saal des Souterrains, a giorno erleuchtet und von einer Atmoſphäre erfüllt, in welcher ſich die Ausdünſtungen des Gaſes und der alkoholiſchen Getränke in harmoniſcher Weiſe verſchmelzen. Das Buffet umſtehen Gruppen von Männern. Dort übt der Barman ſein Amt. Immer maje-

ſtätiſch, iſt er beſonders bewundernswerth, wenn er Limonade bereitet. Der Zucker wird in Waſſer aufgelöſt, dann der mit einer Art von Nußknacker ausgepreßte Saft der Südfrucht und kryſtallhelles Eis hinzugefügt. Dieſe Miſchung wird, um die Abkühlung zu beſchleunigen, abwechſelnd in ein Glas und einen Metallbecher gegoſſen. In wenigen Sekunden iſt das Werk vollendet.

Ich bin in mein Appartement zurückgekehrt, und zwar ohne Benutzung des Elevators, da ich Glücklicher ja im erſten Stocke wohne. Ich mache mich nun an das Werk, zünde, nicht ohne Schwierigkeit, die Gasleuchter an und bereite mein Bad. Aber kaum in die laue Fluth getaucht, verlöſchen die Lichter. Der Hahn war von mir nicht richtig geſtellt. Das Gas entſtrömt und die Zimmer füllen ſich mit mephitiſchen Dünſten. Ich ſtürze aus der Wanne, dabei zufällig die Klappe öffnend. Die Zündhölzchen, durch meine naſſen Hände benetzt, verſagen natürlich den Dienſt. Ich ſuche meinen Weg im Dunkeln tappend nach dem Bade zurück. Aber, weh mir, das Waſſer iſt abgelaufen, und ich befinde mich ohne Bad, ohne Kleider, ohne Licht und außer Stand die Zimmerſchelle zu finden. Die Moral dieſes kleinen Mißgeſchickes iſt, daß Alles gelernt ſein will, ſogar die Kunſtgriffe, die man kennen muß, um ſich der zahlloſen Erfindungen zu bedienen, mit welchen die amerikaniſchen Hotels ausgeſtattet ſind, und welche alle denſelben Zweck verfolgen: möglichſte Erſparung der Arbeitskräfte, und daher ein möglichſt geringes Dienſtperſonal. Zu dieſem Ende wird, mittelſt mechaniſcher Vorkehrungen, der Reiſende in den Stand geſetzt, ſich ſelbſt zu genügen. Man bedient ihn bei Tiſche; man fegt ſein Zimmer und macht ſein Bett. Man geht ſoweit ſogar, ſeine Schuhe zu reinigen. Aber man *kalkulirt*, man ſetzt voraus, daß er ſeine Kleider ſelbſt bürſte, und man *erräth*, daß er mit den Hähnen der Gas- und Waſſerröhren umzugehen weiß. Die Gaſthäuſer ſind alle nach demſelben Modell erbaut und eingerichtet. Die Koſt iſt reichlich und mittel-

mäßig. Die Aufwärter, faſt immer Farbige, ſehen zerſtreut und mürriſch aus, es ſei denn man würde ihnen durch den Oberkellner empfohlen, was eine Vorſtellung des Reiſenden bei letzterem durch den Gentleman at the Office vorausſetzt. In dieſem Falle erwarten ſie ein kleines Geſchenk, fletſchen ihre großen, weißen, ſcharfen Zähne, verziehen ihre wulſtigen Lippen zu einem anmuthigen Lächeln, nehmen ſogar eine ehrerbietige Haltung an, und tragen Leckerbiſſen auf, niceties, welche nicht auf der Speiſekarte erſcheinen. Alles iſt in Ueberfluß vorhanden, die Ventilation vortrefflich, die ganze Einrichtung des Wirthshauslebens praktiſch und widerwärtig.

In den Hauptſtraßen Chicago's und auch anderer Städte des Weſtens gewahrt man ſtarke Ringe von Eiſen, welche dem Trottoir entlang in das Pflaſter eingelaſſen ſind. An dieſen Ringen befeſtigt man ſein Pferd. Hierdurch werden Kutſcher und Reitknechte entbehrlich. Man will eben mit der menſchlichen Kraft und mit der Zeit haushalten, von beiden auch nicht das Geringſte verlieren, vielmehr den möglichſten Vortheil erzielen. Dies iſt einer der großen Grundſätze oder vielmehr ein großes Geſetz. Jedermann fügt ſich ihm willig; Niemand vermöchte ſich ihm zu entziehen. Da gibt es keine falſche Scham, keine menſchliche Rückſicht! Das in den höheren Kreiſen der alten Welt noch beſtehende Vorurtheil gegen Händearbeit iſt hier unbekannt. Allerdings, die Verfeinerung unſerer Lebensweiſe verflüchtigt ſich unter dem Einfluſſe dieſer friſchen aber rauhen Luft, und ich glaube nicht, daß ein Menſch in vorgerückten Jahren, gewöhnt an die eleganten ſanften und vornehmen Lebensformen unſeres Kontinents, ſich hier zu Lande auf die Länge gefallen könne. Selbſt Amerikaner, welche einige Zeit in England, Frankreich oder Deutſchland gelebt haben, ſehnen ſich lange, zuweilen bis an ihr Ende, nach Europa zurück.

Am meiſten gewinnen bei dieſem Syſteme die unteren Klaſſen, denn es hebt ſie moraliſch, indem es ihnen geiſtige und mate-

rielle Genüsse zugänglich macht, welche in Europa das ausschließliche Eigenthum der höheren Stände sind. Daher kommt es, daß Einwanderer aus dem Volk, wenn sie, zu Wohlstand gelangt, nach Europa zurückkehren, sich dort nicht mehr gefallen und daher meist wieder nach Amerika übersiedeln. Ich begegnete einigen Italienern. Sie hatten in Californien und Nevada als Hausirer sich einiges Geld erworben, waren dann nach ihrer Heimath, Piemont, zurückgekehrt, und begaben sich jetzt wieder nach den Gestaden des stillen Weltmeeres. Einer von ihnen sagte mir: „Wir sind etwa vierhundert Italiener in Nevada und Californien. Wir haben mehr oder weniger gute Geschäfte gemacht. Vierundzwanzig von uns sind, die Säckel mit Gold gefüllt, nach unserem Dorfe heimgezogen. Aber Europa gefiel uns nicht mehr. Mit Ausnahme von Dreien kehren wir sämmtlich nach Californien zurück. Dies begreift sich. Mit den Signori können wir nicht, mit unseresgleichen wollen wir nicht verkehren, denn ohne es zu merken haben wir uns über sie erhoben. Wir fühlen uns vereinsamt, werden trübselig und brechen wieder nach Amerika auf.“

Der Morgen herrlich. Der Himmel wolkenlos und von jenem metallischen Blau, welches man im Innern von Nordamerika so häufig sieht. Die Sonne erbarmungslos. Selbst der schwarze Dampfqualm der Manufakturen vermag nicht zu widerstehen. Nur der Mensch trotzt ihr. Die Bewegung in den Gassen übertrifft Alles, was ich in dieser Art in England, in den großen Mittelpunkten des Handels und der Industrie sah. Chicago, erbaut vor sechzehn Jahren, zählt bereits dreimalhunderttausend Einwohner. Der Boden war ein Sumpf und die Luft ungesund. Dem Uebelstande ward abgeholfen, indem man die Häuser hob, und zwar ohne Dampf, blos mittelst Schrauben und Menschenkraft, und ohne die Inwohner irgend zu behelligen. Viele Häuser wurden von einem Ende der Stadt nach dem anderen versetzt.

Chicago trägt das Gepräge der beiden Betriebszweige, denen es seine Bedeutung verdankt. Es ist die große Getreidefruchtkammer für Minesota und Wiskonsin, und für sämmtliche Weststaaten — seit dem Anschlusse von Californien und Oregon sollten sie eigentlich Centralstaaten heißen — der Stapelplatz ihres Bedarfes an dry goods und Manufakturwaaren aller Art. Zu Wasser und auf den Bahnen kommt das Getreide in ungeheuren Massen an. Hier werden die Erzeugnisse der unerschöpflichen Kornkammern von den Nachbarstaaten zur Waare, zum Gegenstande der Spekulation. Hier wird das Getreide gekauft und verkauft, in den Magazinen beigesetzt und im günstigen Augenblicke verschifft, sei es durch die Seedampfer, sei es auf den Eisenbahnen, nach den Oststaaten und nach Europa. Die mechanischen Vorrichtungen, welche diese Operationen erleichtern, die Elevators und Magazine, sind der Stolz der Einwohner und eine Quelle ihres Reichthums.

Eine andere Gelegenheit Geld zu machen bietet der Kleinhandel mit den unzähligen Hausirern, welche hier ihren Waarenvorrath einkaufen. Während mehrerer Jahre haben Cincinnati und St. Louis sich dieser Konkurrenz zu erwehren gesucht. Heute ist das Uebergewicht Chicago's gesichert, und zwar um so mehr, als es sich hauptsächlich auf die geographischen Vortheile seiner Lage gründet.

Ich suche Kühlung und schleiche daher nach dem Seeufer. Vergebens! Kein Hauch kräuselt das ungeheure Becken. Unbeweglich und schweigsam spiegelt es Sonne und Himmel, eine unerträgliche Fülle von Licht um sich verbreitend. Ueber das Seeende geht eine Eisenbahn wie auf Stelzen. Weiterhin zeichnet ein Dampfer seine schwarze Silhouette auf der glatten, leuchtenden Fläche. Die Sonne schüttet ihr Gold aus über Wasser und Land, und dennoch macht das Bild einen düstern, unheimlichen Eindruck. Vielleicht in Folge des Gegensatzes zwischen dem lebendigen Treiben in den Straßen, welche ich eben ver-

ließ und der ungaſtlichen Einſamkeit, die ſich hier vor mir aufthut. Aber dieſer Kontraſt gehört zu den Eigenthümlichkeiten Amerika's. Man iſt bezaubert über den Fortſchritt, den Reichthum, die Civiliſation; aber fünf Schritte weiter, um jene Ecke herum, geräth der Wanderer plötzlich wieder in die Wildniß. Die Ergebniſſe der Thatkraft, des Genies, der Verwegenheit, des praktiſchen Verſtandes dieſer Nation, nach ihrem Werthe beurtheilt, erfüllen mit Erſtaunen. Aber wie klein, wie ungenügend erſcheinen ſie, wenn verglichen mit dem, was noch zu thun übrig bleibt!

Ich betrete eine große Avenue. Auf der einen Seite begrenzt ſie der See, auf der andern eine Reihe ſtattlicher Gebäude. Es iſt die berühmte Michigan-Avenue, das Stadtviertel der Plutokratie. In dieſen prachtvollen Häuſern, ſämmtlich aus Holz, aber mit Gyps übertüncht und in den verſchiedenſten Stylen erbaut — klaſſiſch, barock, gothiſch, italieniſch — faſt alle mit kleinen, ſchönen Gärtchen umgeben, wohnen die Familien von Männern, welche in wenigen Jahren Millionen gewonnen, und wenn ſie ſie ſeither verloren, das Leben neu begonnen und neue Reichthümer erworben haben. Weiter oben verläßt die Avenue das Seeufer und wird zur Gaſſe. Hier zieht ſie zwiſchen zwei Häuſerreihen hin. Die Gebäude ſind kleiner, weniger anſehnlich, aber doch wohnlich und mehr im Charakter der Villen errichtet. Ich gehe über eine Stunde, und noch iſt das Ende nicht erreicht. Hier glaubt man ſich auf dem Lande. Man ſieht nur Frauen und Kinder, wenig Wagen, keine Omnibuſſe. Alles athmet Muße und Zurückgezogenheit. Babies ſpielen in den kleinen Gärten. Elegant gekleidete Damen pflegen auf der Veranda der Ruhe, ſchaukeln ſich in weiten Wiegenſtühlen, halten in der einen Hand den Fächer, in der andern einen Roman. Eines ſtört mich: ein Haus mitten in der Straße. Welch' ſonderbarer Gedanke! Doch nein, das Haus bewegt ſich, es wankt und nähert ſich allmälig. Bald iſt kein Zweifel möglich. Es ruht auf einer

Plattform von Balken, dieſe auf Walzen. Ein Pferd und drei Männer ſchleppen es mit Hülfe eines Taues und einer Winde. So zieht es langſam an mir vorüber. Es iſt ein zweiſtöckiges Haus im Spitzbogenſtyl. In der Küche wird gekocht, denn die Eſſe raucht. Aus einem offenen Fenſter des zweiten Stockwerkes hallen die Töne eines Klaviers herab. Eine bekannte Arie der Traviata verſchmilzt mit dem Knarren der Balken, die das wandelnde Gebäude tragen.

Ich halte vor einem kleinen Hauſe. Es hat zwei Stockwerke und drei Fenſter in jedem derſelben, ſieht niedlich und ganz neu aus. Einige Stufen führen zur Thüre. Man läßt mich einige Minuten warten und ich fürchte allen Ernſtes den Sonnenſtrahlen zu erliegen. Es iſt der tropiſche Sommer ohne ſeine Feuchtigkeit, der Polarſommer ohne ſeine erquickenden Briſen. Endlich werde ich eingelaſſen und in einen Salon geführt, welcher die ganze Tiefe des Häuschens einnimmt: elegant, einfach, militäriſch.

Ich bin bei General Sheridan.

Im vorigen Sommer habe ich mit ihm die Ueberfahrt nach Europa gemacht, ihn im Winter in Rom auf einige Augenblicke geſehen, und mit lebhaftem Vergnügen begrüßen wir uns jetzt wieder. Grant, Sherman, Sheridan! die drei Geſtirne, die drei Helden, welche die Konföderation gebrochen, die beiden Hälften der Union mit ihrem Degen, ſo gut als möglich, wieder zuſammengelöthet haben.

General Sheridan iſt von iriſcher Abkunft und hat ſeine Bildung in der Militärſchule von Weſtpoint erhalten. Wie die meiſten Zöglinge dieſer berühmten Anſtalt, vereinigt er gründliche Kenntniſſe mit einer kriegeriſchen Haltung und den Formen eines Gentleman, ich möchte ſagen, mit dem europäiſchen Weſen, durch welches die Offiziere der Vereinsarmee auffallen. Man könnte Sheridan für einen öſterreichiſchen General nehmen. Er zählt erſt achtunddreißig Jahre, ſieht aber viel älter aus. Durch eine ſeltene Gunſt des Schickſals war es ihm gegönnt, in einem

Alter, wo junge Offiziere noch am Beginn ihrer Laufbahn ſtehen, ſeinen Namen zu verewigen. Sein Antlitz, gebräunt von Wind und Wetter, durch Wachen, Gemüthsbewegung und Sorgen vor der Zeit gefurcht, trägt das Gepräge naiver Beſcheidenheit und edlen Stolzes. Die dunkelbraunen Augen ſprühen Feuer und zeugen von dem celtiſchen Blut, das in ſeinen Adern rollt. Sie verrathen Verſtand, Feinheit, Verwegenheit und jenen kaltblütigen Muth, der die Gefahr herausfordert, mit ihr koſt, ihr die Stirne bietet. Sheridan trägt das Haar kurz geſchnitten, iſt von mittlerer Statur, hat breite Schultern und gedrungene Gliedmaßen. Seine Gegner beſchuldigen ihn der Grauſamkeit und nennen ihn den Vertilger der Indianer. Von ſeinen Freunden wird er angebetet. Die einen wie die andern ſagen er ſei a dashing man. In der That, ein Blick genügt, um in ihm den Führer zu erkennen, der den Soldaten mit ſich fortreißt, der ihn, ohne Widerſtreben, zum Siege führt oder in den Tod. Sein Kommando umfaßt beinahe den dritten Theil des Unionsgebietes. Es reicht von den Ufern des Illinois bis nach Nevada, von der kanadiſchen Grenze bis an die von Neu-Mexiko und Arizona. Um alle ſeinem Befehle untergebenen Poſten zu beſuchen, hätte er zwei Jahre zu reiſen. Und dieſer große Feldherr bewohnt einen kleinen Käfig, den er ſich ſelbſt gebaut und den er, wenn von hier abberufen, ohne Verluſt zu verkaufen hofft. Seine Büreaux ſind in der inneren Stadt untergebracht, im zweiten Stocke eines jener großen, banalen Häuſer, wo Induſtrie, Groß- und Kleinhandel, Kunſt und Wiſſenſchaft ſich begegnen, wo aber Häuslichkeit, Ruhe und Vergnügen keinen Einlaß finden.

In den Vereinigten Staaten, in dieſem Mittel, in welchem ſich Alles bewegt, iſt nichts beweglicher als das öffentliche Leben und die officielle Welt. Die oberſte Gewalt wird auf vier, höchſtens acht Jahre vergeben. Beim Austritte des Präſidenten werden ſämmtliche Staatsdiener, hohe und niedere, man berechnet die Zahl auf vierzigtauſend, auf das Pflaſter geſetzt.

Die Armee macht die einzige Ausnahme, weil angenommen wird, und bisher mit Recht, daß sie der Politik fremd bleibt. Sie ist der Fels inmitten des Flugsandes. Daher auch das Gefühl der Würde und Selbstständigkeit, welches man in ihren Reihen häufig und im Civildienste selten trifft. Was insbesondere Sheridan und Sherman anbelangt, so sichert sie ihr Verdienst, wie man mir sagt, gegen feindselige Intriguen. Weder der Präsident noch eine Kammermajorität würden es wagen, sie ihrer Kommandos zu berauben. Merkwürdige Anomalie! Eine Republik, in der Alles wechselt, wo keine Stellung gesichert oder selbstständig ist, außer die Militärgewalt!

Während unserer langen Wanderungen an Bord der Scotia sprach mir der General oftmals von den brennenden Fragen seines Landes, immer mit der Klarheit des gesunden einfachen Menschenverstandes, mit der zuweilen rauhen, stets patriotischen Freimüthigkeit eines Mannes, der zu hoch steht, um mit seinen Gedanken zurückzuhalten. Wenn er die Schattenseiten nicht verhüllte, so belehrte er mich auch über die großen Hülfsquellen, über die moralischen und materiellen Schätze seines großen Vaterlandes.*) Wie alle der Oeffentlichkeit angehörigen Männer, welche wirklich Großes geleistet, nicht Menschen, welche blos Geltung haben durch ihre amtliche Stellung, die sie vielleicht der Ironie des Zufalls oder einer Intrigue verdanken und die sie früher oder später mit Spott und Schande verlieren werden — wie alle wirklich tüchtigen Männer verabscheut Sheridan die Popularität. „Ovationen", rief er aus, „ich hasse sie. Diese Burschen, die Ihnen heute die Ohren zerreißen mit ihrem Beifallsgebrülle, bewerfen Sie morgen mit Steinen und Koth."

Im vorigen Sommer, gerade bei Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Frankreich, landeten wir in Queenstown. Der Telegraph berichtete den Beginn, noch nicht

*) Ich bedaure diese Unterredungen nicht wiedergeben zu können. Der Leser billigt ohne Zweifel meine Zurückhaltung. Sie wird mir gewöhnlich auferlegt sein, wo ich den Namen des Redenden gebe.

den Ausgang der Schlacht von Wörth. General Sheridan beabsichtigte sich nach dem Hauptquartier des Kaisers Napoleon zu begeben. Die Ereignisse und, wenn ich nicht irre, eine ablehnende Antwort der französischen Militärbehörden bestimmten ihn, seine Schritte nach dem preußischen Lager zu richten, wo er die beste Aufnahme fand. Man kennt seine fruchtlosen Bemühungen vor Paris einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Später bereiste er ganz Europa und besuchte fast sämmtliche Höfe; kam dann, wenige Tage vor mir, nach Chicago zurück und übernahm wieder sein Kommando. Diese etwas encyklopädische Art, die alte Welt in kürzerer Zeit zu durchfliegen als wir brauchen würden, um unseren Reiseplan zu entwerfen und die nöthigen Vorstudien zu machen, ist echt amerikanisch. Für uns wäre dies eine Verschleuderung von Zeit und Mühe, eine Pein. Aber der Amerikaner ist aus anderem Stoff gemacht. Vertraut mit der Anstrengung; stets, selbst in den gewöhnlichsten Verrichtungen seines Berufes, eilfertig; gewohnt große Entfernungen in wenigen Stunden zurück zu legen, seine Mahlzeit in zehn Minuten einzunehmen, immer und überall zu laufen, besitzt er das Monopol der Ortsveränderung. Reisen ermüdet und langweilt ihn nicht. — Zugegeben, aber die geistigen Genüsse, das Studium der Kunstgegenstände, die geschichtlichen Erinnerungen! — Oh, jeden Abend liest man im Guidebook, im Appleton oder Murray, was man den andern Tag besichtigen wird. — Aber der Geist wird müde, so viele, so verschiedenartige Eindrücke in kurzer Zeit aufzunehmen. — Nicht im Geringsten! Erstlich sind diese Eindrücke nicht tief; sodann hat der Amerikaner eine andere Bildung erhalten. Ich gebe zu, daß die wenigen Reisebeschreibungen solcher Touristen, welche ich las, ziemlich leer und oberflächlich sind. Auch das gebe ich zu, daß die meisten Reisenden aus den Vereinsstaaten, welchen man bei uns begegnet, in die Klasse der Emporkömmlinge gehören. Aber ich bin Andern begegnet, die zwar gleichfalls die europäische Pilgerfahrt in wenigen Monaten abgethan, aber

deren Erzählungen mich überraſchten durch die Richtigkeit des Urtheils, zuweilen durch die Urwüchſigkeit der Auffaſſung. Dieſer Gattung gehört offenbar auch General Sheridan an. Uebrigens iſt er Soldat, und als ſolcher iſt er gereiſt. Ein neues Schießgewehr, eine neue Fußbekleidung, die Beſichtigung der verſchiedenen Armeen boten ihm mehr Intereſſe, als der Rheinfall bei Schaffhauſen oder die Peterskuppel in Rom.

Eine liebenswürdige Dame, liebenswürdig durch ihr Benehmen und ihre Bildung, aus einem der Oſtſtaaten, wo ſich der brittiſche Typus am reinſten bewahrt hat, war auf einer meiner Amerikafahrten bei Tiſche meine Nachbarin. Sie kam auch von ihrer großen Tour zurück, und ich brachte ſie häufig auf dieſes Thema. Was mir beſonders gefiel, war die Abweſenheit von Vorurtheilen. Nichts Konventionelles. Dazu der Muth, die eigene Meinung frei heraus zu ſagen. Das Urtheil vielleicht etwas oberflächlich, aber der Inſtinkt geſund und die Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf praktiſche Dinge gerichtet. „Ach", ſagte ſie, „Oeſterreich, welch' ſchönes Land! Die Zollbeamten haben uns zwar an der ungariſch-türkiſchen Grenze entſetzlich gequält. Aber ich verzeihe es dieſen guten Oeſterreichern, weil ſie im Uebrigen ſo praktiſche Leute ſind." Ich fühlte, daß ich erröthete und zwar aus Vergnügen. Jedenfalls war mir dies Kompliment neu; ich hatte es früher nie gehört. „Wie man bei Ihnen", fuhr ſie fort, „die Telegraphenſtangen ſo gut befeſtigt! Und in Wien! haben Sie je beobachtet, wie man bei den Bauten die Ziegel aufzieht mit Ketten, in kleinen Hüllen, die ſich von ſelbſt leeren? Wie einfach und ſinnreich! Und die Bauern im Salzburgiſchen! Ich bewunderte die Gerüſte, auf denen ſie ihr Heu trocknen."

Die Reiſen nach Europa ſind ein weſentliches, beinahe ein unentbehrliches Element des ſocialen Daſeins geworden. Wer Anſprüche erhebt auf Eleganz, muß die alte Welt beſucht haben. Ehemals ſchmückten ſich die Heimkehrenden mit dem Titel Hadji, Pilger; aber die heutige Generation verſchmäht dieſe lächerliche

Bezeichnung. Die Reiſen der Amerikaner erinnern an die ſogenannnte große Tour der jungen Engländer von Stand im ſiebenzehnten Jahrhundert. Beſonderen Werth legen die Frauen darauf. Es kommt häufig vor, daß neuerlich reich gewordene Familien ſich abſichtlich zu Grunde richten, um dieſer Mode zu fröhnen. Sie reiſen mit Kourieren, wohnen in den Prachtappartements der erſten Gaſthöfe, fahren in den eleganteſten Equipagen, kaufen Kunſtgegenſtände ein, und kehren nach Amerika zurück, wenn ihr ganzes Vermögen vergeudet iſt. Ihren Zweck haben ſie aber erreicht. Sie fühlen ſich gleichſam geadelt und innerlich befriedigt. In dieſer gehobenen Stimmung beginnt man das Leben von Neuem, ſteigt ohne Murren zu dem erſten, niedrigen Ausgangspunkte herab, wird wieder was man urſprünglich war, Metzgergeſelle, Aufwärter, Hauſirer oder Porter, ein jeder nach Maßgabe ſeiner Fähigkeit und phyſiſchen Kraft.

Junge Leute, wenn ſie ihrer Natur nach vorſichtig und ſparſam ſind, nehmen, ehe ſie heirathen, darauf Bedacht, daß ihre Flamme nicht von dem Europafieber ergriffen ſei. Auf einer meiner Ueberfahrten beobachtete ich einen jungen Mann, der, die Berührung mit Anderen vermeidend, allein in einer Ecke ſaß und ſeine Uhr unaufhörlich betrachtete. Eines Tages erlaubte ich mir ihn nach der Urſache ſeiner Ungeduld zu fragen. „Nicht Ungeduld", war die Antwort, „Trauer". Damit reichte er mir die Uhr. Auf das Zifferblatt war die Photographie eines Frauenkopfes geklebt. „Dies iſt", ſagte er, „meine Frau. Wie finden Sie ſie? Schön? In der That ſie war es. Sie iſt geſtorben, und ich wollte mich zerſtreuen. Ich bin Pelzhändler und ein Geſchäftsfreund ſagte mir, Petersburg ſei eine luſtige Stadt. Ich ging alſo nach Petersburg, aber ich fand dort nichts Luſtiges und kehre, wie ich gekommen, nach Amerika zurück. Ich glaube immer die Schritte meiner Frau zu hören, bald neben, bald hinter mir; aber wenn ich mich umwende, iſt Alles ſtille. Darum ſehe ich meine Uhr an, an welcher ich ihr Porträt befeſtigt habe. Sie war mir ſehr zugethan, ſie hielt

mich von dummen Streichen ab, geſtattete mir keine üble Nachrede gegen den Nebenmenſchen und verhinderte mich Abends in den Bar-room zu gehen. Sie war eine gute Haushälterin und verlangte nie, nach Europa zu gehen. No Europagoing, no such nonsense.“ Das Alles ſagte er in der trockenſten Weiſe und ohne daß ſein Alltagsgeſicht die geringſte Bewegung verrieth. Während der übrigen Zeit der Reiſe verlor ich ihn aus dem Geſichte. Erſt bei der Ausſchiffung ſtieß ich wieder auf ihn. Ich verlangte nochmals ſeine Uhr zu ſehen. Das rührte ihn. Er erröthete und eine Thräne glänzte in ſeinen matten, nichtsſagenden Augen. „She was,“ ſagte er, „very fond of me and never spoke of Europagoing.“

Es iſt der dritte Tag meines Aufenthaltes, und ich habe hiermit, ſcheint mir, des Guten genug gethan. Die Städte des Weſtens ſind bald geſehen und eine gleicht der andern. Dasſelbe läßt ſich ſagen von den Hotels, welche nicht nur im Leben des Fremden, ſondern auch des Einheimiſchen einen ſo bedeutenden Platz einnehmen. Viele Angeſiedelte, beſonders junge Ehepaare leben im Wirthshaus. Dieſe Sitte erſpart die Ausgaben der erſten Einrichtung und die läſtigen Sorgen des Haushaltes; ſie erleichtert auch die ſo häufig vorkommenden Umſiedelungen nach fernen Gegenden. Aber ſie verurtheilt die junge Frau zur Einſamkeit und zum Müßiggang. Den Tag über iſt der Mann bei ſeiner Arbeit. Zu den Eſſensſtunden erſcheint er, verzehrt ſein Mahl mit dem Schweigen und der Eilfertigkeit des Heißhungers, dann kehrt er zurück unter ſein Joch. Hat er Kinder, ſo ſchickt er ſie, im Alter von fünf oder ſechs Jahren, zur Schule. Sie gehen und kommen allein, bringen die übrige Zeit zu wie ihnen gefällt, thun mit Einem Worte was ſie wollen. Die väterliche Gewalt iſt beinahe null; jedenfalls wird ſie nicht ausgeübt. Erziehung gibt man den Kindern nicht, aber der Unterricht, immer öffentlich, iſt verhältnißmäßig gut und, was die Hauptſache, Jedermann zugänglich. Dieſe kleinen Gentlemen führen das Wort mit großer

Unbefangenheit, haben altkluge Augen mit einem verwegenen und ſchlauen Blick und reifen vor der Zeit. Die kleinen Damen von acht bis zehn Jahren ſind bereits Meiſterinnen in den Künſten der Gefallſucht, der Flirtation und verſprechen zu faſt young ladies heranzuwachſen. Aber ſie werden als treue Gattinnen dem Manne zur Seite ſtehen, wenn er gute Geſchäfte macht ihn durch ihre Putzſucht zu Grunde richten, dann das Elend mit Heiterkeit und Ergebung tragen und, hat das Glück wieder gelächelt, ſich in denſelben Aufwand und dieſelben Thorheiten ſtürzen.

Die dem Angloſachſen ſo theure Häuslichkeit zählt wenig im Leben ſeiner überſeeiſchen Vettern. Die Erklärung ergibt ſich von ſelbſt. In der neuen Welt erblickt der Mann als Eroberer das Licht. Sein ganzes Leben iſt ein ununterbrochener Kampf, ein Wettlauf über furchtbare Hinderniſſe hinweg, um einen Preis von unberechenbarem Werth. Er muß auf der Rennbahn erſcheinen. Er kann nicht innehalten auf die Gefahr hin von den Nachfolgenden zertreten zu werden. Er bringt in die Urwälder, lichtet ſie wo er kann, bereitet die Wege den nachkommenden Geſchlechtern, den Brüdern der Zukunft. Den grünen Ocean der Prärien verwandelt er in Ackergrund, die Rothhäute entreißt er der Barbarei (indem er ſie vertilgt!); der Geſittung, dem Chriſtenthum erſchließt er die Wege. Er beſiegt die wilde Natur und erobert einen Welttheil. Dies iſt ſeine Beſtimmung. Sein Leben iſt ein Feldzug, eine Reihe von Schlachten, von Märſchen und Gegenmärſchen. Die ſanften Freuden, das traute Zuſammenſein, die Gemüthlichkeit des Familienlebens bilden nur Epiſoden in ſeinem fieberhaften, kampfbewegten Daſein. Iſt er glücklich? Sein müdes, trauriges, unruhiges, zuweilen kränkliches Ausſehen geſtattet den Zweifel. Uebermäßige Arbeit iſt ſelten zuträglich. Sie erſchöpft die phyſiſchen Kräfte, ſie verſchließt gegen geiſtige Genüſſe und verhindert die Sammlung der Seele.

Aber mehr noch leidet unter dieſen Verhältniſſen die Frau.

Sie sieht ihren Mann den Tag über nur Einmal, höchstens während einer halben Stunde und Abends, wenn er übermüdet heimkommt um sogleich den Schlaf zu suchen. Sie kann ihm nicht beistehen, nicht mit ihm die Bürde des Lebens tragen, seine Hoffnungen, Mühen und Sorgen theilen. Kaum daß sie sie kennt, denn zu traulichen Mittheilungen, zu geistigem Verkehr fehlt die Zeit. Auch als Mutter ist ihre Thätigkeit beschränkt. An der Erziehung der Kinder nimmt sie nur geringen Antheil. Letztere sind meist außer Hause und erziehen sich selbst. Gehorsam und Ehrfurcht für die Eltern kennen sie nicht. Dagegen lernen sie sehr frühzeitig die Fürsorge und Unterstützung des Vaters und der Mutter entbehren. Sie reifen rasch und bereiten sich, schon im zartesten Alter, für die Kämpfe vor, für die Stürme und Abenteuer die ihrer harren. Ja sogar die kleinen Sorgen und Zerstreuungen des Haushaltes fehlen der Frau, wenn man, wie dies häufig der Fall ist, in einer jener großen Karavanseraien als Kostgänger lebt.

Gleichsam als Entschädigung für so große Entbehrungen gewährt die amerikanische Gesellschaft der Frau Vorrechte und Rücksichten, die in der alten Welt unbekannt sind. Allenthalben und zu jeder Stunde kann sie sich allein zeigen. Allein reist sie von den Ufern des atlantischen Oceans nach dem mexikanischen Golf und dem stillen Weltmeer. Ueberall wird sie mit Artigkeit überhäuft. Eine Galanterie, welche man ritterlich nennen könnte, wäre sie minder banal und manchmal nicht geradezu grotesk und lächerlich. Ich sitze in einem der Tramwaycars, welche in den Hauptstraßen der großen Städte auf- und abfahren, schlummernd oder in Gedanken versunken. Da weckt mich ein leichter Fächerschlag auf die Schulter. Vor mir steht, in voller Majestät, ein junges Wesen, Frau oder Mädchen. Sie mißt mich mit einem hochmüthigen, befehlshaberischen, beinahe zornigen Blicke. Ich trete ihr sogleich mit größter Bereitwilligkeit meinen Platz ab. Sie nimmt ihn ein, ohne mich eines dankenden Wortes oder Lächelns zu würdigen. Sie be-

merkt nicht, daß ich den Rest der Fahrt stehend zurücklegen muß, in der unbequemsten Stellung mich an dem Gangriemen festhaltend. Einmal geschah es, daß eine junge Dame einen hinfälligen Greis in dieser lakonischen Weise expropriirt hatte. Als sie an einer Haltestelle den Wagen verlassen wollte, rief ihr einer der Fahrgäste zu: „Madame, Sie haben etwas vergessen". Sie eilt suchend nach ihrem Platz zurück. „Sie vergaßen diesem Herrn zu danken".

Europäische Reisende bewundern diese Galanterie. Ich gestehe, sie scheint mir übertrieben und unnatürlich, wie so vieles Andere in Amerika, wie zum Beispiele in den Sälen der Wirthshäuser die Pracht der Möbel, Spiegel, Teppiche und Vorhänge. Sie steht im Widerspruche mit der sehr gemischten Gesellschaft. Dagegen ist es Mode die Amerikanerin zu tadeln. Man findet sie kokett, frivol, verschwenderisch und vergnügungssüchtig. Diese Beschuldigungen halte ich für ungerecht. Die Frau trägt das Gepräge der Stellung, welche man ihr gibt und der Luft die sie athmet. Als junges Mädchen folgt sie den Neigungen ihres Geschlechtes, welche nicht, wie bei uns, durch die Lehren und das Beispiel der Mutter geregelt, geläutert und veredelt werden. Sie will gefallen und, ist sie lebhaften Geistes, wird sie eine fast young lady; das heißt, sie lacht laut, wirft vielverheißende Blicke um sich, umgibt sich mit einem möglichst großen Kreise junger Verehrer. Aber diese Dorfkoketterie, deren Geschmack zum Mindesten gesagt fraglich ist, überschreitet selten gewisse Grenzen. Dagegen, junge Gelbschnäbel, die Ihr eben von Europa kommt, nehmt Euch in Acht! Bedenkt, hinter der Holden lauert, den Revolver, das bowing-knife, den arkansischen Zahnstocher unter dem Arme, ein Vater, ein Bruder, ein Oheim. Im richtigen Augenblick fragt er Euch, mit artigem Lächeln, nach der Reinheit Eurer Absichten.

Die verheirathete Frau ist in der Regel ehrbar. Wenn sie zu viel auf Putz hält, so geschieht dies mit Bewilligung des Gemahles. Wenn man sie oft auf der Straße sieht, so bedenke

man, daß sie zu Hause nichts zu thun hat. Wenn sie das Wesen einer Emancipirten annimmt, so fügt sie sich der landesüblichen Sitte. Sie begeht eine Sünde gegen den guten Geschmack, aber kein Verbrechen. Sie verschmäht keineswegs geistige Nahrung. Sie liest sogar viel, meist Romane, aber auch die englischen Klassiker und Encyklopädien. Bei den öffentlichen Vorlesungen, welche wandernde Literaten in allen einigermaßen bedeutenden Städten halten, bilden Damen die Mehrzahl der Zuhörer. Obgleich die Frau die größte Freiheit genießt, meist, und jedenfalls viel mehr als die Europäerin, ihren Tag in Einsamkeit und Müßiggang verbringt, so ist ihre Aufführung doch tadellos. In den großen Städten, besonders in New-York, fehlt es natürlich nicht an grobem Aergerniß; aber, Alles in Allem, ist das Familienleben gesund und die Frau würdig der bevorzugten Stellung, welche sie in der amerikanischen Gesellschaft einnimmt. *)

VI.

Von Chicago nach Salt-Lake-City.

Vom 1. zum 4. Juni.

H. Pullman und seine Cars. — Der Mississipi. — Annehmlichkeiten eines Wettrennens auf der Eisenbahn. — Omaha. — Die Prärie. — Das Thal der Platte. — Die Indianer. — Ein scalpirter Stationschef. — Die Bahnhöfe der Pacifikbahn. — Cheyennes. — Die Roughs. — Leben der Offiziere der Unionsarmee im far West. — Ueber die Rocky-Mountains. — Das Wahsatch-Gebirge. — Brigham Young in Ogden. — Ankunft in der Hauptstadt der Mormonen.

In Chicago lernte ich einen großen Mann kennen. Wer hat nicht von den Pullman-Cars gehört? Wer weite Fahrten vorhat, sucht in diesen Wagen zu reisen und wundert sich, daß

*) Vorstehende Betrachtungen beziehen sich hauptsächlich auf die Zustände der westlichen und pacifischen Staaten. Neu-England ähnelt auch in diesem Punkte der alten Welt.

das philanthropiſche Fuhrwerk noch nicht in Europa eingebürgert ſei. Der Erfinder kommt eben von Wien und Konſtantinopel zurück. Er ſagte mir: „Die Europäer wiſſen dieſen Komfort noch nicht zu ſchätzen; ſie verſtehen ſich nicht auf das Reiſen, aber ſie werden es lernen und mich dann würdigen.“

H. Pullman iſt noch ein junger Mann. Er hat ein intelligentes Geſicht, ein gravitätiſches, ich möchte ſagen majeſtätiſches Weſen. Er ſpricht wenig, kennt ſeinen Werth, ſowie auch den Werth ſeiner Zeit. Jede Minute gilt eine gewiſſe Anzahl Dollars und Cents. Nach langen Studien und vielfachen Verſuchen iſt es ſeinem praktiſchen und erfinderiſchen Sinne gelungen, den Eiſenbahnreiſenden gegen die Kälte, die Hitze, den Staub, den Lärm, die Erſchütterung zu ſchützen und mit allen Bequemlichkeiten eines wohlbeſtellten Haushaltes zu umgeben. Der Luxus der Einrichtung und der Verzierung ſeiner Waggons zeigt vielleicht nicht von Geſchmack, aber er behagt dem amerikaniſchen Publikum. Ein ſolcher Wagen koſtet zwanzig- bis fünfundzwanzigtauſend Dollars. Hieraus ergibt ſich natürlich eine Vertheuerung der Reiſe, aber die Mehrausgabe wird reichlich aufgewogen durch die Bequemlichkeit, deren man in dieſen Cars genießt und die größere Gewähr für Erhaltung der Geſundheit. In Amerika ſind die Entfernungen ſehr groß, und man legt ſie in der Regel ohne Unterbrechung zurück. Von New-York nach Neu-Orleans zählt man achtzehnhundert, nach San-Franzisko dreitauſenddreihundert Meilen. Die Reiſe nach letzterer Stadt wird in ſieben Tagen und Nächten zurückgelegt. Dies erklärt die Vorliebe des Publikums für die Pullman-Cars. In Europa reiſt man ſelten ohne anzuhalten während mehr als ſechsunddreißig oder achtundvierzig Stunden. Eine Erhöhung der Reiſeausgaben der Bequemlichkeit halber iſt alſo weniger gerechtfertigt. Hieran iſt wohl die Einführung dieſer Wagen bei uns bisher geſcheitert. Sie befahren faſt alle Bahnen der Union. Das geſammte Material gehört einer Geſellſchaft, deren Präſident, Generaldirektor und größter Aktionär H. Pullman

ist. Die Aktien geben mehr als zwölf Procent und Pullman ist Millionär.

Diesen Morgen hat er mich am Bahnhofe empfangen und in einem State-room untergebracht. So nennt man einen kleinen Salon, der, in der Mitte des Wagens befindlich, fast dessen ganze Breite einnimmt, und nur an der Einen Seite für einen Verbindungsgang zwischen den beiden Enden des Cars Platz läßt. Während der Nacht verwandelt man den Salon in ein Schlaf-, Morgens in ein Ankleidezimmer. Alle diese Einrichtungen sind trefflich bis zur Vollkommenheit. Ein Mann, was auch immer sein Wirkungskreis sei, welcher Vollkommenes leistet, ist in seinem Fache ein großer Mann. Mit Vergnügen bemerkte ich, mit welch' ehrerbietiger Zuvorkommenheit Jedermann, Reisende, Beamte, Arbeiter, H. Pullman begrüßten, als er mich langsam und feierlich durch die großen Hallen des Bahnhofes geleitete. Ludwig XIV., der durch seine Vorzimmer schreitet! Wer mit Händen greifen will, daß Gleichheit auf unserem Planeten ein leerer Wahn sei, der komme nach Amerika. Hier wie anderwärts, wie überall gibt es Könige und Prinzen. So war es, so ist es, so wird es sein bis an das Ende der Zeit.

Drei Eisenbahnen, welche drei verschiedenen Gesellschaften gehören, führen von hier nach dem linken Ufer des Missouri, gegenüber von Omaha. Man hat für mich die längste gewählt. Sie heißt C.-B.-Q.-R., nämlich Central Burlington and Quincy-Railroad. Auf den drei Linien gehen die Züge zur selben Stunde ab und erreichen ihre Bestimmung fast zur selben Zeit. Es ist eine Art von Kirchthurmrennen. Zu beiden Seiten der Schienen entfliehen den Blicken des Reisenden die wellenförmigen Ebenen von Illinois. Ueberall Meierhöfe, Gärtchen, Felder, hie und da einige hochaufgeschossene magere Bäume. Im Ganzen der fälschliche Eindruck eines ganz bebauten Landes. In der That aber wäre eine Million von Armen nicht zu viel, um den Boden dieses Staates urbar zu machen.

Wir sind Vormittags abgereist. Um fünf Uhr wird das Diner angesagt und im Dining-Car aufgetragen. Es wäre der besten Hotels von New-York würdig, immer Prevost-house ausgenommen, welches ohne Gleichen ist in beiden Hemisphären. Diese Mahlzeiten während der Fahrt bieten nur Einen, aber nicht zu beseitigenden Uebelstand. Der Zug bewegt sich fortwährend in einer dichten Staubwolke. Daher die Nothwendigkeit die Ventilatoren und die doppelten Fenster zu schließen, und in Folge dessen eine erstickende, heiße, wegen des Speisegeruches widerwärtige Atmosphäre. Ueberdies zahlt sich das Unternehmen nicht. Jenseits des Missouri hat man es auch bereits aufgegeben.

Um sieben Uhr überschritten wir langsam den Mississipi auf einer in neuem und kühnstem Style errichteten Brücke. Sie beugt sich unter unserer Last, und die Wagen schwanken wie ein Nachen auf leicht bewegter See. Dieser Riesenstrom rollt seine stillen Wasser zwischen niederen, bewaldeten Ufern; die letzten Strahlen der Abendsonne übergießen sie mit zauberhaftem Lichte. Der eigenthümliche Reiz der Landschaft überrascht vielleicht gerade wegen der Einfachheit ihrer Bestandtheile. Die tiefe Melancholie, die wilde Größe des Bildes machen einen überwältigenden Eindruck. Am jenseitigen Ufer angelangt, gestattet uns eine Wendung der Bahn den Blick zurückzuwerfen nach der Brücke: ein oben horizontal abgeschnittenes Spinnengewebe! Im Hintergrunde der flammende Abendhimmel. Ich frage mich, wie diese Filigranarbeit Bahnzüge zu tragen vermag. In diesem Augenblicke fährt eine einzelne Lokomotive langsam und wie zögernd über die Brücke. Blondin auf seinem Seile! Unwillkürlich schließe ich die Augen.

Nach einem kurzen Halte in Burlington dringt der Zug mit voller Dampfkraft in die jetzt grünen Prärien des jungen Staates Iowa. Schöne Baumgruppen unterbrechen zuweilen die Eintönigkeit der Landschaft.

Es ist Nacht geworden, aber im Rauchkoupé hat sich die

Geſellſchaft noch nicht getrennt. Der Bankier B. aus San-Francisko, ein Weltmann von tadelloſen Manieren, ein Attorney-General aus Nebraska, der Urtyp des Landökonomen im fernen Weſten — vom Rechtsgelehrten keine Spur —, ein großer Gewerbsbeſitzer aus Penſylvanien führen das Wort. Der Alabama-Vertrag, die Unzufriedenheiten im Süden, der Präſident, ſeine Ausſichten bei der nächſten Wahl und — letzteres ohne die Heiterkeit des Attorney-Generals im Geringſten zu ſtören — die bedauerliche Käuflichkeit der Richter bilden den Stoff der Unterhaltung. Auch die Tariffrage, ein zarter Gegenſtand, kommt zur Sprache, und wird von dem kaliforniſchen Geldmann und dem penſylvaniſchen Eiſenwerkbeſitzer mit großer Lebhaftigkeit erörtert. Man erhitzt ſich, aber man zankt nicht. Neben koloſſaler Uebertreibung in der Redeform doch keine eigentlich verletzende Aeußerung. Ich habe öfters ähnlichen Wortkämpfen beigewohnt. Gewöhnlich ein großer Aufwand von hohlen Redensarten, wenn es ſich um Theorien oder um Politik handelt, aber viel geſunder Menſchenverſtand bei Beſprechung praktiſcher Fragen. Dabei fiel mir auf, wie wenig beleidigend die Sarkasmen klingen, mit denen man ſich gewöhnlich bekämpft, und welche vielleicht gerade die Uebertreibung ihrer Schärfe beraubt. Daneben hie und da ein gutmüthiger Spaß, faſt niemals jene Bitterkeit, die ſich bei unſeren Diskuſſionen geltend macht. Die Erklärung liegt nicht ferne. In dieſer jungen, über unermeßliche Räume gebietenden Geſellſchaft gibt es eigentlich für den Einzelnen keine Lebensfragen. Jeder iſt ſicher ſein Brot zu finden. Keinen bedroht der Hungertod. Kommt er nicht im Oſten fort, ſo zieht er nach Nord oder Weſt. Im Widerſtreite der Intereſſen — ich ſpreche hier vom Privat- und nicht vom politiſchen Leben — kommt es zwar vor, daß man an einander prallt. Es gibt Stöße, Quetſchungen, leichte Wunden, aber keine Todten. Keiner wird für immer zertreten. Höchſtens daß er aus der Bahn geſchleudert wird, in welcher er ſich bewegte. Es ſteht ihm frei eine andere zu wählen. Kein Vorurtheil

hindert ihn, und, was die Hauptsache, es gibt Platz für Alle. Daher geschieht es, daß, auch in den Wortkämpfen, man sich nur bis zum ersten Blute schlägt und nie auf Leben und Tod. Europa entbehrt dieser Vortheile. Vorgefaßte Meinungen, Traditionen, der Gebrauch, zuweilen gesetzliche Bestimmungen, vor Allem die Konkurrenz, dieser furchtbare Feind der in das Leben tretenden Jugend, sind in unseren alten Gesellschaften schwer, oft nicht zu durchbrechende Schranken. Wer gestrandet ist, wird selten wieder flott. Wer Schiffbruch litt, wird schwerlich dem Untergang entfliehen, ein neues Schiff finden, einen andern Kurs einschlagen können. Er kann nicht, wie dies hier täglich vorkommt, heute Metzger oder Kellner sein und morgen Bankier, dann zu seinem Ausgangspunkte zurückkehren, um später als General der Miliz zu figuriren, als Advokat oder Minister irgend einer kirchlichen Gemeinde. Kurz, in Europa ist es schwerer sein Brot zu finden. Die Konkurrenz ist größer und man ringt um größere Interessen, um das erste in diesem Leben, um die Bedingungen des materiellen Daseins. Der Erbitterung des Kampfes entspricht natürlich die Erbitterung in der Diskussion.

Die Nacht ist bereits vorgerückt. Wir rasen sechzig Meilen die Stunde; aber die Unterhaltung nimmt ihren Fortgang. Die Gruppen, welche wir bilden, die grotesken Stellungen der Reisenden findet man in dieser Vollkommenheit nur im fernen Westen. Mein Kopf ist zwischen zwei großen Kappenstiefeln eingekeilt. In ihnen stecken die Füße meines Hintermannes, eines langen, mageren Gesellen, der es bequem findet seine Beine über meinen Lehnsitz auszustrecken. Er ist ein wohlhabender Grundbesitzer in Illinois. Er öffnet den Mund nur selten, um sich des gekauten Tabakes zu entledigen; wenn er aber spricht, so geschieht es mit dem äußersten Nachdrucke. „Die republikanische Form", sagt er, „hat ihre Zeit gemacht. Was wir brauchen ist eine Diktatur. Es gibt in den Staaten zwei Klassen von Menschen: Zahlende und Gezahlte. Die ersteren verabscheuen und verachten die Letzteren. Es steht sehr schlecht mit uns, und

ein Militärdiktator wird allein im Stande sein, die Dinge wieder in ihr Geleise zu bringen."

Es ist nicht das erste Mal, daß ich dergleichen höre. Sonderbar genug wird die Regierungsform häufig besprochen. Die heutige Verfassung wird angenommen als eine Thatsache und, für die Gegenwart, als eine Nothwendigkeit. Aber ein besonderes Gefallen an der Republik habe ich nirgend wahrgenommen. Viele sind ihrer überdrüssig und machen dessen kein Hehl. Die wärmsten Republikaner sind die neu eingewanderten Deutschen; aber auch ihr Eifer erkaltet allmälig. Indeß man würde sich sehr täuschen, wenn man deshalb den Bürgern der Vereinigten Staaten monarchische Tendenzen zuschriebe. Die Abwesenheit einer kräftigen Regierungsgewalt wird allenthalben tief und bitter gefühlt. Daher spricht man gerne von einer Militärdiktatur, nicht als ob sie bevorstände, sondern von einem schönen, aber kaum zu verwirklichenden Traum. Anders verhält es sich mit der Frage des Gesammtbestandes der Union. Sie entflammt die Gemüther, im Norden, weil der Nordländer die Integrität des großen Reiches um jeden Preis wahren will, und der Bürgerkrieg hat bewiesen, daß dies keine leeren Worte sind; im Süden, weil man dort mit gleicher Entschlossenheit die Losreißung anstrebt. Diese Frage bleibt am besten unberührt, denn sie gibt zu den heftigsten Auftritten Anlaß, eben weil man hier um unversöhnliche Gegensätze und um Lebensfragen streitet.

(2. Juni.) Um neun Uhr Morgens Council-Bluffs passirt. Es sind ein paar vereinzelte Hügel, einst der Zusammenkunftsort zwischen indianischen Häuptlingen und den Agenten der Regierung. Daher der Name. Gleich darauf kommt der Missouri in Sicht. Er windet sich traurig und träge zwischen baumarmen und, wie mir schien, unbebauten Ufern dahin. Wasser und Land tragen dieselbe Farbe, die des Kothes. Nichts Eintönigeres als diese Landschaft. Dagegen entschädigt uns eine

jener Gemüthsbewegungen, welche hier zu Lande dem Eisenbahnreisenden von Zeit zu Zeit beschеert werden. Es wurde erwähnt, daß drei Bahnen von Chicago nach Missouri-Station führen und daß die Gesellschaften, deren Eigenthum sie sind, sich Konkurrenz machen. Diese Bahnen trennen sich in geringer Entfernung von Chicago und nähern sich erst wieder, unweit von Missouri-Station, ihrem gemeinsamen Endpunkte. Auf diesen drei Linien, wie bereits gesagt, gehen die Züge zur selben Stunde ab. Wenige Minuten, bevor wir den Bahnhof erreichten, kam einer der gegnerischen Züge in Sicht. Unser Maschinist hielt es natürlich für eine Ehrensache als der erste anzukommen, und vollführte auch glücklich die kühne That. Wie es geschah, daß die beiden Züge nicht im Bahnhofe an einander prallten, daß sie sich nicht beide in den ganz nahen Strom schleuderten, kann ich mir nur durch ein Wunder erklären.

Da die Brücke noch nicht vollendet ist, so setzt uns eine Fähre nach dem rechten Ufer über. Wir sind in Omaha.

Die junge Stadt entlehnte ihren Namen einem einst zahlreichen Indianerstamme. In der Umgebung begann man erst unlängst die Urbarmachung des Bodens. Die Einwohnerzahl war vor zehn Jahren tausend, erreichte während des Baues der Pacifikbahn die vierfache Zahl und vermindert sich seit der Vollendung der letzteren. Auch als Handelsplatz hat Omaha seither verloren.

Die Reisenden verweilen hier zwei Stunden. Ein junger Franzose in der vaterländischen Blouse, mit gescheitem Gesicht und schwieligen Händen, schließt sich mir an. Er drückt sich gut und mit Leichtigkeit aus und spricht von dem Unglück, das über Frankreich hereingebrochen, mit merkwürdiger Unbefangenheit. Er ist der erste Auswanderer seiner Nation, dem ich begegne, seit ich die atlantische Küste verließ. Er führt mich vor die Stadt. Ja, hier sind die Grenzmarken der Civilisation; jenseits herrscht die ungebändigte, die wilde Natur. Alles athmet den Kampf, den siegreichen Kampf mit dem Boden, der,

wie unwillig, ſeine Schätze erſchließt, mit dem Ungemach des Klimas, mit den entthronten Gebietern der Wildniß, dem Büffel und der Rothhaut.

Um Mittag verlaſſen wir den Bahnhof von Omaha, um das Territorium von Nebraska in ſeiner ganzen Länge zu durchziehen.

Die Bahn: U. P. R. R., das heißt Union-Pacific-Railroad, hat nur ein Geleiſe. Vorläufig vollkommen genügend für den Bedarf. Man reiſt mit ſehr geringer Schnelligkeit, zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen die Stunde und es gibt nur einen Zug im Tage.

Der Himmel prachtvoll, die Luft warm, die Gegend dem Meere auffallend ähnlich. Kein Land in Sicht. Soweit das Auge reicht, der Ocean: hier dunkelgrün und glänzend, dort lichtgrün und durchſichtig, je nach dem Stande der Sonne. So wären wir denn in den wahren, in den großen Prärien. Beim bloßen Anblick athmet man frei aus tiefſter Bruſt, und welche Luft: elaſtiſch, lau, balſamiſch! Ja, dieſe Prärien ſind das Sinnbild der Freiheit. Ich genieße ihrer, obgleich ein Gefangener, in meinem State-room. Wie beneide ich jene zwei Reiter, die unter dem Graſe bald verſchwinden, bald wieder zum Vorſchein kommen!

Die Bahn verläßt nirgend das linke Platteufer. Am rechten gewahrt man noch die Spuren der Karavanenſtraße von ehedem. Der Kondukteur zeigt uns einige kaum wahrzunehmende ſchwarze Punkte. Es ſind Antilopen. Aber in Fremont am Mittagstiſche, in Grand-Island beim Abendbrot machen wir die nähere Bekanntſchaft dieſes Thieres. Das Fleiſch iſt etwas hart, der Geſchmack erinnert an das Reh. In Columbus, zweiundneunzig Meilen von Omaha, haben wir den geographiſchen Mittelpunkt der Vereinigten-Staaten erreicht.

Der Abend iſt von ſeltener Schönheit. Das Firmament, im Weſten flüſſiges Gold, blaßgrün im Zenith, dunkelblau im Oſten. Die Luft von unbeſchreiblicher Klarheit. Nur Eine

Wolke sichtbar. In unmittelbarer Nähe der sinkenden Sonne reißt sich ihre dunkle phantastische Silhouette von dem goldigen Abendhimmel ab. Von Zeit zu Zeit entfahren zackige Blitze der schwarzen Masse. Bei Einbruch der Nacht geht ein Regenschauer über uns hinweg, und empfindliche Kälte folgt auf die sengende Hitze des Tages.

(3. Juni.) In der Nacht, immer der Platte entlang, erreichen wir das Land der Büffel. Hier setzen sie über den Fluß zweimal im Jahre, im Spätherbste am Wege nach den milderen Winterquartieren, im Frühling auf der Heimkehr. Diese Region umfaßt von Ost nach West ungefähr zweihundert Meilen. Aber wo sind die Büffelheerden, von denen die Beschreiber der Pacifikbahn erzählen? Sie haben sie gesehen, aber nur mit dem Auge ihrer schöpferischen Phantasie. In Wirklichkeit sind diese Thiere, außer während der kurzen Zeit des Flußüberganges, auf dem ganzen Bahngebiet verschwunden.

Wir dampfen jetzt im Thale des Wood-River, dem Schauplatze blutiger Kämpfe zwischen den ersten Ansiedlern und den ehemaligen Herrn der Gegend. Manche ungeschriebene Tragödie ward hier zu Ende gespielt. Kein Weißer überlebte den letzten Akt. Weiter hin, noch in der Nacht, zeigt man mir, während der Zug in Willow-Island hält, einige mit Zinnen und Schießscharten versehene Blockhäuser. Auf allen Stationen sieht man kleine Truppenabtheilungen, deren aufreibende und zuweilen gefahrvolle Aufgabe die Ueberwachung der Indianer und der Schutz der Züge und Bahnhöfe ist. Glücklicher Weise befinden sich die Rothhäute gegenwärtig nicht auf dem Kriegspfade. Kein Angriff von größeren Schaaren ist daher zu befürchten, aber wehe dem Wanderer, der sich hier an einem einsamen Orte, und die Einsamkeit ist allenthalben, überraschen ließe! Wehe dem Ansiedler, der nicht bereit ist, nächtliche Angriffe mit Flintenschüssen abzuwehren! Selbst in friedlichen Zeiten, wie die gegen-

wärtigen, fehlt es unter den Rothhäuten nie an Leuten, die den Weißen nachſtellen wie dem Wilde. Es iſt eben ihre Liebhaberei, Waidluſt! Wer ſchwache Nerven beſitzt, lauſche ja nicht den haarſträubenden Erzählungen, die man in den Waggons und auf den Halteſtellen zum Beſten gibt. Alles iſt freilich nicht Glaubensartikel, aber die augenſcheinliche Uebertreibung abgerechnet, bleibt des Haarſträubenden noch immer genug. Ein Hauſirer, der gewöhnlich in Montana reiſt, weiht mich in die Senſationen eines Scalpirten ein. Die Operation iſt die Sache eines Augenblickes, aber dem folgt ein langſamer und furchtbarer Todeskampf. Scalpirte kommen äußerſt ſelten mit dem Leben davon. Einer dieſer Ausnahmsmenſchen amtirt nicht weit von hier als Stationschef. Der Zugführer wird mich ihm morgen vorſtellen. Uebrigens, Dank den trefflichen Vorkehrungen des General Sheridan, wird die Bahn jetzt mit Sicherheit befahren, unvorhergeſehene Fälle natürlich ausgenommen. Der Himmel gebe nur, daß keine Entgleiſung, überhaupt kein gezwungener Aufenthalt zwiſchen zwei Stationen ſtattfinde; auch ſetze man ſich nicht in den letzten Wagen.

Gegen Morgen wird North-Platte-City erreicht, einſt ein blühender Ort, weil hier die nach Colorado und Mexiko ziehenden Fuhrwerke beladen wurden. Die Vollendung der Bahn hat die Stadt zu Grunde gerichtet und in den letzten zwei Jahren die Bevölkerung auf ein Zehntel herabgedrückt. Bei Sonnenaufgang befinden wir uns viertauſend Fuß über der Meeresfläche. In Sidney gefrühſtückt.

Alle Stationen gleichen ſich. Es ſind einige wenige hölzerne Häuſer, zuweilen auch nur ein mit Leinwand überſpanntes Fachwerk. Da ſtehen Indianer, die Lumpen, in die ſie ſich hüllen, ſind die letzten Reſte der Wäſche und Kleider, welche der große Vater, the big father, das heißt der Präſident der Republik alljährlich unter ſie vertheilen läßt. Die Leute betrachten uns mit ſtieren Augen, kratzen ihr ſtruppiges Haar, ſind mit Einem Worte das Bild der tiefſten Verkommenheit. Sie gehören zu

den ſogenannten Friendlies; das will ſagen, ſie haben auf das nomadiſche Leben verzichtet und ſind in den Schooß der Civiliſation aufgenommen worden. Die Weiber binden ihre Kinder auf den Rücken. Die kleinen Geſchöpfe müſſen alſo die Bewegungen der Mutter theilen. Ich ſah Indianerinnen, die, über einen Bach geneigt, Wäſche wuſchen, ſo daß ihre armen Kinder Stunden lang buchſtäblich am Kopfe ſtanden.

Doch unſere Zeit iſt kurz bemeſſen. Drei Aufenthalte im Tage, jeder zu dreißig Minuten. Alles ſtürzt gegen den Farbigen, der, vor der Thüre des Speiſeſaals ſtehend, auf einem Gong mit Leibeskräften trommelt. Zugleich entledigt ſich die Maſchine ihre Dampfes. Alles in Allem ein hölliſcher Lärm. Die Paſſagiere eilen in die Reſtauration, ſuchen einen Platz zu erobern, benützen beſtmöglich ihre halbe Stunde. Bei den drei Mahlzeiten iſt die Speiſekarte dieſelbe: Antilopenbraten, eine oder zwei ſüße Speiſen und Kaffee; im Ganzen eine einfache und geſunde Koſt und mehr, als man in dieſer Einöde erwarten kann. Der Dienſt wird gut verſehen, meiſt von jungen Mädchen. Auf den Höllenſpektakel draußen folgt hier tiefe Stille, nur unterbrochen durch das Klappern der Gabeln. Nach zehn Minuten iſt Jedermann fertig. Man läuft nach der Thüre, wo der Wirth ſteht, zahlt ihm einen Dollar und dann eilends nach dem Barroom. Die weiblichen Paſſagiere, die nicht ſehr zahlreich ſind, ergehen ſich am Perron. Sind die dreißig Minuten vorüber, ſo ſchreit der Kondukteur all on board! und unter dem Geläute einer Kirchthurmglocke, welche über jeder Lokomotive angebracht iſt, ſetzt ſich der Zug in Bewegung.

Von Sidney ab iſt das Land flach. Am Horizont einige ſchwarze Hügel in Sicht. Der Boden trefflicher Weidegrund. So behaupten wenigſtens die Landagenten der Pacifikbahngeſellſchaft, welche dieſe Ländereien beſitzt. Zweifel ſind geſtattet.

Wir befinden uns im Territorium von Wyoming, berühmt durch das kühne Experiment ſeiner Legislatur: die Emancipation der Frauen. Kein anderer Staat fühlte bisher den Muth,

dieſem Beiſpiele zu folgen. Um Mittag Ankunft in Cheyennes-City, mehr als ſechstauſend Fuß über dem Meere. Dieſe Stadt, die wichtigſte weſtwärts vom Omaha, beſtand vor vier Jahren aus einem einzigen Hauſe. Bald darauf zählte ſie ſechstauſend Einwohner, ſeit der Vollendung der Bahn nur mehr dreitauſend. In ihren Anfängen war ſie wie Denver, wie Julesburg, wie ſo viele andere improviſirte Städte der Wildniß, das Stelldichein der Roughs. Die Orgie hatte ſich in Permanenz erklärt, Mord und Todtſchlag ſtanden auf der Tagesordnung. In der landesüblichen Weiſe ausgedrückt verzehrten dieſe Herren, die Rowdies, jeden Morgen einen Menſchen zum Frühſtück; mit andern Worten, es verging keine Nacht, ohne daß in den Schenken und verrufenen Häuſern, aus welchen dieſe jungen Städte größtentheils beſtehen, nicht mindeſtens Ein Menſch um das Leben kam. Am Ende traten die friedlichen Bürger von Cheyennes zuſammen und bildeten einen Ueberwachungsausſchuß und „eines Morgens", ſagt mein Great-transcontinental-rail-road-guide-book, „eines Morgens hatte man die Befriedigung, mehrere ſolcher Deſperados aufgeknüpft zu ſehen, und zwar in gehöriger Höhe über dem Fußboden. Ihre Spießgeſellen verſtanden den Wink, und da ſie an dem Seile keinen Geſchmack fanden, ſo gingen ſie mit Druck ab, und ſeither iſt Cheyennes eine friedliche und anſtändige Stadt geworden."

Am Bahnhofe ſahen wir mehrere Offiziere des drei Meilen entlegenen Fort Ruſſell. Sie kamen mit ihren Damen in ſtark gebauten, wohl beſpannten Wagen angefahren, um den Zug zu ſehen und ſich während einiger Minuten an dem Anblick der Civiliſation zu erquicken. Eine Viſion, die alsbald zerfließt, aber nebſt der Büffeljagd ihre einzige Zerſtreuung bildet. Was für ein Leben! Man ſchaue um ſich. Allenthalben die Wildniß! Wir ſind jetzt in der ſchönen Jahreszeit, und dennoch nichts als Sand, getrockneter Koth, graues Gras vom vorigen Jahre; hie und da ein wenig friſches Grün. Wie wird die Gegend im Sommer ausſehen? Ihm folgt alsbald der ſtrenge

Winter. Und dieſe Herren, Männer von Bildung, von den feinſten Sitten, gewohnt an den Ueberfluß und den Luxus der atlantiſchen Städte, verbringen die ſchönſten Jahre ihres Lebens in dieſer grauſenhaften Einöde, im Umgange mit Wilden und Rowdies. Sie ſind, das iſt wahr, gut beſoldet, aber die reichliche Löhnung feſſelt ſie gewiß nicht an den Dienſt. Wer in Amerika Geld machen will, wird nicht Soldat. Nein, Pflichtgefühl und die Luſt an ihrem Stande hält ſie unter den Fahnen. Wie ſchön! Wie ſchön auch, daß ſie Frauen finden, muthig und hingebend genug, um ihre Verbannung zu theilen.

Von Cheyennes ab ſteigt die Bahn raſch aufwärts. In Sherman, dem höchſten Punkte der Pacifikbahn*), hat ſie den Kamm der Rocky-Mountains erreicht. Die Luft trocken und dünne, das Athmen beſchwerlich. Die gefährliche Herabfahrt nach dem Hochplateau, dem ſogenannten Parke von Laramie, findet ohne Unfall ſtatt. Die Ausſicht nach den Gipfeln der Felsketten läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben. Tiefe Abgründe wechſeln mit flachen Thälern. Nach allen Seiten hin unermeßliche Fernſichten. Unerachtet der äußerſten Durchſichtigkeit der Luft ſcheint der Horizont ſich dem Auge zu entziehen. Zwei ſchneebedeckte Gipfel, Long Peak und Pike Peak, gewahren wir in einer Entfernung von ſiebenzig und hundertſechzig Meilen. Rings um uns ein Meer von ſchwarzen Granitblöcken. Hie und da einzelne Baumgruppen: Fichten und Baumwollbäume (cotton wood). Der Geſammteindruck großartig, wild und maleriſch. Die Fahrt über eine hundertzwanzig Fuß hohe Treſtlebrücke entriß mich der Extaſe. Gottlob, wir ſind hinüber.

Um fünf Uhr in Laramie-City. Wieder eine Stadt von Holz und Leinwand. Nicht Ein Baum zu ſehen. Am Eingange empfängt uns das Gebrüll zweier an Pflöcke geketteter Bären. In Lumpen gehüllte Indianer, bis an die Zähne bewaffnete Desperados und einige Soldaten aus Fort Sanders

*) 8342 Fuß über dem Meere.

ſtehen an den Zugängen des Bahnhofes. Wir ſpeiſen zu Mittag wie wir gefrühſtückt haben und wie wir ſupiren werden: der Mann mit dem Gong, die Mädchen, welche Antilopenfleiſch auftragen, der Mann, der den Dollar in Empfang nimmt. Dann: all on board!

Die Landſchaft iſt immer dieſelbe. Der Reiſende vergißt keinen Augenblick, daß er ſich auf einer Hochterraſſe befindet. Die Durchſichtigkeit der Luft rückt die fernſten Berge in ſcheinbare Nähe. Die Höhe des Plateaus erniedrigt die mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel und verleiht ihnen das Anſehen von Maulwurfshügeln. Allmälig zeigen ſich auf dem wellenförmigen Boden weißgraue Flecken von Alkali. Von Zeit zu Zeit brauſen wir an tiefen Erdriſſen vorüber. Da unten rollen Bäche oder Flüſſe oder Ströme ihre bittern Waſſer. Niemand weiß zu ſagen von wo ſie kommen, wohin ſie ziehen. Wir ſind in unerforſchten Landſtrichen. Wahrhaftig, dieſe Reiſe erregt meine Neugierde mehr, als ſie ſie befriedigt. Bald fahren wir in finſtere Felſenſchachte ein, bald eröffnet uns der Weg unermeßliche Fernſichten. Aber ſonderbar, in dieſer Landſchaft gibt es keine Mittel-, keine Hintergründe. Alles ſcheint nahe und mit den Händen greifbar. Die Umriſſe erinnern an die römiſche Campagna; nur fehlen die Kuppel der Peterskirche, die Stadtmauern Beliſars, die Gräber und Waſſerleitungen, die weißen Dörfer und Landhäuſer, halb verſteckt im Laubholze der lateiniſchen und ſabiniſchen Berge. Gerade vor Sonnenuntergang ſcheucht unſer Zug ein Rudel Antilopen auf. Verfolgt von ihren langen Schatten ſpringen ſie über die Felſen hinweg. Eine prächtige Viſion! Ein Widerſpruch mit dem Charakter der Gegend, die nichts ſagt als: Unbeweglichkeit, Einſamkeit, Tod!

(4. Juni.) Die Nacht empfindlich kalt. Im erſten Morgengrauen gewahren wir Bitter-Creek, und bald darauf, zwiſchen bewaldeten Hügeln und zerklüftetem Erdreich, die raſch dahin

eilenden, durchsichtigen Fluthen des Green-river. Seine blaugrüne Farbe erklärt und rechtfertigt den Namen. An seinem linken Ufer erhebt sich eine beträchtliche Stadt. Aber kein menschliches Wesen ist sichtbar, kein Rauch steigt auf aus den vielen Essen. Der Tod scheint über dem Orte zu schweben. Und so ist es auch. Der Bau der Bahn hat sie ins Leben gerufen, die Vollendung hat sie vernichtet. Sie entstand vor drei Jahren und heute ist sie eine Ruine. Man lebt und stirbt rasch im fernen Westen; oder vielmehr das Leben wechselt ohne Unterlaß den Platz. Hinter diesem düsteren Wirrsal von verlassenen Wohnstätten, wo heute wilde Thiere hausen, dringt der Fluß, sich den Blicken entziehend, in felsige Engpässe. Hohes, zum Theil schneebedecktes Gestein schließt gegen Südost den Horizont. Die edlen und einfachen Formen dieser Massen, ihre Farbe — unter der Wirkung der aufgehenden Sonne abgestuft vom Rosig- zum Purpurroth — erinnern an die edomitischen Berge der großen arabischen Wüste.

Hier stoßen wir auf die ersten Chinesen. In keinem der folgenden Bahnhöfe fehlten sie. Wir sahen sie im Gespräche mit Indianern. In welcher Sprache verkehren sie? Wären die beiden Rassen wirklich verwandt? Offiziere, welche ihr Leben in diesen Gegenden zubringen, behaupten, daß die gelben Einwanderer sich leichter als die weißen mit den Rothhäuten verständigen. Die Thatsache scheint festzustehen, aber die wissenschaftliche Erklärung ist noch zu liefern.

In Aspen*) erreicht die Bahn den höchsten Engpaß über die Wahsatch-Mountains. Diese bilden den westlichen Abfall des amerikanischen Hochplateaus. Die Rocky-Mountains sind der östliche. Bei der Herabfahrt, in der Richtung des großen Salzsees, wird kein Dampf gebraucht. Der Zug bewegt sich einzig durch sein Gewicht. Obgleich alle Räder gekuppelt sind, rasen wir pfeilschnell bergab; denn die Schnelligkeit steht im

*) 7835 Fuß über dem Meere.

geraden Verhältniſſe zur Laſt, und unſer Zug iſt ſehr groß und daher ſehr ſchwer. Hierzu kommen die häufigen und ſehr kleinen Krümmungen und die Abgründe längs der Bahn. Kein Wunder, daß man in den Waggons blaſſe Geſichter ſieht. Für Freunde von Naturſchönheiten hat man auf der letzten Station einen ſogenannten Beobachtungs-Car angehängt. Es iſt ein einfacher Kohlentruk, ohne Sitze und ohne Dach. Hier, der Sonne und dem Luftzuge ausgeſetzt, kann der Reiſende die maleriſchen Punkte dieſer Strecke betrachten: die Cañones von Echo und Weber, den Tauſendmeilenbaum, ſo genannt, weil man von ihm nach Omaha tauſend Meilen zählt, das Teufelsthor und andere, wie mir ſcheint, über die Maßen gerühmte Stellen. Zugleich iſt dies auch für die Paſſagiere eine gute Gelegenheit, mit eigenen Augen die Gefahren zu ermeſſen, denen ſie ausgeſetzt ſind, nicht durch die Schuld der Zugführer, ſondern durch den fehlerhaften Bau der Bahn. Anfangs drängte man ſich in dem Obſervations-Car, aber alsbald leerte er ſich. Wenige fühlten ihre Nerven ſtark genug, um den Anblick zu ertragen.

Endlich vermindert ſich die Schnelligkeit der Fahrt. Der letzte Engpaß iſt paſſirt. Vor uns erſchließt ſich das gelobte Land der Mormonen, die ungeheure Waſſerfläche des Salzſees, das mit einem grünen Teppich überſpannte Thal der Heiligen, bewaldete Hügel und ringsum Bergrieſen, jetzt übergoſſen mit roſigen, mit tief-, mit lichtblauen Tinten. Der Reiſende iſt geblendet durch die Fülle von Licht, entzückt durch die Schönheit der Landſchaft, überraſcht durch den Gegenſatz mit der Wildniß, die er ſoeben verlaſſen hat.

Um fünf Uhr laufen wir im Bahnhofe von Ogden ein. Er liegt am nördlichen Seeende und bildet den Terminus der Union-Pacifik-Bahn.*) Eine von Brigham Young erbaute Zweigbahn führt nach Salt-Lake-City.

*) Von Ogden nach Omaha zählt man 1032, nach San-Francisko 882 Meilen.

Ogden prangt in vollem Feſtſchmucke. Am Perron, in den Hallen des Bahnhofes und in den Zugängen drängt ſich die Menge, Alles in Sonntagskleidern. Hier wären wir nun mitten im Mormonenreich. Der große Prophet, Präſident Brigham Young, hat das Städtchen heute mit ſeiner Gegenwart beehrt und im Tabernakel gepredigt. In dieſem Augenblicke reiſt er ab. Der gewöhnliche Zug nach Salt-Lake-City wird zwar in einer Viertelſtunde abgehen, aber Brigham Young, einige ſeiner Frauen, die ihn begleiteten, und ſein Gefolge reiſen mit Extratrain. Natürlich! Iſt er ja doch der Gebieter von Deſeret, der König von Neu-Jeruſalem. Da ſteht er auf der Plattform ſeines Staatswaggons, mit der Hand majeſtätiſch grüßend, indeß ſich der Zug in Bewegung ſetzt. Alles erſtirbt in Ehrfurcht. Die Männer ziehen den Hut, die Weiber verneigen ſich zur Erde. Eine Scene, wie man ſie an Höfen ſehen kann; wie man ſie zuweilen auf unſern Bahnhöfen ſieht, wenn gekrönte Häupter reiſen. Aber ganz ſo war es hier doch nicht. Nichts ſchien mir in den Unterthänigkeitsbezeugungen der Mormonen erkünſtelt oder blos Sache des Herkommens. Und doch auch keine Spur von Enthuſiasmus auf dieſen geſpannten Geſichtern, in dieſen gebeugten Geſtalten. Der Zug war bereits außer Sicht und noch ſtanden ſie da unbeweglich, wie in Verehrung verſunken: das Bild des Aberglaubens, welchen keine Zweifel ſtören, aber geheimnißvolle Schrecken zu quälen ſcheinen. Das Bild der Anbetung eines übernatürlichen Weſens, an das man ſich für immer gebunden weiß und das man mehr fürchtet, als liebt.

Der Stationschef überhäuft mich mit Artigkeit. Natürlich habe ich ihm einen Empfehlungsbrief gebracht. Er hat drei Züge faſt zu gleicher Zeit abzufertigen. Aber das verhindert ihn nicht, mir tauſend kleine Dienſte zu leiſten. Er wechſelt meine Greenbacks, welche jenſeits Ogden nicht angenommen werden. Er beſorgt mein Gepäck. Er bricht mir Bahn durch die Menge, welche zwar ruhig und ſchweigſam iſt, aber im Ge-

dränge von den wuchtigen Ellbogen Gebrauch macht. Er gibt interessante Aufschlüsse über die Heiligen, erzählt mir die Erlebnisse des heutigen Tages und sogar seine eigene Geschichte. Man ist nicht liebenswürdiger und nicht flinker. Vor Kurzem noch Associé eines großen Pelzhändlers in New-York, hat er rasch ein Vermögen gewonnen und es rascher verloren. Um das Leben zu fristen, nahm er die bescheidene Stellung in Ogden an. Seine Frau theilt sie mit ihm. Sie ist von einer guten Familie im Osten, jung, hübsch, elegant und entschlossen, die Entbehrungen ihrer gegenwärtigen Lage muthig zu ertragen. Die Wohnung des jungen Paares besteht aus einem einzigen Zimmer, aus dem man unmittelbar auf die Bahn tritt. Aber wie niedlich ist das Stübchen eingerichtet! Alles trägt den Stempel des Geschmacks, der Eleganz, des Schönheitssinnes einer Frau der höheren Stände. Da gibt es Blumen, zwei Fauteuils, ein Oelbild, einige Chinoiserien, von irgend einem wandernden Sohne des Reiches der Mitte erstanden. Aber wie winzig ist das Nest! Fast die Hälfte des Raumes nimmt das blendendweiß verhängte Bett ein. Und der Lärm der Züge! — Oh, man gewöhnt sich daran. — Und die Fliegen und Moskitos, diese Landplage von Deseret! — Gibt es keine Fliegennetze? — Gewiß, aber der Staub, und welcher Staub, reines Alkali! — Ei, man schließt die Fenster. — Dann seid Ihr beide die einzigen „Heiden" im Ort. — Gewiß, aber wir genügen uns. Auch weist man uns im Hotel einen eigenen Tisch an. — Und so wird Allem die Lichtseite abgewonnen. Man lebt in der Erinnerung und in der Hoffnung. Man genießt im Voraus das künftige Glück und erträgt muthig die schlimmen Tage in Erwartung besserer.

Die Menschenmenge am Bahnhof fiel mir auf durch ihren entschieden europäischen Anstrich. Mein neuer Freund löst das Räthsel. Alle diese Männer, die aussehen wie Arbeiter im Sonntagsrock, alle diese einfach, aber reinlich gekleideten Weiber sind Engländer, Norweger, Dänen, aber das brittische Element

waltet vor. Das größte Kontingent liefert Wales. Nachdem der große Mann abgezogen war, ſteigt Alles in die Waggons. Frauen und Kinder ſieht man in Menge. Erſtere ſehen traurig und unterwürfig aus, die Männer gemein und unbedeutend. Die einzige, verhältnißmäßig vornehme Erſcheinung iſt ein Indianer. Er trägt Federn im Haare und ſein Geſicht iſt mit einer dicken Schicht gelben Ockers überkleiſtert. Mit verächtlichen Blicken betrachtet er die an ihm vorüberſchreitenden Mormonen.

In meinem Waggon habe ich Gelegenheit mich mit der Polygamie vertraut zu machen. Die meiſten Männer reiſen mit zwei, einige mit drei Frauen; die jüngſte iſt immer die Begünſtigte. Der Gemahl beſchäftigt ſich und ſpricht nur mit ihr, kauft ihr an den Stationen Zuckerwerk und vergißt die Anweſenheit ſeiner übrigen Lebensgefährtinnen, der traurigen oder mürriſchen Zeugen ſeiner Galanterie. Widerwärtig aber natürlich.

Wir brauchen zwei Stunden, um die ſiebenunddreißig Meilen zwiſchen Ogden und der Hauptſtadt der Mormonen zurück zu legen. Der Zug hält ſehr häufig in der Nähe kleiner Dörfer oder einzelner Meierhöfe. Die Bahn folgt in einiger Entfernung den Ufern des Salzſees, aus deſſen metalliſcher Waſſerfläche ſteile Felseilande emporſteigen. Die untergehende Sonne röthet ſie: ein Korallenzweig auf einem ſilbernen Teller. Die Gegend iſt ſchön und die Beleuchtung magiſch. Wären nicht die goldigen und blaßgelben Töne, welche vorherrſchen, die merkwürdige Durchſichtigkeit der Atmoſphäre und der Abgang duftiger Schattirungen, wie ſie unſerem Süden eigen ſind, ſo könnte man ſich in Sicilien oder Andaluſien glauben. Bei dunkler Nacht erreichen wir Salt-Lake-City. Ich ſteige bei dem Elder Townſend ab, in einem der ſcheußlichſten Gaſthäuſer, in welche mich je mein Unſtern geführt hat.

VII.

Salt-Lake-City.

Vom 4. zum 7. Juni.

Physiognomie der Stadt. — Die modernen Kreuzfahrer. — Townsend Hotel. — Die Indianer und die Indian-Agents. — Camp Douglas. — Die Cañones. — Brigham Young. — Das Mormonenthum.

Eine sonderbare Stadt! Die Häuser verstecken sich hinter Obstgärten. Ueberdies bilden Akazien und Baumwollbäume längs den breiten, unabsehbaren Straßen einen dichten Vorhang. Wie in allen amerikanischen Städten, laufen die Gassen von Nord nach Süd, von Ost nach West und durchkreuzen sich im rechten Winkel. In den Gossen fließt Gebirgswasser, der große Schatz, die belebende Kraft des Landes. Die wenigen Abenteurer, welche diese Terra incognita besuchten, als sie noch zu Mexiko gehörte, hatten erzählt, trinkbares Wasser fehle gänzlich. Aber Brigham Young hat das geändert. Der Auserwählte Gottes, der Moses der Mormonen schlug Wasser aus dem Felsen.

Ich ergehe mich allein in den stillen Baumgängen. Neben mir rauschen die Bäche. Die Akazien werfen ihre Schatten über den Wegfahrer, die Baumwollbäume, von der Morgenluft leicht bewegt, beschneien ihn mit ihren weißen Flocken. Hie und da dringt der Blick durch das Laub zu den Zwillingsbrüdern empor. Es sind die beiden höchsten Gipfel der Wahsatch-Mountains: zwei Diamanten, funkelnd im Sonnenschein, und fünfzehntausend Fuß über dem Meere am blauen Himmel aufgehangen.

Auf diesem Hochplateau folgen sich die Jahreszeiten mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes. Nach den Herbsttagen die Stürme und Schneegestöber des Winters; dann nach einer kurzen Epoche von Wind und Regen, die Frühling heißt, durch sechs Monate Sommer, das ist Sonne, Hitze, Dürre. Mangel

an Regen, Staub und, im Spätsommer, Fliegen bilden die großen Landplagen im Thale der Heiligen. Aber jetzt verschenkt die Natur mit vollen Händen die Schätze ihrer jugendlichen, berauschenden Schönheit. Mit Wollust athme ich die elastische Gebirgsluft ein, mit Entzücken labe ich mich an den Wohlgerüchen der Wiesen. Ja, der Wiesen, denn ohne es zu bemerken, bin ich am Rande der Stadt angelangt. Längst schon ließ ich die letzten Häuser hinter mir. Die Alleen führen noch immer weiter, aber sie verhüllen keine Gebäude mehr. Die Bauplätze sind ausgesteckt, aber sie harren noch der Mormonen, welche einst dort hausen sollen. Die Stadt ist allmälig in Felder und Ackergründe aufgegangen. Ein paar Schritte und ich stehe am Ufer des Jordan. Zwischen Erdspalten rieselt er dahin. Unwillkürlich gedenkt man des biblischen Flusses.

Auf der ganzen Wanderung begegnete ich nur einigen Frauen und einem kleinen Trupp Kinder, die, das Ränzchen am Rücken, zur Schule gingen. Auf ihren Gesichtern liest man bereits die Sorgen des reifen Mannes. Der Anblick eines Fremden reizt ihre Neugierde. Mit forschenden Blicken betrachten sie mich. Aber keines grüßt, keines lächelt. Schweigend gehen sie ihres Weges. Ueberall Einsamkeit und lautlose Stille. Ein Krieger aus dem Stamme der Utah sprengt an mir vorüber. Wie stolz er herabblickt von seiner magern Mähre! Ueber dem langen, straffen, rabenschwarzen Haare trägt er einen Federschmuck. Sein Gesicht ist gelb und roth lackirt; die Züge wild, dazu ist er bis an die Zähne bewaffnet. Ein schauerlicher Anblick! Hinter ihm laufen zu Fuß seine beiden Squaws, der Inbegriffs des Elends, des Schmutzes und der weiblichen Verkommenheit.

Main-street gleicht den Hauptstraßen jeder andern Stadt im fernen Westen. Nur die vielen Weiber und Kinder und die Utah erinnern an das Mormonenthum. Main-street hat wenige Bäume und daher sichtbare Häuser. Die meisten sind mit Adobes, d. i. mit an der Sonne getrockneten Ziegeln gebaut.

Andere sind Bretter- oder Balkenhütten und stammen noch aus den ersten Tagen der Ansiedelung. Einige wenige Gebäude der neuesten Zeit machen Anspruch auf architektonische Verzierung. Die Erdgeschosse sind sämmtlich Kaufläden und gegen die Straße in ihrer ganzen Breite offen. Ankündigungen bedecken die Mauern bis unter das Dach. Längs den Häusern laufen hohe, holperige Brettergehwege hin. In der Gasse ein Gedränge von Wagen, Ochsenkarren, Fuhrwerken aller Art. Eine mit zehn Pferden bespannte Diligence von der in den Pacifikstaaten wohl bekannten Firma Wells, Fargo und Co. erregt die Aufmerksamkeit und vermehrt die Unordnung. Ehemals war der Reisende, welcher Eile hatte, auf diese Wagen angewiesen. Seit Eröffnung der Eisenbahn sieht man sie nur mehr selten. Welch' bunter Knäuel von Menschen: Krämer und Goldgräber, Roßknechte und Ochsentreiber, Alles Leute mit schlauen, verwegenen Augen, sonnegebräunten Gesichtern und kräftigen Armen. Man sieht es ihnen an, ihr Leben ist ein ununterbrochener Kampf. Dies sind die sogenannten Pioniere der Civilisation. Auch die Indianer, die ehemaligen Grundherren vom Stamme der Utah, sind heute durch mehrere Krieger vertreten. Sie haben vor einigen Tagen ihr Lager in der Umgegend aufgeschlagen und kommen in kleinen Gruppen zur Stadt. Hinter einem jeden schreiten seine Ehehälften einher. Die Nase hoch tragend und ohne die geringste Neugierde zu verrathen, betrachten sie schweigend die Wunder der Civilisation. Ich begegnete deren mehreren in den elegantesten Kaufläden. Sie besahen sich die Waaren aufmerksam, aber mit erkünstelter Gleichgültigkeit. Nur die Spiegel brachten sie außer Fassung. Welche Ueberraschung! Dann folgte ein wieherndes Gelächter! Die häßlichen Bursche konnten sich nicht losreißen von der Bewunderung des eigenen Ich.

Unter einem Zelt sitzt eine Gruppe weißer Männer. Ich geselle mich zu ihnen und sie erzählen mir ihre Erlebnisse. Es sind Leute, die zwischen hier und Montana reisen. Neben ihnen

raſten ihre Pferde; ſie ſind an eiſerne Ringe gebunden, freſſen und recken die müden Glieder. Dieſe Reiter kommen von Virginia-City (Idaho). Sie haben Tauſende von Meilen zurückgelegt, die Quellen des Miſſouri geſehen, mehr als einmal die Bitteren Berge überſchritten; ſie haben die Indianer vermieden wo ſie konnten, mit ihnen gekämpft, wenn ſie mußten, und den Diligencen in gefährlichen Gegenden das Schutzgeleite gegeben. Dieſe Wagen verlaſſen Corinna immer mit einer vollen Ladung von Reiſenden, Männern, Weibern, Kindern, aber nicht immer erreichen alle ihre Beſtimmung. Kälte, Hitze, Entbehrungen, zuweilen Angriffe von Wilden lichten die Reihen der Paſſagiere. Man begräbt die Todten am Saume der Straße und fährt weiter.

Verſchiedenartig iſt der Beruf meiner neuen Freunde. Ihr Leben iſt ein Heldengedicht; jede Stunde hat ihre Gefahr; Gewaltthaten werden zur Pflicht, Abenteuer ein alltägliches und unentbehrliches Element ihres Wanderlebens. Man ſetze ſich an die Stelle dieſer neuen Kreuzfahrer; man vergleiche ihren Geſchmack, ihre Sitten, ihre Begriffe mit den unſrigen, und man wird den Abgrund gewahren, der uns von ihnen trennt. Daher die Schwierigkeit ſie zu verſtehen und billig zu beurtheilen. Einige dieſer Leute ſind Trapper, andere Pferdehändler oder Mouſtanger. Ihre kleinen indianiſchen Pferde, Mouſtang, ſind nach mexikaniſcher Art, eigentlich in andaluſiſchem, noch eigentlicher in arabiſchem Style gezäumt und geſattelt. Dieſelben Steigbügel in Pantoffelform, welche den Fuß gegen Regen und Sonne ſchützen; dieſelben hohen Sättel fand ich in Marokko und bei einigen arabiſchen Stämmen in der ſyriſchen Wüſte. Bis auf den heutigen Tag haben ſie ſich in den Provinzen Spaniens erhalten, welche die mauriſche Herrſchaft am ſpäteſten abſchüttelten. Die Reiter tragen den Sombrero und über einer in New-York oder San-Francisko verfertigten Jacke die ſpaniſche Cinta. Aber das Blut, welches in ihren Adern fließt, iſt angloſächſiſch oder celtiſch. Indianerinnen ſind oder werden

die Mütter ihrer Kinder ſein. Es war eine ſchöne Gruppe, wie ſie nur die Meiſter des ſiebenzehnten Jahrhunderts zu malen verſtanden. Nicht ein nichtsſagendes oder alltägliches Geſicht! Auf einigen ſah ich die Spuren der Leidenſchaft, vielleicht des Laſters, auf allen den Ausdruck der Tollkühnheit. Der Eine verbirgt ſeine angeborene Gutmüthigkeit hinter einem cyniſchen Lächeln; jener verräth Entſchloſſenheit, Thatkraft, Grauſamkeit unter dem Anſtrich unſtörbarer Seelenruhe.

Der Elder Townſend geleitet mich zum Tabernakel: ein niederer, nackter, aller religiöſen Embleme lediger Saal. Auf einer Eſtrade ſtehen der Lehnſtuhl des Propheten und die Seſſel der Biſchöfe. Das Dach iſt eine kürbisartige ſchwerfällige Kuppel. Engländer haben ſie treffend mit ihren Speiſeglocken verglichen. Nebenan hat man den großartigen Neubau im romaniſchen Style begonnen, iſt aber bisher nicht über die Grundfeſten hinausgekommen. Niemand hofft und Niemand verlangt den neuen Tabernakel vollendet zu ſehen. Gearbeitet wird beinahe gar nicht, denn es fehlt an Geld und am Eifer der Gläubigen.

Populärer iſt das Theater, eine der zahlreichen Unternehmungen Youngs und der einzige Beluſtigungsort in Salt-Lake-City. Faſt jeden Abend wird geſpielt. Der Saal iſt einfach ausgeſchmückt und nothdürftig beleuchtet. Im Parterre ſah ich viele Kinder, die, wie mir ſchien, ohne Begleitung gekommen waren. Auf den übrigen Bänken und in den Gallerien ſaßen Männer in der Blouſe oder Arbeiterjacke, neben einem jeden die Gemahlinnen in gewählterer Toilette. Die Hofloge des Präſidenten befindet ſich neben der Bühne. Gegen ſeine Gewohnheit iſt er jedoch heute Abend nicht gekommen; aber zwiſchen den Vorhängen ſehe ich ſeine letzt angetraute Gemahlin, jung, hübſch, faſt kokett und nicht ohne Anſpruch auf Eleganz. Eine der Töchter Brighams, Mrs. Alice Clawſon, eine ganz tüchtige Schauſpielerin, trat in der Hauptrolle auf. Ihr Mann beſitzt einiges Vermögen. Demungeachtet ſpielt ſie für Geld.

Das Stück, ein seiner Zeit in England beliebtes Melodram, paßte wenig für die Zuhörerschaft in Neu-Jerusalem. Das Zeitalter Shakespeare's steht uns näher, als das englische Highlife unserer Tage den socialen Zuständen der Mormonen. Dennoch folgte man der Aufführung mit gespannter Aufmerksamkeit, aber ohne zu lachen und ohne Beifallsbezeigung. Ein langweiliges, trockenes, trübseliges Publikum. Brigham beschäftigt sich viel mit dem Theater, muntert zum Besuche auf, übt selbst die Censur und sorgt für Wahrung des Anstandes. Unter seiner Leitung ist es gewissermaßen eine literarische Bildungsanstalt geworden, ein Werkzeug, mit welchem er den Geschmack zu läutern und die Sitten zu verfeinern sucht. Ein löbliches Bestreben im Schooße einer durch die Umstände zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilten Gesellschaft.

Es ist zwei Uhr; die Hitze unerträglich; die Sonne wie weißglühendes Metall. Dies ist die Stunde des Hauptmahles und die Gäste des hochwürdigen Townsend harren ihrer in Ungeduld. Ein zahlreiche Gesellschaft hat sich auf der Veranda versammelt. Die Damen, darunter mehrere in gesuchter Toilette, bilden Gruppen für sich. Es sind meist die Gattinnen von Gold- und Silbergräbern. Ihr sorgfältiger Anzug und die Mühe, welche sie sich offenbar geben ladylike zu scheinen, passen wenig zu der Kleidung ihrer Männer, die geraden Weges aus dem Placer kommend, sich staub-, koth- und schweißbedeckt zu Tische setzen. In den eine lange Reihe bildenden Lehnstühlen liegen die Herren in unbeschreiblichen Stellungen. Man muß sie gesehen haben und man sieht sie nur im far-West. Einige Gentlemen lauern in der Nähe der noch verschlossenen Thüre, die nach dem Speisesaal führt, um beim ersten Glockenschall hineinzustürzen. Man raucht und man *kaut*, aber man spricht nicht. Nur die Frauen lispeln unter einander; aber auch ihnen wird dies offenbar schwer.

Dieſe Geſellſchaft beſteht aus Heiden: Goldgräbern mit ihren Familien, Handlungsreiſenden, einigen Schreibern und höheren Beamten der Centralregierung. Das erklärt die unfreundliche faſt grobe Haltung des Wirthes, des Gentleman at the Office und der Aufwärter. Der Dienſt entſpricht dieſer Stimmung. Das Zuſtrömen der Ungläubigen verdrießt und ängſtigt. In der That ſcheinen die ſchönen Tage des Mormonenthums zu Ende zu gehen.*) Die große Maſſe der Heiligen ahnet dies noch nicht, aber bei den Führern ſcheint mir Selbſttäuſchung bereits unmöglich. Wie dem auch ſei, H. Townſend, obgleich ein hoher Würdenträger im Tabernakel, läßt als Wirth zu wünſchen übrig; er beſchäftigt ſich wenig mit dem Haushalt und gar nicht mit den Gäſten; dieſe Pflicht überläßt er ſeinen beiden Ehehälften und letztere, obgleich ſo ungefällig als möglich, thun ihre Schuldigkeit und tragen allein die Laſt des Tages. Außer ihnen arbeitet nur der Gentleman at the Office, der nicht durch Artigkeit glänzt und, wenn man ihn nach dem Zimmerſchlüſſel fragt, antwortet: Sucht ihn Euch! Der Herr des Hauſes führt ein beſchauliches Leben. Sein Schaukelſtuhl ſteht am Ende der Veranda. Elder Townſend ſitzt auf dem Rücken, mit zurückgeworfenem Kopfe und wie verſunken in die Betrachtung ſeiner Füße, welche er, gerade über ſeinem Antlitz, gegen den Aſt einer ſchönen Akazie ſtemmt. Die Stellung iſt nicht ſchön, aber wahrſcheinlich bequem, da er ſie Stunden lang einnimmt. Endlich erſchallt die Speiſeglocke. Die Damen ziehen mit einer gewiſſen Feierlichkeit ein. Hinter ihnen läuft, ſtößt, drängt und tritt man ſich auf die Zehen. Doktor C. hat mich glücklicher Weiſe unter ſeine Obhut genommen. Er iſt Stammgaſt und Notabel und verſchafft mir als ſolcher einen Platz an ſeiner Seite. Dieſe Mahlzeiten haben nur das Verdienſt nicht über zehn Minuten zu währen; ſie beſtehen in einem Braten

*) Die ſpätern bekannten Ereigniſſe rechtfertigten ſeither dieſe Anſicht des Verfaſſers.

und zwei Sorten von Kuchen. Zum Deſſert köſtliche Walderdbeeren; als Getränk Waſſer. Wein und Alkohol ſind offiziell verpönt, der Bar-room desgleichen; aber zu Hauſe, intra muros, ſagt man, wiſſen ſich die Mormonen zu entſchädigen. Der ſchönſte Augenblick des Diners iſt der, wo man die Tafel verläßt mit dem erhebenden Gefühle, eine peinliche Pflicht gewiſſenhaft erfüllt zu haben.

Während meiner drei Tage in Salt-Lake-City ſchenkt mir Doktor C. ſeine müßigen Stunden. Er hat durch mehrere Jahre am Lake-Superior und am obern Miſſiſſippi bei den Indianern ſeine Kunſt geübt und ſeine lebendigen Schilderungen beſtätigen, was ich bereits in New-York und Waſhington über dies traurige Kapitel, the indian question, gehört habe.

„Ich erlaube mir kein Urtheil", ſagte er, „über das gegenwärtig obwaltende, vom Kongreß gebilligte Syſtem. Ich nehme es als eine Thatſache an und glaube gerne, daß der Präſident, der big-father dieſer unglücklichen Menſchenraſſe, den Willen hat, die mit den einzelnen Stämmen eingegangenen Verpflichtungen zu halten. Aber unter ſeinen Organen, den indian Agents gibt es traurige Subjekte. Sie unterſchlagen oder vertauſchen mit ſchlechterer Waare die Geſchenke an Tuch und Lebensmitteln, welche die Centralregierung ihnen zur Vertheilung an die Indianer zuſchickt. Dies erklärt die raſche Bereicherung der erſteren und die Unzufriedenheit, die periodiſchen Schilderhebungen der Rothhäute, ſo wie die ebenfalls periodiſche Niedermetzelung der weißen Anſiedler. Es iſt immer dieſelbe Geſchichte: die Indianer führen in Waſhington Klage gegen die Agenten; die Regierung ernennt eine Unterſuchungskommiſſion; die Kommiſſäre begeben ſich an Ort und Stelle; die Agenten ſuchen ſie zu beſtechen und nehmen, wenn dies nicht gelingt, zu einem äußerſten Auskunftsmittel Zuflucht. Sie verbreiten unter den Indianern den Glauben, die Kommiſſäre ſeien in feindſeliger Abſicht gekommen. Erſtere treten nun zu einem Pow-Wow zuſammen und berathen die Kriegsfrage. Da ereignet

ſich, daß die Alten, deren einige Waſhington beſucht und von der Macht des großen Vaters eine hohe Meinung nach Hauſe gebracht, faſt immer zum Frieden rathen, aber von den jüngern Hitzköpfen, welche ihre Wälder nie verließen, überſtimmt werden. Sofort wird der Kriegspfad betreten. Sendboten gehen und kommen, Pow-Wows werden gehalten; Beſprechungen der Kommiſſäre mit den Häuptlingen ſind natürlich unmöglich geworden. So verfließen einige Wochen mit Vorbereitungen. Den Anſiedlern bleibt nur die Wahl zwiſchen Flucht, wenn ſie noch möglich iſt, oder einem martervollen Tod. Sie flehen um Militärſchutz, aber die Truppen befinden ſich in den Forts, deren nächſtes vielleicht hundert, zwei-, dreihundert Meilen entfernt iſt. Dazu tritt noch die Frage, ob die Mannſchaft ſtark genug ſei, um ſich in Feindſeligkeiten einzulaſſen. In den meiſten Fällen kennen die Befehlshaber die Anzahl und die Bewegungen der Indianer wenig oder gar nicht. So bricht denn der Krieg aus, allerdings ein kleiner Krieg, von dem man ſo wenig als möglich ſpricht. Das Ergebniß ſind mehr oder weniger ſkalpirte Weiße und niedergebrannte Anſiedlungen; auf der andern Seite die theilweiſe oder gänzliche Vertilgung dieſes oder jenes Stammes. Dies ereignet ſich gegenwärtig in Arizona, wo weißes Blut in Strömen fließt. Aber die Zeitungen hüten ſich, davon zu ſprechen. Traurig, beſonders für die Skalpirten, für ihre in die Gefangenſchaft geſchleppten Weiber und Töchter, für die Eigenthümer der zerſtörten Meierhöfe und der weggetriebenen Heerden. Aber die Agenten gewinnen dabei: die Unterſuchung hat nicht ſtattgefunden."

Hier zu Lande iſt die Indianerfrage fortwährend Gegenſtand der Beſprechung. Auch in Waſhington drängt ſie ſich den leitenden Staatsmännern immer wieder auf. Sie ſuchen die Löſung, aber ſie finden ſie nicht. Leider iſt ſie durch die Umſtände gegeben. Die Berührung mit europäiſcher Geſittung, die Kreuzung mit weißem Blute und die Einführung des Genuſſes geiſtiger Getränke haben in die rothe Bevölkerung den

Keim der Zerstörung gelegt. In vielen Stämmen des Nord-Westens, nämlich in den von den Voyageurs und Trappern besuchten Gegenden, findet man kaum eine Familie von rein indianischem Blut. Die erste Generation, welche aus den Verbindungen zwischen französischen und englischen Abenteurern mit Indianerinnen hervorgegangen war, machte sich bemerkbar durch eine glückliche Vereinigung der guten Eigenschaften beider Rassen. Aber schon die folgende war minder kräftig und wenig fruchtbar. Heut zu Tage sind die Mestizen Schwächlinge und moralisch verkommene Leute. Es wurde beobachtet, daß die Entartung im geraden Verhältnisse steht mit der Zunahme des weißen Elementes. Die Kreuzung mit dem Europäer ist ein langsam, der Branntwein ein rasch wirkendes Gift. So geschieht es, daß die Indianer verschwinden, langsam, allmälig, aber wie es scheint, unwiederbringlich.

Gleich am ersten Tage hatte ich das Vergnügen, mit dem Befehlshaber von Camp Douglas, General Morrow, Bekanntschaft zu machen. Dies Lager krönt einen Höhenpunkt im Osten der Stadt, auf drei Meilen Entfernung, am westlichen Abhange des Wahsatch-Gebirges. Der Punkt ist gut gewählt, denn wer ihn einnimmt, beherrscht die Stadt. Das Lager wurde vor neun Jahren errichtet. Damals war die Aufgabe des Kommandanten keine leichte. Mit seiner kleinen Mannschaft mußte er die Miliz des Propheten und die Indianer überwachen und im Zaume halten. Wie verloren in diesen unermeßlichen Räumen, ohne gesicherte Verbindung mit seiner Operationsbasis, ohne rechtzeitige Unterstützung erwarten zu können, war er auf seine eigenen, offenbar unzureichenden Mittel angewiesen. Das Alles ist nun anders geworden. Die Pacifikbahn setzt ihn in raschen Verkehr mit den längs dem Schienenwege befindlichen Forts und mit Chicago, dem Sitze des Oberbefehlshabers der Militärdivision. Daher weit mehr als vordem die Möglichkeit, einer dringenden Gefahr die Stirne zu bieten.

Ich fahre nach Camp Douglas in einem von zwei muntern Pferden gezogenen Wägelchen. Der Kutſcher, ein junger Mormone aus Mancheſter, ſeines Standes ein Mechaniker, hatte bei einem Eiſenbahnunfall einen Arm verloren, war in das tiefſte Elend gerathen und ſodann von Miſſionären der Sekte zur Auswanderung nach dem Thale der Heiligen beredet worden. Unerachtet ſeiner Verſtümmelung wurde er Kutſcher und gewinnt als ſolcher nothdürftig ſein Brot. Wagen und Pferde ſind ſein Eigenthum. Freilich hat er ſie noch nicht bezahlt: Der Präſident ſtreckte das Geld vor. Auch drückt ihn ſeine Schuld; aber iſt in Salt-Lake-City nicht beinahe Jedermann in ähnlicher Lage? Seine beiden Weiber ſorgen für ſich ſelbſt. Da die Miethpreiſe hoch ſtehen, hat er ſie in entlegenen Gaſſen bewohnt, die eine im öſtlichen, die andere im weſtlichen Theile der Stadt. „Eine Erſparniß", ſagte er mir, „und auch gut gegen Eiferſucht." Dieſer kluge und umſichtige Ehegatte diente mir während meines Aufenthaltes als Kutſcher und ſeine Geſpräche waren nicht ohne Intereſſe. Er ſah ſanft, ergeben und etwas melancholiſch aus. In religiöſen Fragen ſchien er mir äußerſt unwiſſend. Offenbar hatte er in der Kindheit nie den geringſten Religionsunterricht genoſſen. Jetzt iſt er gläubig. Er glaubt an Brigham Young. In ſeinem Kopfe begegnen ſich der nüchternſte Realismus und eine entſchiedene Vorliebe für das Wunderbare.

Die Straße ſteigt allmälig zum Lager hinan. Vor uns in einiger Entfernung fuhr ein gut beſpannter Phaeton. „Es iſt der General", ſagte der Mormone. „Suchen wir ihn einzuholen." Faſt gleichzeitig mit dem Wagen des Kommandanten hielten unſere Pferde vor ſeiner Wohnung. Der General iſt eine ſympathiſche Erſcheinung: hohe Geſtalt, militäriſche Haltung, ein offenes Geſicht, Züge, in denen ſich Sanftmuth mit Thatkraft paart; dazu das Benehmen des vollendeten Gentleman und die offenbare Gewohnheit des Befehles. Er war mit Spielzeug beladen, als er aus dem Wagen ſprang und mich freundlich

begrüßte. „Sie wurden uns angekündigt", ſagte er, „alſo willkommen in den Bergen! Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht die Hand reiche; Sie ſehen warum. Ich habe ein krankes Kind; auch Mrs. Morrow iſt unwohl." Darauf führte er mich in einen kleinen, einfach eingerichteten Salon und eilte zu ſeinen Patienten. Wenige Minuten ſpäter kam er zurück. Der Ausdruck von Beſorgniß war von ſeiner Miene verſchwunden. „Der Kleine", rief er fröhlich, „iſt ganz munter und die Spielſachen haben gewirkt. Nun gehören Sie mir!" Er zeigte mir ſeine Behauſung, ein niedliches Cottage, um welches eine Veranda läuft; ſeine kleinen Schätze, die er im Laufe vieler Dienſtjahre geſammelt hatte: prachtvolle Bärenfelle mit ſeltſamen Verbrämungen, indianiſche Kleidungsſtücke, Federmützen, Bogen, Pfeile und andere Waffen. Einige dieſer Seltſamkeiten ſind wahre Kriegstrophäen, erbeutet von dem jetzigen Eigenthümer auf kleinen und namenloſen aber blutigen Schlachtfeldern, andere wurden ihm als Andenken von Häuptlingen verehrt, welche ihn, unerachtet ſeiner weißen Haut, mit Leidweſen ſcheiden ſahen. Den großen Losreißungskrieg abgerechnet, hat General Morrow faſt ſeine ganze Dienſtzeit unter den Indianern zugebracht. Er erzählte mir einfach und beſcheiden — muthige Männer ſind immer beſcheiden — einige Epiſoden aus ſeinem Leben. Es klang wie ein Cooper'ſcher Roman oder wie das Bruchſtück einer Epopöe. Während er ſprach, gleichſam als Illuſtration, nahm er einen der Mäntel um, ſetzte eine Federkrone auf, warf ſich in die Stellung der kämpfenden Wilden und ſtieß den Kriegsruf aus. „Dies Geſchrei", ſagte er mir, „iſt von großer Wirkung. Es ſpornt die Rothhäute an und verwirrt die Weißen. Aber nichts entmuthigt unſere Soldaten mehr als der gellende Ton der Pfeife, welche jeder Krieger am Gürtel trägt und in die er während des Kampfes ohne Unterlaß bläſt. Kein Revolver kann die Schnelligkeit erreichen, mit welcher ſie ihre Pfeile abſchießen." Es verſteht ſich, daß ich einige ſchöne Andenken aus dem Hauſe des liebenswürdigen Generals mit mir fort nahm.

Wir besteigen zusammen meinen Wagen und Daniel, der, obgleich Mormone, mit dem Befehlshaber des Lagers auf freundlichem Fuße zu leben scheint, erhält die Weisung, nach dem Cañon der Auswanderung zu fahren. Es ist dies der letzte Engpaß der Wahsatchberge, durch welchen die Mormonen kamen als sie zuerst das gelobte Land erblickten. Kein Glied der Sekte betritt diese heilige Stätte ohne eine gewisse Hymne zu singen. „Bei diesem Felsblock", sagte mein Gefährte, „wird Daniel den Gesang anheben. Bei jenem anderen wird er ihn abbrechen." Und so geschah es auch. Bekanntlich nennen die Mexikaner Cañones die engen und tiefen Felsspalten, welche in den Cordilleras so häufig vorkommen. Dieser Name hat die spanische Herrschaft überlebt. Dem Auge erscheint ein solcher Cañon wie ein Chaos von fast senkrechten Abgründen, von Felsgerölle und geborstenem Gesteine, von ragenden Firnen und Kuppen. Hie und da ein grüner Fleck! Wer, mit kräftigen Nerven ausgerüstet, auf dem schmalen Wege zwischen der Felswand und dem Abgrunde wandelnd sich über den Rand beugt so weit die Schwergesetze dies gestatten, der gewahrt in der Tiefe auf schwarzem Grunde einen weißen Faden, der bald die Bläue des Himmels spiegelt, bald das blendende Sonnenlicht zurückwirft. Weiter hin umhüllt ihn durchsichtiges Dunkel oder er verschwindet in unterirdischen Grotten, dröhnend wie der Bahnzug, der durch einen Tunnel rauscht. Es sind die schäumenden Wasser eines Giesbaches. Von Sturz zu Sturz, von Schlucht zu Schlucht, durch geheime Engpässe brausend, die, wohlbekannt den Rothhäuten, von keinem Weißen je betreten wurden, ergießen sie sich in die großen Stromadern des amerikanischen Kontinents oder finden in den Salzlachen der großen Wüste ein unrühmliches Ende.*) Wir sind am Eingange einer dieser Schluchten, im Cañon der Auswanderer, angelangt. Muthig treibt Daniel seine Pferde vorwärts. Zwar ist dies die mindest gefährliche Strecke; aber

*) Die Amerikaner nennen dies sink, Versenkung.

doch haarsträubend enge, steil, felsig und überreich an Krümmungen. Indeß der General beruhigt mich. „Obgleich dieser Engländer", sagt er, „nur Einen Arm besitzt, so ist er doch ein guter Kutscher und Herr seiner Pferde. Ueberdies ist dieser Theil des Cañon eine Kunststraße im Vergleiche mit den höheren Strecken und andern Cañones, welche die Mormonen durchschreiten mußten. Viele Wagen und Thiere rollten in den Abgrund."

Am Rückwege kehren wir bei einem bayerschen Bierbrauer ein. Ein Heide, der über die Mormonen lacht. Seine Schenke zeigt die Lokalfarbe einer kleinen Münchner Brauerei und ist das gewöhnliche Stelldichein der Offiziere und Soldaten des Lagers.

Wir sind nach Douglas zurückgekehrt und sitzen auf der Veranda des Generals. Die Sonne steht tief. Kein Hauch bewegt die Luft. Ueber Land und Wasser herrscht feierliche Stille.

Zu unsern Füßen liegt die Stadt wie ein großer von Alleen durchschnittener Park. Die weißen Punkte zwischen den graugrünen Baumwipfeln sind Dächer. Die Häuser selbst bleiben unsichtbar. Der einzige hervorragende Gegenstand ist die schwerfällige längliche Kuppel des Tabernakels.

Zu unsrer Linken, im Osten der Stadt, erhebt sich, von Nord nach Süd laufend, die gigantische Kette der Wahsatch, der westliche Unterbau der amerikanischen Hochterrasse, wie eine gezinnte, hie und da von Felsgipfeln überthürmte Festungsmauer. Die Strebepfeiler, Theaterkoulissen ähnlich, springen in das Thal vor. In der Luftlinie kann die Entfernung des höchsten Kammes kaum fünf Meilen betragen. Daher zeigen sich uns alle diese Felsen in verkürzter Form: ein Chaos von senkrechten Wänden, dunkelnden Abgründen, weithin gestreckten Kuppen. Am Fuße das lichte Grün der Gebüsche, dann nacktes Gestein. An den scharfen Kanten sanfte Lichter, wie Kerzenschein auf florentiner Bronze. Höher hinauf beginnen weiße Flecke, bis endlich das Auge die äußersten Gipfel erreicht hat,

die in roſigen Tinten gebadete Doppelſpitze der Zwillingsbrüder.

Im Süden jenſeits der Stadt erhebt ſich das Thal ſtufenweiſe. Der Jordan zeigt und verbirgt ſeinen Silberfaden zwiſchen Wieſengründen und niederen Felsterraſſen, langſam und melancholiſch dem See nahend, wo er alsbald ſeinen kurzen Lauf beſchließen ſoll. In der Umgegend der Stadt gewahrt man viele Meierhöfe, kleine Baumgruppen, Aecker und Weidegrund. Weiterhin tritt die noch ungezähmte Natur in ihre Rechte. Ein Amphitheater von niederen Felſen ſchließt in dieſer Richtung den Horizont ab. Jenſeits liegt der dem Auge unzugängliche See von Utah.

Gegen Weſten ſtreift der Blick über ein Wirrſal von ſanften Hügeln und niederem Gerölle nach den zackigen Bergrieſen der Oquerrah. Azurblaue und perlgraue Töne übergießen ihre Abfälle. Durchſichtige Schatten umhüllen ſie. Nur die beſchneiten Scheitel glänzen noch in der eben hinter der Bergkette verſchwindenden Sonne. Von Salt-Lake-City nach den Oquerrah rechnet man in gerader Linie vierzig Meilen.

Im Norden, zu unſerer Rechten, rollt ſich der See auf, der große Salzſee mit ſeinen metalliſchen Waſſern und dem unheimlichen Widerſchein. Kein Dorf, kein Haus, keine Spur menſchlicher Thätigkeit belebt ſeinen weißen Sandgürtel. Der Himmel aber gleicht jetzt einem Flammenmeer; elektriſche Lichter kreuzen ſich, Luft und Erde haben ihr Feierkleid angelegt, nur der See nimmt keinen Theil an dem Feſtabende der Natur. Allmälig fallen Bergſchatten über die weite Waſſerfläche; die Dämmerung bricht herein und verlöſcht die letzten Schimmer des Tages über den phantaſtiſchen Eilanden und auf dem Pick des Zeichens, dem heiligen Berg der Mormonen.

Man hat häufig das Thal der Heiligen mit Paläſtina verglichen. Der Salzſee iſt das todte Meer; Lake Utah der See Tiberias; der falſche Jordan ſchlängelt ſich wie der bibliſche durch ſein Ghor; nur die gezackten Oquerrah haben entſchieden

keine Aehnlichkeit mit den viel näheren und wellenförmigen Bergen von Moab. Dennoch kann eine gewisse Analogie nicht geleugnet werden.

Seit der Eröffnung der Pacifikbahn sind die Reisenden häufiger und Brigham Young unzugänglicher geworden als vordem. Es behagt ihm nicht, sich wie eine Merkwürdigkeit betrachten und ausfragen zu lassen. Um ihn zu sehen, bedarf es eines Empfehlungsschreibens. Mein Wirth, der hochwürdige Townsend, erbot sich das Schreiben, welches ich von New-York mitbrachte, dem Präsidenten zu übergeben und eine Zusammenkunft zu verabreden. Eines Morgens begaben wir uns beide nach der Wohnung Youngs. Einige Bischöfe und Elders, welchen wir unterwegs begegneten, schlossen sich uns an. Ich hatte das landesübliche Verhör zu bestehen, stellte auch meinerseits Fragen und erhielt auf alle bereitwillige Antwort. Wie in der Regel alle kirchlichen Würdenträger, sind diese Herren Amerikaner. Sie besitzen offenbar mehr Bildung und bessere Erziehung als die Masse der Mormonen, deren drei Viertheile Europäer sind. Meine neuen Bekannten waren einfach und anständig gekleidet und trugen keine Abzeichen ihrer hierarchischen Stellung. Die Gesichter entschieden nichtssagend. Keine Spur weder von Fanatismus, noch von Heuchelei. Nicht der geringste geistliche Anstrich. Nichts was die Gewohnheit der Betrachtungen oder des Gebetes verriethe, aber auch eben so wenig das Bestreben, sich hiervon den Anschein zu geben. Sie scheinen was sie sind: Spekulanten, Pächter, Handelsleute. Nur Einer machte eine Ausnahme, der Bischof N. Sein Anzug war vernachlässigt, seine Wäsche nichts weniger als frisch und sein schwarzer Frack hatte offenbar das Aeußerste geleistet. Aber er war der Einzige in der Gesellschaft, der mir in die Augen sah; dann gefiel mir auch sein gutmüthiges Lachen und sein treuherziges Wesen. „Ich habe drei Frauen", sagte er, „und befinde mich wohl dabei." — „Und Ihre Frauen?" — (Laut

lachend): „Ei, das ist ihre Sache." — „Finden Sie nicht, daß die Vielweiberei die Frau herabwürdigt?" — „Nicht im Geringsten." — „Fühlen Sie mit Ihren drei Gattinnen niemals Gewissensbisse?" — „Ich würde deren empfinden, wenn ich nicht Polygam wäre. Ich erfülle ein ausdrückliches Gebot Gottes. Ich nähre meine Kinder und schicke sie in die Schule. Punktum, satis. Sie können das nicht verstehen, denn Sie sind kein Auserwählter. Wir Andern sind nicht nur Auserwählte, sondern sogar Privilegirte. Gott gewährt uns, als solchen, die Offenbarung, die Inspiration. Was wir also thun, ist wohlgethan. Man hat die Inspiration oder man hat sie nicht. Gott gewährt oder verweigert sie nach seinem Belieben." Hierauf ging er in weitere Erörterungen ein, welche mir, aufrichtig gesagt, barer Unsinn schienen. Dabei sprach der Mann mit der Geläufigkeit eines Schulknaben, der seine Lektion mechanisch hersagt und dabei an andere Dinge denkt.

Der Bedeutendste schien mir H. Georg Smith, genannt der Historiker; nicht zu verwechseln mit Joë Smith, dem Stifter der Sekte, der ermordet wurde. George besitzt die meiste Bildung und nimmt nach dem Präsidenten Young den ersten Platz ein. Er war einer der Führer während des großen Exodus und nahm einen wesentlichen Antheil an den Mühen und Sorgen der ersten Ansiedelung am Salzsee. Er gab mir interessante Aufschlüsse und einen jüngst von ihm geschriebenen Traktat.*)

Den Schatten der Akazien und Cotton-Trees suchend, denn die Hitze ist unerträglich, erreichen wir endlich den Sitz des Präsidenten: eine Gruppe von Häusern, welche seine Ehegattinnen mit ihren Kindern, von einander abgesondert, bewohnen. Das große Eckgebäude ist die ausschließlich für seine

*) The rise, progress and travels of the Church of Jesus-Christ of Latter-Day-Saints, being a series of answers to questions including the relevation on celestial marriage etc. by President George A. Smith, Church Historian etc. Printed at the Deseret New Office. Salt-Lake-City 1869.

Sprößlinge bestimmte Schule. Eine hohe Mauer umschließt das Ganze. Wir überschreiten die Schwelle und treten in ein kleines Sprechzimmer. Die Einrichtung ist höchst einfach. An den Wänden hängen zwölf Oelbilder, die Apostel darstellend. Den ersten Platz unter ihnen nimmt natürlich das Portrait Joë Smith's ein. Der Sekretär und Schwiegersohn des Präsidenten, ein kleiner junger Mann mit einem Höcker, bietet uns Stühle an und beginnt sodann mit lauter Stimme das gewöhnliche Verhör. Während ich seine Fragen beantworte, glaube ich hinter einer halb geöffneten Thüre einen Schatten zu gewahren. An zwanzig Minuten verstreichen in dieser Weise. Die Unterhaltung, an der alle Anwesenden Theil nehmen, geräth keinen Augenblick in Stocken, aber der Präsident zeigt sich noch immer nicht. „H. Young", sage ich endlich, „hat seine Geschäfte, ich die meinen. Ich habe ihm nichts zu sagen und wünsche nicht mehr ihn zu sehen. Ich werde übrigens in Camp Douglas erwartet." Da öffnete sich plötzlich die Thüre, welche meine Aufmerksamkeit erregt hatte, und Brigham Young erschien auf der Schwelle. Er war mit Sorgfalt gekleidet. Einige Augenblicke betrachtete er mich schweigend, dann die Seinigen mit einer leichten Handbewegung grüßend, näherte er sich langsam und gravitätisch. Er trug den Hut auf dem Kopfe, nahm ihn aber eilends ab, als er sah, daß ich mich bedeckte, und bot mir einen Lehnstuhl neben dem seinigen. Die Bischöfe und Elders nahmen in ehrerbietiger Entfernung Platz. Auf ein dem Sekretär gegebenes Zeichen verlas dieser, neben seinem Gebieter stehend, mein Empfehlungsschreiben mit lauter Stimme.

Hierauf begann ein Gespräch, welches fast eine Stunde währte.*) Folgendes ist der wesentliche Inhalt. Ich muß übrigens gestehen, daß ich mich umsonst bemühte, auch nur

*) H. Young sagte mir nichts, was er nicht gegen Jedermann, besonders in seinen sehr kurzen Predigten zu äußern pflegt. Ich halte mich daher für berechtigt, die wesentlichen Stellen dieser Unterredung hier wiederzugeben.

Einen klaren Gedanken in dem dunkeln, phraſenreichen Wortſchwall zu finden.

„Die Welt", ſagte er, „iſt mit zahlloſen Vorurtheilen behaftet. Nur der Privilegirte erhebt ſich über dieſelben. Gott gewährt das Privileg einigen Auserwählten. Was ſie lehren iſt Wahrheit, denn ſie ſprechen und handeln in Folge höherer Eingebung. Glaube und Arbeit ſind Zweck unſeres Daſeins. Die Religion hat zur Aufgabe, die Böſen gut zu machen und die Guten beſſer. Leſen Sie das Buch der Mormonen. In Mainſtreet können Sie es kaufen. Es enthält unſere Geſchichte. Die erſten Mormonen ſind zur Zeit Salomons eingewandert. (!!) Die letzte Einwanderung ereignete ſich ſechshundert Jahre vor Chriſti Geburt. (!!) Heute ſtrömen die Mormonen von allen Seiten herbei. Eines Tages werden ſie ſich ausdehnen über das Erdrund."

Als ich bemerkte, er ſcheine in Utah die geiſtliche mit der weltlichen Macht zu vereinen, ſchrie er laut auf: „Sie irren, der Mormone iſt frei. Jeder Streitfall wird gütlich geſchlichtet durch freiwilligen Vergleich oder ſchiedsrichterlichen Ausſpruch. ... Ich fürchte die Eiſenbahnen nicht, wie man fälſchlich behauptet. Wir haben Nauvoo nicht verlaſſen um die Heiden zu meiden, ſondern gezwungen, und weil man uns verjagte."

Ich kam auf das Kapitel der Vielweiberei. „In Europa", begann ich, „iſt Ihr Name wohl bekannt. Man ſchätzt in Ihnen den Mann der Thatkraft, der ſeine Jünger zu beherrſchen weiß, der die Wüſte in einen Garten verwandelt hat. Aber die Einführung der Vielweiberei wird allgemein verdammt. Man betrachtet ſie als eine Entwürdigung der Frau, als eine Schmach unſeres Jahrhunderts (a shame and a disgrace)." — Hier brach die Verſammlung in dumpfes Murren aus. Der Präſident fuhr auf, aber bemeiſterte ſich ſogleich, ſchwieg einige Augenblicke und hub ſodann an mit ſehr leiſer Stimme und nicht ohne ein verächtliches Lächeln: „Vorurtheil, Vorurtheil,

Vorurtheil! Haben wir nicht das große, das sehr große Beispiel der Patriarchen? Kann Gott heute mißfällig sein, was er damals billigte?" Hierauf entwickelte er eine mir neue Theorie: der Mensch solle in geschlechtlichen Beziehungen dem Beispiele der Thiere folgen. Es war eine lange Auseinandersetzung, die ich nicht immer zu fassen im Stande war. Als praktische Folgerung stellte er die Behauptung auf: die Polygamie sei das einzige wirksame Heilmittel gegen die Prostitution. Als ich mich, mehr gelangweilt als erbaut, von meinem Sitze erhob, ergriff er meine Hände, zog mich an sich und murmelte mit geschlossenen Augen: Benediction, benediction, benediction! Luck, luck, luck! (Segen und Glück.)

Brigham Young ist aus dem Staate Vermont gebürtig, und hat so eben sein siebenzigstes Jahr zurückgelegt, sieht aber bedeutend jünger aus. Er ist über mittler Größe, hält sich sehr gerade und scheint eine treffliche Gesundheit zu besitzen. Sein Haar ist blond mit einem kastanienbraunen Schimmer, sein sorgfältig gekräuselter Bart, ein collier grec, vollkommen weiß. Der große Kopf sitzt ziemlich tief zwischen den breiten Schultern. Die Augen, welche den Blick Anderer nicht ertragen, verrathen mehr Schlauheit als Geist; der Mund grobe Sinnlichkeit; das übergroße eckige Kinn Thatkraft, wenn nicht Grausamkeit. Alles in Allem eine auffallende Erscheinung. Zugleich anziehend und abstoßend. Man begreift, daß der Mann seine Opfer fascinirt wie die Schlange; daß, hat er sie einmal in seiner Gewalt, er sie beugt unter das Joch seiner Schreckensherrschaft; daß er sie ohne Zögern und ohne Barmherzigkeit zermalmt, wenn sie Miene machen sich seiner Umarmung zu entreißen. Ich sage nicht, daß Brigham so *sei*. Ich sage nur, daß er diesen Eindruck auf mich machte, so wie auf die meisten seiner Besucher. Gewiß, es wäre Vermessenheit, einen Menschen nach seinem Aeußern und in Folge einer flüchtigen Bekanntschaft zu beurtheilen. Was ich hier sagen will ist nur, daß mir Brigham Young im höchsten Grade mißfiel. Auch sein

geziertes Weſen hat nichts Gewinnendes. Abwechſelnd pomphaft und zuthunlich, ſalbungsvoll und ſchäkernd, ſtrenge und ſüßlich, vergißt Young keinen Augenblick die Rolle des Propheten. Ehe er einen orakelhaften Ausſpruch thut, neigt er das Haupt, legt ſein Geſicht in majeſtätiſche Falten und heftet den ſtieren Blick auf den Boden. Wenn er ſpricht, ſo geſchieht dies mit gebieteriſchem Tone und lauter Stimme. Zwiſchen jedem Worte wird inne gehalten. Dann richtet er ſich plötzlich auf, wirft den Kopf zurück, zeigt ſeine großen, weißen, ſpitzen Zähne und verzieht die wulſtigen Lippen zu einem unheimlichen Lächeln. Zugleich ſchließt er die Augen und flüſtert. Dies iſt der Augenblick wo er ſcherzt. Aber nichts ſtimmt weniger zur Heiterkeit. Mir machten dieſe theatraliſchen Uebergänge vom Erhabenen zum Niedrigen einen widerwärtigen Eindruck. Aber man begreift die Wirkung ſolcher Kunſtgriffe auf ein unwiſſendes Publikum. Auch die Biſchöfe und Elders waren oder ſchienen in dieſen Augenblicken wie verzückt.

Nach ſeinem Aeußern, nach ſeinem Benehmen, nach dem Unſinn beurtheilt, welchen er die Stirne hat vorzubringen, iſt Brigham Young ein frecher Betrüger. Aber werft den Blick um Euch! Laßt Euch — nicht von ſeinen Akolythen, welche in ihm eine Gottheit verehren, ſondern von unparteiiſchen Zeugen oder vielmehr von Männern, die ihn nicht lieben, aber kennen, ihn und ſeine Werke — laßt Euch von ihnen die Hinderniſſe nennen, die er beſiegt, die Gefahren, die er beſtanden, die wundervollen Werke, die er geſchaffen hat — und das größte aller dieſer Wunder iſt, daß er den Willen von zweimalhunderttauſend menſchlichen Weſen dem ſeinigen unterwarf — laßt Euch alles dies an Ort und Stelle erzählen von unbefangenen Männern, wie der Kommandant von Camp Douglas, der Oberrichter, der Attorney-General, die Aerzte, welche hier ſeit Jahren leben, von den Minenarbeitern, die kommen und gehen, und Eure Abneigung wird dem Erſtaunen weichen, und Euer Erſtaunen der Bewunderung. Bewundern werdet Ihr nicht Brigham Young's

Glaubenslehren und ſein Sittengeſetz, nicht einmal ſeine Schöpfungen als Koloniſator, denn Andere haben anderwärts eben ſo viel geleiſtet, noch die Beweggründe, die ihn leiten und welche wir nicht zu beurtheilen vermögen, weil wir ſie nicht kennen; ſondern die verſchwenderiſchen Gaben, mit welchen die Vorſehung dieſen merkwürdigen Mann überſchüttete, ſeine Menſchenkenntniß, ſeinen hellen, obgleich ungebildeten Verſtand, ſeine Ausdauer, ſeine unbezähmbare Thatkraft, und, als Wirkung und endlichen Erfolg, die unumſchränkte, geheimnißvolle Herrſchaft über ſeine Anhänger.

Mehrere Bücher, viele Broſchüren und zahlloſe Zeitungsartikel wurden geſchrieben über Brigham Young, über Deſeret, über die Mormonen, ihre Glaubenslehren und ihre Sitten. Einige dieſer Druckſchriften geben eine wahrheitsgetreue Darſtellung der Oertlichkeiten und einzelner Verhältniſſe. Aber keine von ihnen hat Licht verbreitet über den Urſprung und das Weſen der dunklen, der furchtbaren Macht, mit deren Hilfe jener Menſch Zuſtände ſchuf, welche in politiſcher, religiöſer und ſocialer Hinſicht im entſchiedenen Widerſpruche ſtehen mit den Ueberzeugungen, den Ideen und den Sitten unſerer Zeit.

Joë Smith iſt der Stifter oder Erneuerer des Mormonenthums. Er ſtand unter dem Einfluſſe der unmittelbaren göttlichen Eingebung, und war zugleich ein liederliches Subjekt. Er lehrte nicht die Vielweiberei, aber er übte ſie, nur ohne Trauung. Als, lange nach ſeinem Tode, Brigham Young, bei Einführung der Polygamie, ſich auf den Stifter der Sekte berief und zu dieſem Ende eine, wie behauptet wird, unechte Schrift Joë's vorwies, betheuerten und beſchworen die Wittwe, Söhne und Anhänger des letzteren, daß er nie der Vielweiberei das Wort geredet habe. Die Folge war ein noch heute beſtehendes Schisma.

Die Vertreibung der Mormonen aus ihren Anſiedlungen am Miſſiſſipi (Illinois) bildet eine nach vielen Seiten hin intereſſante und lehrreiche Epiſode der amerikaniſchen Zeitgeſchichte. Der arme Joë, der vom Propheten nichts hatte als die Inſpi-

ration, wurde mehr als fünfzigmal vor Gericht gezogen, kam aber immer mit mehr oder minder heiler Haut davon, bis ihn eines Tages der Tod des Märtyrers ereilte. Er saß in Carthago (Grafschaft Hancock, Illinois) im Gefängniß, als eine Rotte Bewaffneter mit geschwärzten Gesichtern eindrangen und ihn und seinen Bruder Hyram niederschossen.*) Die Mörder wurden gegen Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt und nach kurzem Proceß, wie natürlich, freigesprochen. Zur Zeit der Mordthat war Brigham Young, seines Zeichens Zimmermann, Präsident der zwölf Apostel. Sofort trat er an die Spitze des Gemeinwesens. Die Zeiten waren schlimm. Demungeachtet gelang es ihm, die Dissidenten zu versöhnen, alle Gläubigen in derselben Schafhürde — der seinigen — zu vereinigen, kurz der so grausam verfolgten und der Auflösung nahen Sekte neues Leben einzuhauchen. Mittlerweile dauerten die Gewaltthaten fort. Häuser wurden niedergebrannt, das Vieh wurde fortgetrieben, die Ernten vernichtet. Die Behörden schritten zum Schutze ein, aber nur schüchtern, vielleicht nicht einmal aufrichtig. Ein öffentlicher Aufruf des Sheriffs von Hancock entwirft ein düsteres Bild der Lage. „Während ich schreibe", sagt er, „steigt der Rauch gen Himmel. Wittwen und Waisen werden nicht verschont." Der Gouverneur von Illinois schickte Milizen, aber ihr Anführer erklärte den Mormonen, er vermöge sie nicht zu schützen; die öffentliche Meinung sei ihnen abhold, der Pöbel entschlossen sie zu verjagen; nichts bleibe ihnen übrig als fort zu ziehen. Unter diesen Umständen beschlossen die Elders die Auswanderung nach dem Salzsee. Brigham Young unternahm es mit einigen Pionieren die Gegend zu erforschen. In den ersten Tagen des Jahres**) brachen sie auf. Im Februar folgten tausend Familien. Dies war der Beginn des großen Exodus. Während der Präsident mit seinen fünfhundert Ge-

*) Juni 1844.
**) 1846.

führten unter großen Schwierigkeiten langsam vordrang, hatte das in aller Eile befestigte Nauvoo, der Hauptplatz der Sekte in Illinois, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten. Die Gegner der Mormonen waren militärisch organisirt, besaßen schweres Geschütz und lieferten häufige Gefechte. Endlich, am 17. September, nach einem mehrtägigen Bombardement, räumten die Belagerten die Stadt und flohen nach dem rechten Mississipiufer. Die Sieger drangen in die verlassene Stadt, plünderten nach Herzenslust und äscherten viele Gebäude ein, darunter auch den Tabernakel, dessen Bau eine halbe Million Dollars gekostet hatte. Dies Alles geschah, so zu sagen, unter den Augen des Gouverneurs und des Befehlshabers der Milizen von Illinois. Mittlerweile hatte Brigham Young seine besten Leute an die Vereinsarmee abtreten müssen — es war zur Zeit des mexikanischen Krieges — und kehrte, nachdem er die tausend Familien, die ihm gefolgt waren, vorläufig in Florenz (Nebraska) untergebracht, nach den Ufern des Mississipi zurück. Der fernste Punkt, den er erreicht hatte, war Council-Bluffs am Missouri. Nun hieß es die Abreise der Hauptmasse vorbereiten. Eine himmlische Vision kam ihm hierbei zu statten. Im Traume hatte er einen kegelförmigen Fels gesehen, hart am Rande eines großen Sees. Er nannte ihn Ensign-Peak. Noch einmal machte er sich auf den Weg, diesmal nur mit einem Gefolge von vierzig Männern. Im Frühling*) reiste er ab, im Juli kam er am Salzsee an. Dort steckte er den Platz für Neu-Jerusalem aus. Im December kehrte er zurück. Auf dieser zweiten Reise hatten Indianer vom Stamme der Sioux ihm und seinen Gefährten die Pferde abgenommen. Man reiste also zu Fuß. Endlich schlug für das Mormonenvolk die Stunde des Abzuges.**) Der Weg führte über die Prärien von Nebraska, durch die Engässe der Rocky-Mountains, durch die große Wüste, das heißt das öde Hochplateau zwischen diesem Gebirge und der Wahsatchkette, endlich hinab nach dem

*) 1847. **) 1848.

Becken des Salzsees, welches vor Brighams Erforschungsreise, außer einigen Voyageurs und Trappern, kein Weißer betreten hatte. Nach der Aussage dieser Abenteurer war es eine Wüste, welche ein todtes Meer umfängt, und selbst nach allen Seiten von nackten, steilen, hohen Felsgebirgen eingeschlossen ist. Das Wasser, sagten sie, sei bitter; Vegetation fehle gänzlich, ausgenommen einige elende Büsche, sage-brush, und im Frühlinge einige wilde Blumen, die alsbald verzehrt werden von den gierigen Lokusten — neben den Bären der Berge, den Schlangen der Prärien, den grausamen Wilden aus dem kriegerischen Stamme der Utah — den einzigen Bewohnern dieser unwirthlichen Einöde. Da man dennoch die Uebersiedelung dahin beschloß, so waren wohl die von Brigham Young an Ort und Stelle gemachten Wahrnehmungen minder entmuthigend als die Erzählungen der Trapper. Mitten im Winter ward aufgebrochen. In mehrere Karavanen getheilt, Männer, Weiber, Kinder, in Waggons, zu Eseln, in Schubkarren, zu Fuße, zog man nach den Ufern des Missouri, und von dort in gerader Linie nach den Rocky-Mountains. Die Entfernung betrug fünfzehnhundert Meilen, und der Weg führte fortwährend durch ein von allen Hülfsmitteln entblößtes Land. Elend, Entbehrungen, eine furchtbare Sterblichkeit erprobten aber lähmten nicht den Muth, die Ausdauer, den erfinderischen Geist des Propheten, noch die Ergebung, die Geduld, das blinde Vertrauen der Gläubigen. Seit dem Auszuge der Israeliten hat die Geschichte kein ähnliches Unternehmen in ihre Blätter verzeichnet. Eines Abends endlich erblickten jene, deren Gebeine nicht am Wege bleichten, als sie aus einem Engpasse traten, der den Namen Emigration-Cañon bewahrt hat, zu ihren Füßen einen See, ein Thal, einen Fluß, den sie Jordan nannten. Es war das Land der Verheißung, erkenntlich an dem konischen Vorgebirge, welches Gott seinem Auserwählten im Traume gezeigt hatte, und deshalb Ensign-Peak heißt.*)

*) Utah gehörte damals zu Mexiko. Später an die Vereinigten Staaten

Den Entschluß gefaßt, ihn ausgeführt zu haben, mit ungeheurem Verlust an Menschen, aber ohne das Vertrauen eines Einzigen der Ueberlebenden zu verlieren, diese Thatsache gehört der Geschichte an; sie genügte um den Namen eines Monarchen, eines Feldherrn, eines Propheten zu verewigen. Brigham Young vereinigt in sich diese drei Eigenschaften. Als Prophet, der sich übrigens hütet zu prophezeien, beherrscht er die Gewissen; als Monarch übt er die unbeschränkteste Gewalt; als Feldherr verfügt er über eine von ihm geschaffene kriegstüchtige Miliz. Der Bestand der letztern erklärt, neben anderen Rücksichten, warum man in Washington noch immer zögert diesen Potentaten mit Waffengewalt zur Achtung der Gesetze anzuhalten.

Die ersten drei Jahre waren eine Zeit der äußersten Entbehrung. Georges Smith, der Historiker, erzählte mir, daß er und seine Frau, wie übrigens Jedermann, sich zuweilen mit dem dritten Theile der Nahrung begnügen mußten, welche zur Fristung des Lebens für unentbehrlich betrachtet wird. Oft nährten sie sich wochenlang mit Wurzeln.

Die ersten Mormonenmissionen reichen in das Jahr 1837 zurück. Jetzt wurden sie mit frischem Eifer aufgenommen. Die meisten Proselyten machte man in England, besonders in Wales, im skandinavischen Norden und in Australien. Deutschland, die Schweiz und andere von den Missionären Youngs besuchte Länder lieferten sehr wenige; China und Ostindien gar keinen Bekehrten. Brigham wählt seine Sendboten mittelst Inspiration. Er wandelt in den Gassen, begegnet einem Menschen, den er nie gesehen. Da erfolgt plötzlich die göttliche Eingebung. Er spricht ihn an, befiehlt ihm als Missionär nach Europa zu gehen, nach Australien, nach den Inseln der Südsee. Der Mann verläßt seine Frau, seine Kinder, seinen Kaufladen oder Meierhof, und ergreift den Wanderstab. Diese Emissäre wenden sich ausschließlich an den ärmsten und unwissendsten Theil der Be-

abgetreten, bildet es laut Kongreßakte von 1850 ein Territorium. Brigham Young wurde zum Gouverneur ernannt, und übte dies Amt bis 1857.

völkerung, sei es in den großen Städten Englands, Herden von Laster und Elend, wie allenthalben wo viele Menschen beisammen wohnen, sei es am Lande, namentlich in Wales, dessen Söhne, wie ihre celtischen Brüder die Irländer, sich leicht vom Wandertrieb bestimmen lassen. Nach dem einstimmigen Zeugnisse derer, welche mir hier in Salt-Lake-City über diese Verhältnisse Aufschlüsse gaben, stehen die europäischen Mormonen, in jeder Beziehung, tief unter ihren amerikanischen Glaubensbrüdern.

Die Missionäre bewirken also die meisten Bekehrungen unter Menschen, welche im Elende geboren sind, oder in Elend geriethen durch eigene Schuld, oder durch die Schuld der Umstände; die nichts zu verlieren haben, die nur gewinnen können, indem sie sich der moralisch und physisch verpesteten Luft entziehen, die sie athmen. Die Thatsache ist wichtig, denn sie gibt, mit anderen, den Schlüssel zu der raschen und großen Verbreitung der Sekte.

Diesen Leuten predigen sie, und zwar Folgendes: Gott ist ein Wesen von Fleisch und Blut wie der Mensch. Er hat die Leidenschaften des Menschen, aber in Allem ist er vollkommen. Jesus-Christus hat er auf natürlichem Wege gezeugt. Vater und Sohn gleichen sich; nur ist der Vater älter. Der Mensch ist nicht von Gott geschaffen; denn er besteht von allem Anfange. Er ist nicht in Sünde geboren, und nur verantwortlich für seine eigenen Handlungen. Er heiligt sich durch die Ehe. Es gibt Götter, Engel, Menschen und Geister. Es gibt eine Auferstehung in der andern Welt. Diese ist aber nur die Fortsetzung der gegenwärtigen. Gott steht mit dem Propheten in unmittelbarem Verkehr. Worte und Handlungen des Propheten sind Werk der göttlichen Eingebung. Die Bischöfe besitzen gleichfalls, jedoch in geringerem Maße, das Privilegium der Eingebung. Von allen Religionen ist die der Mormonen die vollendetste, aber Heiden (Andersgläubige) werden nicht nothwendig verdammt.

Ich frage, können solche Lehren die Geister erregen, die

Herzen rühren und entzünden, mit andern Worten aus den verrufenſten Stadtvierteln Londons, aus den Werkſtätten Liverpools, von den welſchen Weidegründen drei bis vier tauſend Menſchen jährlich nach dem Salzſee locken? Wer wollte dies im Ernſte behaupten? Erſtlich iſt es unwahr, wie von einigen Schriftſtellern aufgeſtellt wurde, daß die Neuheit dieſer Satzungen lebhaft auf die Einbildungskraft wirke. Dies könnte vielleicht zugegeben werden, wenn die Proſelyten Schwärmer wären. Aber Theologie iſt ihre geringſte Sorge. Es ſind Leute, die im Elende ſchmachten und ſich aus ihrer elenden Lage befreien wollen. Hätten Youngs Miſſionäre ihnen nichts Anderes anzubieten, als die Fortdauer ihres Daſeins, möglicher Weiſe ihres gegenwärtigen Elendes in einer andern Welt, ſo würden ſie wohl ſchwerlich viele Bekehrungen machen.

Aber ſie haben ihnen noch Anderes zu ſagen. Nachdem ſie ihnen die Glückſeligkeit in einem künftigen Leben als möglich verſprochen, wie dies alle Religionen thun, eröffnen ſie ihnen, was keine andere thut, ſchon in dieſer Welt die glänzendſten Ausſichten. Unter der einzigen Bedingung der Arbeit, und zwar einer ſehr mäßigen Arbeit, verbürgen ſie ihnen für die nächſte Zukunft alle Genüſſe, welche des Menſchen Herz verlangt, welche der Zufall nur ſeinen Günſtlingen gewährt, welche er ihnen bisher ſo unerbittlich verweigert hat.

Seht jenen Fremdling! Er dringt in eine dürftige Wohnung. Geſegnet ſei der Tag, an dem er dieſe Schwelle überſchritt! Hört ihn! Zuerſt, aber ſehr kurz, ſehr bündig, legt er die Glaubensſätze dar. Dann geht er über zu einer langen Erörterung der materiellen Zuſtände im Reiche der Mormonen. Er ſpricht von Induſtrie und insbeſondere von Ackerbau, von den Vorzügen des Klimas und des Bodens, von dem raſchen und wundervollen Erträgniß der Arbeit. Er lüftet die dunklen Schleier, welche bisher das Daſein ſeiner unglücklichen Zuhörer verdunkelten, erfreut ſie mit ungeahnten Bildern der Zukunft, erweckt alle ihre Begierden, verſpricht ſie alle zu befriedigen,

zeigt ihnen in der Ferne, jenseits des Meeres, jenseits unermeßlicher Ebenen und schrecklicher Felswände, das Ghor des neuen Jordan, die beiden silbernen Seen der Bibel, die Berge von Neu-Judäa, das gelobte Land! Dort harrt ihrer endlich, was sie bisher so unerbittlich floh, — das Glück. Hier, sagt er ihnen, seid Ihr Sklaven, Sklaven des Elendes oder Eures Brotherren. Im Thale der Heiligen findet Ihr die Unabhängigkeit, und mit der Unabhängigkeit den Wohlstand gewiß, vielleicht den Reichthum. Keine Unterwürfigkeit mehr, keine Entbehrung; keine Sorgen! In dieser Welt, wie in der anderen, seit Ihr versorgte Leute. Dann wendet er sich an die Jugend mit dem unheimlichen Lächeln des Propheten, und spricht ihnen von den berauschenden Freuden des Harems, von der Schönheit der Töchter von Deseret, verheißt ihnen Frauen nach Herzenslust, entwickelt die Lehre von der Pluralität. Vergleicht, so schließt er, was Ihr seid mit dem was Ihr sein werdet, und wählt!

Wie sollten diese armen Menschen, die durch keine christlichen Ueberzeugungen, die ihnen ja eben fehlen, zurückgehalten werden, wie sollten sie der glänzenden Versuchung widerstehen? Hierzu kommt, daß, sobald sie ihren Beitritt erklärt, die Geschäftsfreunde Youngs sie mit dem nöthigen Reisegeld versehen. In New-York, auf der ganzen Reise finden sie Unterstützung und Vorschub.

Halten wir uns die wichtige Thatsache vor Augen, welche soeben, wie ich hoffe, nachgewiesen wurde, und alle unparteiischen Zeugen bestätigen: daß nämlich, äußerst seltene Ausnahmen abgerechnet, die Proselyten keine Schwärmer sind; daß nicht der Durst nach Wahrheit, keiner jener Anfälle von religiöser Ueberspannung oder von Skrupeln, welche sich zuweilen der Gemüther bemächtigen, sie nach dem Salzsee führt, sondern einzig und allein der Wunsch ihre Lage zu verbessern. Rein weltliche Triebfedern wirken auf sie. In dieser Beziehung unterscheiden sie sich nicht von den andern Auswanderern. Ihrer Bekehrung fehlt das religiöse Element.

Geleiten wir die Neophyten nach ihrem neuen Vaterland. Die Biſchöfe und Elders verſchaffen den Geſunden Arbeit, den Kranken Arznei, Allen Lebensmittel; ſorgen für ihre erſten Bedürfniſſe, bis es möglich iſt, ihnen den Boden anzuweiſen, den ſie urbar machen ſollen. Young ſtreckt das Baumaterial vor, Adoben, Bretter, Geräthſchaft und Werkzeug. Der Werth des ihnen abgetretenen Grundes und aller gelieferten Gegenſtände wird, in Dollars berechnet, im Schuldbuch eingeſchrieben. Die Abzahlung geſchieht in gewiſſen Terminen. Der Zehent für die Kirche wird im vorhinein erhoben. Er beträgt den zehnten Theil des Bruttoerträgniſſes der Wirthſchaft.

Ich übergehe die Einzelheiten der finanziellen Beziehungen zwiſchen dem Gläubiger, nämlich Young, und dem Schuldner, nämlich Jedermann. Bemerkenswerth iſt nur, daß die große Mehrzahl der Mormonen ihre Schulden nie getilgt hat und nie tilgen wird. Durch Arbeit gewinnen ſie ihr Leben. Sie können auch, doch ſind die Beiſpiele ſchon ſelten, es zu einem gewiſſen Wohlſtande bringen; aber Erſparniſſe zu machen iſt äußerſt ſchwierig. Reiche Leute gibt es ſehr wenige. Die Seltenheit des baren Geldes und die Schwierigkeit ſich Silbermünze der Vereinsſtaaten zu verſchaffen, ſind ein anderer Uebelſtand und vermehren die Verlegenheit. Noch vor zwei Jahren, bis zur Eröffnung der Pacifikbahn, war Utah ein Gefängniß, weil es für den Einzelnen keine Mittel gab, ſich zu entfernen; in geringerem Maße könnte man daſſelbe noch heute ſagen. Um Utah zu verlaſſen, müſſen die Heiligen ihre Schulden zahlen; um ſie zu bezahlen ihre Gründe verkaufen. Aber wo Käufer finden, welche bares Geld und zwar Vereinsgeld beſitzen? Ein einziger Mann wäre in dieſer Lage, Brigham Young; aber Brigham Young hat das größte Intereſſe, ſolche Verkäufe nicht zu begünſtigen. Das Geheimniß ſeiner kirchlichen und ſtaatlichen Macht beruht größtentheils, nicht ausſchließlich wie ſogleich gezeigt werden ſoll, auf ſeinem finanziellen Verhältniß zu der Mehrheit der Mormonen, die, in verſchiedenem Maße, ſeine

Schuldner sind. Wenn also die Missionäre Unabhängigkeit versprechen, so lügen sie. Die Mormonen sind nicht nur von Young abhängig, sie sind thatsächlich seine Gefangenen.

Aber, merkwürdig genug, der Einwanderer fand hier, statt der gehofften Unabhängigkeit, was ihm in Europa, im Augenblicke, als er zu den Mormonen ging, fehlte — den Glauben. Ja, der Ungläubige von gestern, ungläubig wenigstens mit Bezug auf seine neue Religion, ist aufrichtig bekehrt: er glaubt fest und blindlings, er glaubt an den Propheten, an Brigham Young. Die Thatsache, so unwahrscheinlich sie klingt, ist unbestreitbar und unbestritten, aber bisher unerklärt. Gelingt es über diese dunkle Seite Licht zu verbreiten, so ist das Räthsel des Mormonismus gelöst. Wagen wir den Versuch!

Der vor zwei Jahren vollendete Schienenweg und die ganz neuerliche Entdeckung von Silberminen im Wahsatchgebirge so wie das große Zuströmen von Metallgräbern und Wäschern, sämmtlich Heiden, müssen natürlich eine bedeutende Wirkung auf die hiesigen Zustände ausüben. Ich lasse aber diese wesentlichen Elemente absichtlich vorerst unberücksichtigt, um sie später zu erörtern. Betrachten wir die Gesellschaft der Mormonen, wie sie sich im Jahre 1869 zeigte.

Damals stand Brigham Young auf dem Höhenpunkte seiner Macht. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, der Prophet, so lange er Young ist, verfügt als unbeschränkter Gebieter über die Seelen und Leiber der Gläubigen. Diese Gesellschaft kennt nur Gläubige. Wer abfällt, wird rechtslos. Seine Güter werden eingezogen, er selbst ist zur Flucht, und da die Flucht unmöglich ist, zur Unterwerfung gezwungen. Er erweckt also Reue und Leid, macht Buße und beginnt ein neues Leben; nur beginnt er es ohne sein Ackerland, sein Haus, sein Geräthe und sein Vieh, die konfiscirt bleiben. Gefährliche Ketzer verschwinden. Zuweilen fand man ihre Leichen im Walde. Die wenigen hier ansässigen Heiden sind kaum geduldet und führen kein beneidenswerthes Leben. Wehe dem, der um ein Mormonen-

mädchen zu freien wagte. Er wäre den äußersten Mißhandlungen ausgesetzt. Beispiele fehlen nicht. Hierzu die Schwierigkeit zu kommen, die Unmöglichkeit zu gehen ohne die Erlaubniß des Propheten. Es gibt keine größere Abgeschlossenheit.

Ich habe gesagt, Brigham sei Herr der Seelen und der Körper. Dies ist buchstäblich zu nehmen. Hinsichtlich der Seelen verfügt er über den Willen und über das Gewissen der Mormonen, ja sogar über ihre Gedanken, denn er gab letzteren eine gewisse Richtung und erhält sie in derselben. Uebrigens, wer denkt in Utah? Man arbeitet, man glaubt, man genießt, aber man denkt nicht. Sonntags der Tabernakel, die Woche über der Meierhof oder der Kaufladen; das Theater und der Harem jeden Abend. Wo bliebe da zum Denken Zeit? Alles geschieht unter göttlicher Eingebung. Gott inspirirt und der Inspirirte ist Brigham Young. In allen Verlegenheiten, Zweifeln oder Schwierigkeiten des Lebens, bei allen Unternehmungen und Geschäften wird Brigham um Rath gefragt. Wenn er schweigt, so beweist dies, daß ihm die Eingebung fehlt; wenn er aber spricht, so glaubt jeder das Wort Gottes vernommen zu haben. Brigham gilt nicht für den eingebornen Gott; aber es läuft auf dasselbe hinaus. Darum sagte ich, er verfügt über die Seelen.

Und wie steht es mit den Leibern? Die Fäden aller Geschäfte laufen durch seine Finger. In seiner Hand hält er die Gesammtheit der materiellen Interessen. Er beutet den Boden aus, und sein Boden ist das Gebiet von Utah, so groß glaube ich wie halb Frankreich. Er beutet aus die physischen Kräfte und die geistigen Fähigkeiten von zweimalhunderttausend Menschen. Ein Monopol, wie es nicht wieder vorkam seit den Tagen der Pharaonen! Er gilt aber auch für einen der reichsten Bürger der Vereinigten Staaten. Man schätzt ihn auf zwölf Millionen Dollars. Er beherrscht den Markt, er regelt die Preise. Er baut Straßen und erhebt ungeheure Zölle.*) Jede

*) Ich sah einen Waldweg, der nach einem Cañon führt. Die Be-

Thätigkeit des Lebens geht von ihm aus; in Allem hat er die Hand, aus Allem zieht er Gewinn. Mit Hülfe seiner trefflich gerüsteten und wohlgeübten Miliz, mit Hülfe des Telegraphen, der sein Netz über Utah ausspannt, verschafft er sich, Corinna ausgenommen, allenthalben Gehorsam, hält die noch schwache Opposition im Zaum, imponirt sogar der Centralregierung in Washington. Hierzu tritt (hierzu trat noch vor zwei Jahren) der unberechenbare Vortheil der geographischen Unzugänglichkeit. Eine summarische, theils geheime, durch einen religiösen Anstrich verklärte Gerechtigkeitspflege vervollständigte, bis zur Zeit der Einsetzung ordentlicher Gerichtshöfe, die unerhörte Machtfülle des Mannes. Sage ich zu viel, wenn ich behaupte, daß er über die Leiber verfügt? Aber noch in anderer Beziehung läßt sich dies sagen.

Brigham Young galt, im üblichen Sinne des Wortes, nie für einen Heiligen; dennoch hatte keiner seiner Anhänger vermuthet, daß er es wagen würde, die Vielweiberei einzuführen. Eine Nacht*) wurde er mit einem Gesichte begnadigt. Gott hatte ihm die Rückkehr zu den Uebungen der Patriarchen, zur Pluralität der Frauen eingegeben. Die Ueberraschung war groß und allgemein. Die Gewissen schienen beunruhigt, der Köhlerglaube der Getreuen erschüttert. Um die Opposition zu brechen, versammelte Young Abgeordnete, ungefähr zweitausend Elders, aus allen Ansiedlungen Utah's und legte ihnen eine Schrift vor, die Darstellung einer angeblichen Offenbarung, welche Joë Smith ein Jahr vor seinem Tode gehabt hätte. George Smith gibt dies seltsame Aktenstück in seinen oben erwähnten Antworten auf Fragen unter dem Titel: Offenbarung über himmlische Ehen. Man hat gesehen, daß die Wittwe und die Söhne Joë's das Schriftstück für geschmiedet erklären. Verfaßt ist es im Style des alten Testamentes. Jehova scheint

wohner von Salt-Lake-City versehen sich dort mit Brennholz. Die Ladung jeder fünften Fuhre gehört dem Propheten!

*) 1852.

nicht mit der Zeit fortgeſchritten zu ſein. Seine Sprache iſt dieſelbe geblieben, in welcher er zu Abraham redete, aber was er ſagt iſt neu. Hier folgt ein Auszug. Wenn ein Mann eine Frau ehelicht ohne Mitwirkung des Geſalbten des Herrn, ſo werden Mann und Frau Engel ſein im Paradieſe, aber Knechte der Seeligen, und in eheloſem Stande verbleiben in Ewigkeit. Diejenigen, welche den Ehebund ſchließen im Einklange mit dem Geſetze, werden unter die Götter verſetzt! Joë Smith ſtammt von Abraham. Gott ertheilte ſeine Befehle an Abraham, und Sarah gab ihm die Hagar. Warum? Weil das Geſetz es ſo wollte. Aus Hagar ging eine zahlreiche Nachkommenſchaft hervor. Hat Abraham geſündigt? Keineswegs. Er hätte Konkubinen und von ihnen viele Kinder. David desgleichen, und er hat wohl daran gethan, weil Nathan und andere Propheten ihm die Weiber gaben, und die Propheten beſitzen den Schlüſſel, ſie haben die Gewalt Frauen zu verleihen. David hat nur geſündigt, indem er die Gattin Uriah's zum Weibe nahm. Auch Salomon und Moſes hatten mehrere Frauen. Eine Frau, deren Gemahl Ehebruch trieb, kann, wenn ſie ſelbſt tugendhaft iſt, einen andern Mann ehelichen. Ueber dieſen Punkt behält ſich Gott vor, in jedem einzigen Falle, Joë zu erleuchten, damit er die Ehe bewillige und ſegne oder unterſage. Bleibt Joë treu dem Geſetz, ſo wird Gott ihm, in dieſer Welt, Häuſer und Felder, Frauen und Kinder ſchenken, und, am Ende ſeiner Tage, die Kronen der Ewigkeit. Der Prieſter, welcher eine Jungfrau geheirathet hat, kann mit ihrer Bewilligung eine zweite zur Frau nehmen. In Gemäßheit dieſes Geſetzes kann er zehn ehelichen, ohne in Ehebruch zu verfallen. Wenn eine dieſer Frauen ſich einem andern Manne ergibt, ſo begeht ſie Ehebruch und muß vertilgt werden, denn ſie und ihre Gefährtin wurden dem Prieſter gegeben zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes.

Mit Hülfe dieſes Dokumentes erlangte Brigham Young die Zuſtimmung der Verſammlung. Sie nahm die Vielweiberei

grundsätzlich an. Diese wurde für eine Pflicht und ein Vorrecht erklärt; doch konnte das Vorrecht nur erworben werden auf ausdrücklichen Befehl Gottes. Aus der Offenbarung Smith's erhellt, daß Gott das Privileg gibt oder verweigert durch Vermittelung seines Propheten, heute Brigham Youngs, der, bevor er seinen Ausspruch thut, den Fall selbst prüft oder durch die Bischöfe prüfen läßt. Ueber die Aufführung der Braut und des Bräutigams vor der Ehe, über den Lebenswandel der Ehegatten, über alle diese zarten Fragen entscheidet Brigham Young, im besonderen Auftrage und unter unmittelbarer Eingebung Gottes. Kurz, neben dem Monopole, welches der Prophet ausübt über Lebensmittel, Waaren, Erzeugnisse des Bodens, über die Arme und den Schweiß der Männer, verfügt er auch über die Ehre der Frauen, mischt er sich in die innigsten Angelegenheiten des Familienlebens. Der materielle Wohlstand, der Hausfriede, der Ruf eines jeden Einzelnen hängen von dem Willen des Propheten ab. Weit von mir die Absicht, Young des Mißbrauches der Macht zu beschuldigen, welche ihm das Gesetz einräumt, das Gesetz, welches er selbst gegeben hat. Ich spreche nicht von den Personen. Ich spreche von dem System, und dies System ist scheußlich, fratzenhaft und ohne Beispiel in der Geschichte der Menschheit.

Je höher man in der Hierarchie gestiegen ist, je mehr ist man verpflichtet von dem Privileg der Vielweiberei Gebrauch zu machen. Brigham Young besitzt zur Zeit sechzehn angetraute und sechzehn angesiegelte (sealed) Frauen. Einige der letzteren leben mit ihm; andere, bejahrte Wittwen und ältere Jungfrauen, hoffen durch das Mittel der Ansiegelung im Jenseits zu erreichen, was ihnen diese Welt versagt hat, das Glück zu dem Range wirklicher Gattinnen des Propheten vorzurücken. Georg Smith besitzt fünf Weiber, die andern Apostel begnügen sich mit vieren, weniger als drei zu haben ist Sünde.

Es wird vorausgesetzt, daß Niemand mehr Frauen nimmt, als er ernähren kann. Aber in Wirklichkeit kommt es häufig

vor, daß die Weiber ihren Gatten durch ihrer Hände Arbeit erhalten. In der ärmeren Klasse ist dies sogar die Regel. Hat ein Mann zwei Frauen, so wohnt eine jede für sich in einem Zimmer, selten im selben Hause. Deshalb sieht man am Lande, in den Meierhöfen gewöhnlich zwei Hütten. Die Frauen treiben irgend ein Handwerk, erhalten sich selbst, und ziehen den Gatten an sich, indem sie ihm von Zeit zu Zeit einen Imbiß bereiten, meist um den Preis ihrer mühselig zurückgelegten Ersparnisse. Die wirklichen, nicht die angesiegelten Frauen des Propheten wohnen im Bienenkorb, so heißt die Residenz, jedoch in abgesonderten Gemächern. Sie alle haben angeblich durch Arbeit für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen; sie speisen an einem gemeinschaftlichen Tisch und stehen in jeder Beziehung unter einem strengen, büreaukratisch geregelten Regiment. Einer der Schwiegersöhne Youngs, der kleine Buckelige, der mich im Bienenkorb empfing, ist diesem Dikasterium vorgesetzt, und übt sein heikliges Amt mit Ordnung und Unparteilichkeit, die nicht seltenen Fälle abgerechnet, wo die wechselnde Laune des Gebieters ihm Ausnahmen von der Regel auferlegt.

Was ist nun der Sinn von sealing, was eine angesiegelte Frau? Ich habe weder Zeit noch Lust, mich in Studien der mormonischen Theologie zu vertiefen und die verschiedenen, wohl sehr übertriebenen und entstellten Angaben, die man in Reisebeschreibungen liest, zu prüfen. Eine Frau, so scheint es, wird an ihren Mann gesiegelt für dieses und für das künftige Leben. Eine Frau kann auch mit einem Verstorbenen eine Ehe eingehen; man versichert mir, daß eine Frau auch an zwei Lebende gesiegelt werden kann, an den einen für diese Welt, an den andern für das Jenseits: versteht sich immer nur mit Genehmigung des Propheten oder der Bischöfe. Was für Zustände! Die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit, ausgebeutet unter Anrufung Gottes, zum Vortheile der Ueppigkeit!

An Kindern besitzt Salt-Lake-City Ueberfluß. Ueberall begegnet man ihnen. Es ist dies eine der auffallenden Eigen-

thümlichkeiten dieſer wie aller andern Mormonenſtädte. Die Kleinen ſind gut gehalten, anſtändig gekleidet und beſuchen fleißig die Schule; aber die meiſten derer, welche ich ſah, ſchienen mir zart, wenn nicht ſchwächlich. Die väterliche Gewalt geht auf in der Gewalt des Propheten. Kaum daß die Väter die Anzahl und die Namen ihrer Kinder wiſſen. Ohne die verſtorbenen zu zählen, beſitzt der Präſident deren achtundvierzig. Sein jüngſter Baby iſt fünf Monate alt! Eines Tages, auf einem Spaziergange, kam er zu einem Raufhandel zwiſchen Knaben. Er trat zwiſchen die kleinen Störenfriede und verabreichte mit ſeinem Rohre dem Ungeſtümſten unter ihnen eine ausgiebige Züchtigung. Nach vollzogener Strafe frug er: weſſen Sohn biſt du? Der Knabe antwortete: I am president Young's boy. Und in der That, es war einer der achtundvierzig.

Von welcher Seite man, hier an Ort und Stelle, die Polygamie betrachte, man gewahrt allenthalben die Keime der Zerſtörung: Zerſtörung der Familie, Zerſtörung der Geſellſchaft. Doch die erſten Opfer ſind die Frauen. Die ich zu Geſichte bekam, ſahen traurig und eingeſchüchtert aus. An ihrem Herde nehmen ſie nicht den Platz ein, welcher der Hausfrau gebührt. Die Männer vermeiden von ihnen zu ſprechen und ſie dem Fremden zu zeigen; als ob ſie ſich ihrer Gefährtinnen ſchämten; oder vielmehr, ſie ſchämen ſich vor ſich ſelbſt. Die Weiber des Beduinen oder des Türken kannten nie den hohen Rang, welchen das Chriſtenthum für die Frau erobert hat; aber die armen Mormoninnen ſtiegen herab von dem Platze, den ſie einſt einnahmen; ſie fühlen ſich entwürdigt, und die Entwürdigung ſpricht aus ihren blaſſen abgehärmten Zügen.

Brigham, die halbe Gottheit, genießt mehr als königliche Ehren. Kurze Zeit vor meiner Ankunft hatte er ſein ſiebenzigſtes Jahr vollendet. Bei dieſem Anlaſſe brachten ihm die Apoſtel, Biſchöfe und Aelteren ihre Huldigung dar. Einer von ihnen nannte ihn Souverain. „Sie werden", fügte er hinzu, „den Tag erleben, an welchem ſämmtliche Könige der Erde vor

Ihnen erſcheinen und um Ihren Rath bitten werden.“ Das Hofjournal gab natürlich die Anſprache.

An Sonntagen predigt Brigham Young zuweilen im Tabernakel. Nach allgemeinem Ausſpruche der Heiden, welche ich befrug, ſind dieſe Vorträge eine Anhäufung unzuſammenhängender Bibelſtellen, perſönlicher Anſpielungen und Schimpfworte, die mit ſalbungsvollen, hohlen Phraſen abwechſeln. Die Sprache iſt unedel und der Redner verräth häufig ſeine haarſträubende Unwiſſenheit. Von Beredſamkeit keine Spur. In den letzten Jahren predigte er faſt immer über Polygamie. Es iſt dies ſeine Art auf die Angriffe der amerikaniſchen Zeitungen zu antworten. Letztere ſind ihm entſchieden abhold, und darin der getreue Ausdruck der öffentlichen Meinung in den Vereins-Staaten.

Unlängſt, um ſeine Duldſamkeit zu bekunden, hat er Geiſtlichen anderer Bekenntniſſe geſtattet, im Tabernakel zu predigen. Ein durchreiſender anglikaniſcher Miniſter machte von der Erlaubniß Gebrauch, und zwar in ſeinem geiſtlichen Gewande. Kaum hatte er die Kanzel verlaſſen, als ſie Brigham beſtieg. Er war in ein Betttuch gehüllt, und hielt unter dem ſchallenden Gelächter der Heiligen einen ſpaßhaften Vortrag, in welchem er den engliſchen Prediger auf das Gröblichſte verhöhnte.

Faſſen wir das Geſagte zuſammen! Der Abſolutismus, getrieben zu ſeinen äußerſten Grenzen, und perſonificirt im Haupte der Kirche. Von Seite der Sektirer unbedingter Glaube an die Perſon des Propheten. Kein Gottesdienſt, denn die kurzen Sonntagspredigten und Geſänge im Tabernakel verdienen dieſen Namen nicht. Im Allgemeinen, ſo weit es ſich von den Maſſen handelt, kein religiöſes Gefühl, oder vielmehr alle religiöſen Gefühle vereinigt und verbraucht in der fanatiſchen Verehrung Brigham Youngs. Arbeit und Glaube, als oberſter Grundſatz aufgeſtellt. Die Arbeit, nothwendiger Weiſe, Händearbeit und zwar bis an die Grenzen des Möglichen ausgedehnt, weil man nicht nur das tägliche Brot erwerben muß, ſondern

auch die Schulden an den Präsidenten abzuzahlen hat. (Diese übertriebene Arbeit erklärt die raschen und großen Erfolge auf dem Gebiet der Kolonisation.) Ein vom Propheten ausgebeutetes Monopol, welches sich auf Alles und Alle erstreckt. Einmischung Youngs in die Familienverhältnisse und Angelegenheiten aller Art. In allen schwierigen Augenblicken Zuflucht zum Propheten und blinde Unterwerfung unter seine Aussprüche. Endlich die Vielweiberei als Pflicht und Vorrecht, ausgeübt seit zwanzig Jahren.

Dies ist die Wesenheit des Mormonismus.

Aber wie entstand der Glaube im Herzen derer, die ihn nicht besaßen, als sie die neue Lehre annahmen? Wie ist diese Umwandlung in ihnen vor sich gegangen? Welche geheime Triebfedern haben da gewirkt? Wie kommt es, daß Leute, welche bei ihrer Abreise aus der Heimath nichts glaubten, kaum angelangt im Thale der Heiligen Alles glauben, Alles was Young beliebt, sie glauben zu machen? Die Erklärung der Mormonen: das sei eben Eingebung, kann man natürlich nicht zulassen. Aber auch die mir von den Heiden gegebene Auslegung schien mir unzureichend. Näher befragt, gaben letztere das selbst zu. Hier liegt, wie bereits gesagt, der Schlüssel zum Verständniß des Mormonismus. Ich widmete daher diesem Punkte meine ganze Aufmerksamkeit, und gelangte mit Hülfe der eingezogenen Erkundigungen und eigener Beobachtung zu nachstehenden Schlüssen.

Die Anfänge der Sekte gleichen denen aller anderen. Bei einer gewissen Anzahl von Menschen erwachen plötzlich und unvorhergesehen das Bedürfniß nach geistigem Trost, der Durst nach übernatürlicher Hülfe, das brennende Verlangen Gott zu nahen! Es sind dies Instinkte, welche mehr oder minder in allen Herzen schlummern. Je seltener dies Erwachen eintritt, je heftiger ist es, nicht unähnlich einer lange verschlossenen und plötzlich geöffneten Schleuße. Die aufgestauten Wasser stürzen hervor, rasen mit Ungestüm dahin; verlaufen sich allmälig, bis

das Gleichgewicht hergeſtellt iſt, und mit dem Gleichgewicht die Ruhe. Dies iſt die Geſchichte der berühmten revivals. Es iſt auch die Geſchichte der Entſtehung der Sekten, beſonders in Amerika, in dieſer vom materiellen Treiben ſo ſehr in Anſpruch genommenen Geſellſchaft, welcher ſo wenig Zeit übrig bleibt für das innere Leben. Die lange vernachläſſigten moraliſchen Bedürfniſſe, die lange nicht vernommene Stimme des Gewiſſens treten mit Einem Male in ihre Rechte. Reue und Verzweiflung bemächtigen ſich der Gemüther. Man lechzt nach Troſt, und man empfängt ihn aus den Händen des Erſten Beſten. In dieſen Augenblicken fehlt es nie an Menſchen, welche bereit ſind ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen, ſie zu leiten, zu beherrſchen, wo möglich auszubeuten. Wahrſcheinlich ſind es Sykophanten, möglicher Weiſe Schwärmer, vielleicht Beides. Aber dem Heuchler gebricht die Leuchte des Glaubens, dem Fanatiker das Licht der Vernunft. Da finden die üblen Leidenſchaften, die Geldgier, die Sinnlichkeit ihre Rechnung. Was Wunder, daß man in kürzeſter Friſt beim Unſinn und der Verruchtheit angelangt iſt. Unter ähnlichen Verhältniſſen entſtand der Mormonismus. Die erſten Adepten Joë Smiths, des Schurken, wie die Einen ſagen, des Heiligen, wie ihn Andere nennen, waren ganz gewiß aufrichtige Schwärmer. Sie waren überdies Amerikaner. Sie bildeten die moraliſche Atmoſphäre, welche die Ankömmlinge aus Europa fortan einathmeten.

In der Geſchichte der Sekte macht die große Wanderung nach dem Salzſee Epoche. Sie befeſtigte das Anſehen des neuen Moſes. Unüberwindlich ſcheinende Hinderniſſe hat man unter ſeiner Leitung beſiegt, das Ziel der Reiſe gefunden, wie Gott es ſeinem Auserwählten geoffenbart hatte. Kein Zweifel, daß Brigham ein übernatürliches Weſen iſt. Wenn er nicht ſelbſt Gott iſt, ſo ſteht er der Gottheit nahe. Und überdies, was iſt Gott? Die Mormonen kümmert das nur wenig, um ſo weniger, als Brigham lehrt, der Menſch ſei Gott gleich. Gewiß, Nie-

mand iſt es mehr als er. Das iſt augenfällig, ſonnenklar! Jedermann denkt es, Jedermann ſagt es, Jedermann glaubt es. Wehe dem, der zu zweifeln wagte!

Das iſt die moraliſche Luft, die ſich im Thale der Heiligen gebildet hat, die Jedermann einathmet, die ſofort auf den Neuangekommenen ihren Einfluß übt. Er bringt aus der Heimath nichts mit, was ihm helfen könnte, ſich dieſer Einwirkung zu entziehen. Er iſt unwiſſend, arm und, indem er unter die Mormonen ging, hat er die Religion verleugnet, in der er geboren ward. Nicht in den Sätzen des Glaubens, von dem er abfiel, wird er Waffen ſuchen gegen die Irrthümer der Sekte, welcher er ſich ſo eben anſchloß. Ueberdies hat er ſeine Schiffe verbrannt. Mit Leib und Seele gehört er dem Präſidenten. Er thut wie Jedermann, er ſchließt die Augen und glaubt, glaubt an Brigham Young. Die Weiber aus Wales, unter den Mormonen die Mehrzahl ihres Geſchlechtes, und wie man mir ſagt, mehr als alle anderen abergläubiſch und unwiſſend, nehmen einen thätigen und wirkſamen Antheil an der Bekehrung der Männer. Uebrigens wer einmal dieſe Pfade betreten hat, wird ſie nicht wieder verlaſſen. Die Schwierigkeit der Umkehr, man könnte ſagen die Unmöglichkeit, iſt bereits erörtert worden. Das Auge des Propheten wacht über der Herde, die Racheengel, die Daniten erwürgen die räubigen Schafe.

Die Wichtigkeit des Einfluſſes der Sphäre, in der man lebt, iſt unberechenbar: ſie wächſt im Maße der Abgeſchloſſenheit. Irrenärzte verſicherten mich, ſie würden ſelbſt den Verſtand verlieren, wenn ſie durch längere Zeit verhindert wären, ihre Anſtalt zu verlaſſen. Das Duell, als Gottesgericht oder Krieg zwiſchen Einzelnen vollkommen erklärlich, iſt in ſeiner gegenwärtigen Uebung barer Unſinn. Der Beleidigte iſt entehrt; hat er aber überdies von dem Beleidiger einen Säbelhieb oder eine Kugel in den Leib bekommen, ſo iſt ſeine gekränkte Ehre gerettet. In England hat die jüngſte Generation dies Vorurtheil abgeſchüttelt; aber am Kontinent beſteht es noch als Glaubens-

artikel, allerdings in verſchiedenem Grade, je nach der Verſchiedenheit der Lebenskreiſe. In Deutſchland zum Beiſpiel iſt es im Volke unbekannt; der Bürger hält wenig darauf; aber im Adel, in der Armee und auf den Univerſitäten, alſo in den noch oder einſt privilegirten Ständen, finden wir es tief eingewurzelt. Nun ſind aber die privilegirten Klaſſen, innerhalb der Grenzen und Kraft des Privilegs, von den übrigen Staatsbürgern abgeſchloſſen. Betrachten wir einen jener vielen, kleineren Kreiſe, wo Kunſt und Literatur getrieben werden. Nehmen wir an, es herrſche dort der Kultus der Zukunftsmuſik. Wer ſich da den geringſten Zweifel erlaubte an der Unfehlbarkeit des verehrten Meiſters, würde ſogleich vor die Vehme gezogen, verurtheilt und hingerichtet, das heißt ausgeſchloſſen. Legſt du Werth darauf im Heiligthume zu verweilen, ſo laſſe dich bekehren, verneige dich vor der Gottheit, die hier herrſcht, und bekämpfe die Stimme deines Gewiſſens, welche dich der Heuchelei beſchuldigt. Verharre in dem neuen Götzendienſt und die Gnade des Glaubens wird dich allmälig rühren; du wirſt glauben an Wagner, und biſt du von Natur der Begeiſterung zugänglich, ſo wirſt du mit der Zeit bereit ſein für die Zukunftsmuſik dein Blut zu vergießen. Die große Mehrzahl der Menſchen unterliegt ähnlichen Einflüſſen. Feſte Grundſätze, ein richtiges Urtheil und Charakterſtärke vermögen allein der Atmoſphäre zu widerſtehen, die in abgeſchloſſenen Kreiſen herrſcht. Dieſe Bedingungen finden ſich ſelten vereinigt. Sie fehlen natürlich den armen Katechumenen, welche alljährlich von den Emiſſären des Propheten zuſammengerafft und nach den bis vor Kurzem unzugänglichen und hermetiſch geſchloſſenen Gegenden von Neu-Jeruſalem geſandt werden.

So erkläre ich mir die plötzliche Umwandlung von Leuten, die zu Hauſe an nichts glaubten, in Gläubige, in Leute, welche zwar nicht mit Inbrunſt, aber mit naivem und aufrichtigem Köhlerglauben ſich der Perſon und den Lehren Brigham Youngs blindlings unterwerfen.

Noch vor zwei Jahren waren Abtrünnige sehr selten. Es war oben die Rede von den Mitteln, mit welchen man sie in den Schooß der Kirche zurück führte. Seit Eröffnung der Eisenbahn konnten einige protestantische Minister, Geistliche der Episkopalkirche und Presbyterianer, ohne besondere Gefahr zu laufen, hier ihrem apostolischen Berufe nachgehen. Es war aber verlorene Mühe. Die wenigen Mormonen, welche sich zum Austritte aus der Sekte bereit erklärten, erwiesen sich als Menschen ohne alles sittliche und religiöse Gefühl. So lange sie unter der eisernen Zuchtruthe Youngs lebten, waren sie arbeitsam und gläubig, gläubig im Sinne der Mormonen. Aber indem sie den Zauberkreis verließen, verwandelten sie sich in Freigeister und unverbesserliche Taugenichtse. Diese vielseitig bestätigte Thatsache scheint mir höchst bedeutungsvoll. Sie liefert den praktischen Beweis der inneren Hohlheit des Mormonismus. Dieser Gesellschaft fehlen alle sittlichen Elemente. Ihr Wesen ist die rohe Gewalt. Entfesselt diese Menschen und sie werden zu Ungethümen.

Die Pacifikbahn und, in Folge der vor zwei Monaten entdeckten Silberlager, das massenhafte Zuströmen der Bergleute üben bereits ihre Wirkung. Zunächst hat das Schreckensregiment aufgehört, unter welchem die hier lebenden Heiden d. h. Christen schmachteten. Bisher waren sie Heloten; jetzt fühlen sie sich, rühmen ihre Bedeutung und tragen den Kopf hoch. Bald werden sie eine wirkliche Macht sein. Die kleine Stadt Corinna, welche einige Heiden vor wenigen Jahren gegründet haben, ist der Sitz der Opposition geworden. Dort hausen die Söhne Joë Smith's, die Dissidenten und persönlichen Feinde Brigham Youngs. Es ist die Zufluchtsstätte aller jener, welche das Joch des Präsidenten abschütteln oder sich ihren pekuniären Verpflichtungen gegen ihn entziehen wollen.

Aber auch im Mittelpunkte des Gemeinwesens, in Salt-Lake-City, hat sich die Lage geändert. Einwanderer, die keine Mormonen sind, bringen Kapitalskräfte mit sich, eröffnen Kauf-

läden, nehmen einen wachsenden Antheil an dem Handelsverkehr. In der That, Alles ist anders geworden. Man hört nicht mehr von geheimen Verurtheilungen und Hinrichtungen. Keine Leichen abtrünniger Mormonen, keine Würgengel mehr! Selbst die jungen Mädchen hat der Geist der Widerhaarigkeit erfaßt. Sie wollen von Polygamie nichts wissen, und geloben sich unter einander Freier, welche bereits eine Ehehälfte besäßen, mit Körben zu betheilen. Das Bedenklichste ist, daß die neue Strömung sogar in den Bienenkorb drang. Der älteste Sohn Youngs hat erklärt, daß er seine in späteren Ehen erzeugten Geschwister für unehelich halte. Alles weist auf eine bevorstehende Krisis hin.*) Brigham scheint es zu ahnen, und unerachtet seiner vorgerückten Jahre einen zweiten Exodus nach Arizona oder den Südseeinseln zu beabsichtigen.

In Washington zögert man noch. Die öffentliche Meinung in den Staaten verlangt immer lauter ein energisches Einschreiten der Centralregierung. Die bisherigen materiellen Hindernisse sind verschwunden. Warum entsendet Präsident Grant nicht auf der Eisenbahn eine hinreichende Truppenmacht, um Zuständen ein Ende zu machen, welche unvereinbar sind mit den bestehenden Gesetzen, mit den Sitten und dem Geiste des Jahrhunderts? Hierauf erwidert man im weißen Hause, daß der Mormonismus keine Lebensfähigkeit besitze und ehestens von selbst zerfallen werde. Mit Brigham Young, der ein Greis, werde er verschwinden. Es wäre ein politischer Fehler, die Auflösung der Sekte zu beschleunigen. Besser sei, sie eines natürlichen Todes sterben zu lassen. Dies ist gegenwärtig die Ansicht der Regierung, aber nicht des Publikums, und Alles deutet darauf hin, daß General Grant Young in Anklagestand versetzen, und, im unwahrscheinlichen Falle eines Widerstandes, mit Waffengewalt einschreiten werde.

---

*) Sie ist seither eingetreten. In Washington betrachtet man den Mormonismus als in voller Auflösung begriffen.

Besitzt dies große Gemeinwesen eine Zukunft? Wird es mit seinem Häuptling verschwinden? Um mich her höre ich die letztere Frage mit Bestimmtheit bejahen. Und, in der That, könnte hierüber kein Zweifel obwalten, wenn die Ereignisse immer den Gesetzen der Logik folgten. Angenommen, die Auflösung habe statt gefunden! Was würde die sittliche und sociale Lage der Bruchstücke des großen Körpers, der getrennten Gliedmaßen des Leichnams sein? Wir würden eine Gesellschaft, wenn diese Benennung passend ist, von Menschen sehen ohne Glauben und ohne Gesetz. Ohne Glauben, denn sie besaßen nur den Glauben in der Person Brigham Youngs, und Brigham Young ist, in unserer Voraussetzung, verschwunden. Ohne Gesetz, denn dies Gesetz hatte Er ja gegeben und Er allein hatte vermocht ihm Achtung zu verschaffen, und dieser Wunderthäter ist verschwunden. Was kann aus dieser Gesellschaft werden, deren einzige Grundlage das moralische Ansehen, die materielle, unbegrenzte, unerbittliche Macht eines Mannes war, nachdem dieser Mann aus dem Leben geschieden ist? Niemand wird ihn ersetzen. Mit ihm stirbt der Mormonismus. Auch ist keine Auferstehung, wenigstens nicht zur selben Lebensform denkbar. Die Macht der Dinge, ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen: der Bau der Eisenbahn, die Entdeckung der Silberminen, das Zuströmen amerikanischer Staatsbürger, die früher oder später unvermeidliche Dazwischenkunft der Centralregierung, die Entrüstung der öffentlichen Meinung bilden unübersteigliche Hindernisse. Dann könnte das jetzt friedliche Thal der Heiligen der Schauplatz werden eines scheußlichen Kampfes Aller mit Allen, der Söhne der ersten Frau mit denen der zweiten und dritten. Die Familienbande, gelockert und entheiligt durch die Uebung der Polygamie, werden zerreißen; das Eigenthum eines Jeden wird die Beute des Stärkeren werden. Ein grausenhaftes Bild von Bruderkrieg, Faustrecht, Gesetzlosigkeit, chaotischer Verwirrung.

Hoffen wir für die Armen ein milderes Geschick. Aber eine Betrachtung drängt sich hier auf, und zu meiner Verwunderung

hörte ich sie, auf dieser Wanderung durch Amerika, schon mehrmals aussprechen. Der Mormonismus mit seinen glänzenden Früchten und scheußlichen Auswüchsen und der noch scheußlicheren Katastrophe, die seiner zu harren scheint, ist entstanden und aufgewachsen unter dem Schirme des obersten Princips der amerikanischen Gesellschaft: unbeschränkte Freiheit für Alle. Hat in diesem Falle die Anwendung dieses Grundsatzes zur Freiheit geführt? Das Merkwürdige ist nicht die Frage, sondern daß man sie sich stellt.

VIII.

Corinna.

Am 7. und 8. Juni.

Corinna der Typus einer Kosmopolitenstadt. — Ein Pow-Wow am Bärenfluß. — In die Berge. — Kopenhagen. — Was ist der Rowdy?

Die drei Tage in Salt-Lake-City sind rasch verstrichen. Das materielle Leben läßt allerdings zu wünschen übrig; aber gibt es ein größeres Vergnügen, als in einem offenen Buche zu blättern, voll von neuen Gedanken, unbekannten Aufschlüssen, Bildern und Räthseln, die man durch eigenes Nachdenken oder mit Hülfe liebenswürdiger Freunde zu lösen sucht? Der Kommandant von Camp Douglas, der Oberrichter, der Richter überhäuften mich mit Artigkeit, begleiteten mich auf meinen Spazierfahrten und beantworteten meine zahllosen Fragen. Abends auf der Veranda sitzend bin ich des Doktors sicher. Er schiebt seinen Lehnstuhl neben den meinigen, reckt seine Glieder, sucht und findet endlich eine, nach landesüblichen Begriffen, bequeme Stellung, nimmt seine Erzählung auf, wo er sie am Morgen gelassen hat. Es sind meist Schilderungen aus seinem Leben, abwechselnd tragisch und drollig, zuweilen in höchstem Grade spannend, und, was ich nicht verbürgen kann aber gerne annehmen will, wohl auch wahrheitsgetreu. Jedenfalls zeichnen sie sich durch stark

aufgetragene Lokalfarben aus. Ein paar Mal verlockte mich mein Aeskulap zu einem nächtlichen Spaziergang, aber wir traten mit jedem Schritte auf rieſige Kröten. Am Ende flüchteten wir zurück nach dem erhöhten Bretterboden der Veranda. Die ſchweigſame Geſellſchaft, die dort verſammelt iſt, begibt ſich gegen neun Uhr zur Ruhe. Nur der Herr vom Hauſe, Elder Townſend, bleibt. In Betrachtungen verſunken ſitzt er wieder am Ende der Terraſſe, in derſelben unbeſchreiblichen Stellung wie am Morgen. Seine ſchwarze Silhouette ſchneidet ſich ſcharf ab von dem lichten Hintergrunde, den vom Vollmonde verſilberten Akazien. Der Mann ſieht aus, wie ein am Reck kopfabwärtshängender Akrobat. Und dies nennt man hier zu Lande ſitzen.

Der liebenswürdige Stationschef von Ogden hatte mich, ſeinem Verſprechen gemäß, beſucht. Mit ihm verließ ich die Hauptſtadt der Mormonen und bin nunmehr auf der Pacifikbahn in dem ſechzig Meilen entfernten Corinna angelangt. Von Rom nach Karthago in der kurzen Friſt von drei Stunden! Ganz Utah iſt von Heiligen bevölkert. Nur Corinna, dieſer Dorn im Fleiſche des Mormonismus, hat gewagt Brigham die Stirne zu bieten, und ſogar den Ueberläufern ein Aſyl zu gewähren. Kein kleines Wagniß noch vor zwei Jahren, aber vollkommen gefahrlos, ſeit die Eiſenſchienen die junge Stadt dem ſchützenden Arme der Waſhingtoner Regierung erreichbar machten.

Zwei Notabeln erwarten mich am Bahnhof. Es ſind Rheinländiſche Juden, der eine der Beſitzer des erſten Hotels in Corinna, der zweite ſein Gehülfe. Letzterer iſt zugleich Metzger, Ladendiener — denn ſein Herr beſitzt auch eine Handelsbude —, Oberkellner und Omnibuskutſcher. Ueberdies wirbt er um die Tochter des Patrons. Alles dies erfahre ich, während man mich in den Stuhlwagen hebt, der zwiſchen der Stadt und der Bahn fährt. Wir halten vor dem Hotel der Metropole, eine elende Bretterbude in Main-Street, beſſer geſagt in der einzigen Straße, die für eine Gaſſe gelten kann. Das Haus

iſt mit Gäſten überfüllt. In der Halle, welche als Kaufladen dient, drängen ſich die Kunden. Neben an, in der Küche, bereiten die noch junge und ſchöne Hausfrau und ihre Tochter das Abendbrot. Die beiden „Ladies" machen ſich auch durch ihre ſorgfältige Toilette bemerkbar, insbeſondere aber, ſei es Kunſt oder Natur, durch einen rieſigen Haarwuchs. Vor der Hausthüre ſitzen mehrere Honoratioren: Richter, Advokaten, Krämer. Faſt alle ſprechen oder verſtehen Deutſch. Sie warten wie ich auf das Souper, befragen mich de omni re scibili und bieten ihre Dienſte an. Soſhones-Indianer ſind dieſer Tage angekommen und haben ihre Zelte am Bärenfluſſe, unweit der Stadt, aufgeſchlagen. Morgen werden die Häuptlinge zu einem Pow-Wow zuſammentreten. Man ſchlägt mir einen Beſuch des Lagers vor. Für morgen hat auch die ſchöne Welt von Corinna einen Ausflug in die Berge verabredet. Ich werde aufgefordert Theil zu nehmen. Welch glückliches Zuſammentreffen, um ſo mehr, als Pow-Wow und Picknicks hier zu den Seltenheiten gehören. Ein Gentleman, der Herausgeber einer der beiden in Corinna erſcheinenden Zeitungen, überreicht mir das Abendblatt. Mehrere Artikel haben mich zum Gegenſtand. Es iſt ein Bericht über meinen Aufenthalt in Salt-Lake-City, meine angeblichen sayings and doings, natürlich im Geiſte der Corinneſen, das heißt entſchieden anti-mormoniſch. Wahrſcheinlich die verrätheriſche That meines Freundes, des Doktors. Ich proteſtire ein wenig gegen dies Verfahren. Aber man beruhigt mich. „In Corinna", ſagt man mir mit Selbſtgefühl, „haben Sie nichts zu beſorgen von den Würgengeln des Propheten. Sie haben in der Oeffentlichkeit gewirkt; Sie gehören der Oeffentlichkeit an. Geſtatten Sie uns die legitime Neugierde der Zeitgenoſſen zu befriedigen." Der Gong macht der Tertulia ein Ende. Die Hausfrau trägt ein köſtliches Abendmahl auf. So beurtheilte ich es wenigſtens. Allerdings, wer ſoeben den Händen des Hochwürdigen Townſend entrann, iſt leicht zu befriedigen. Unvergleichliche nach Urwald riechende Erdbeeren bilden den Nachtiſch.

Die Mahlzeit dauert nicht zehn Minuten. Alle Gäste ſehen blaß, ſchläfrig und erſchöpft aus.

Der liebenswürdige Wirth hat mir das beſte Zimmer vorbehalten. Es mißt genau ſechs Fuß im Gevierte. Dünne Holzwände trennen mich von den Nachbarn: rechts ein mexikaniſches Ehepaar, links ein chineſiſcher Kaufmann und ſeine Begleiter. Der junge Mexikaner ſingt, ſeine Gemahlin begleitet ihn auf der Guitarre. Falſche Töne kommen da wohl vor; doch ſeien wir nicht zu wähleriſch. Wer nur einſchlafen könnte! Mein anderer Nachbar muſicirt nicht, aber er riecht übel. „John", ſagt der Wirth, — es iſt dies die allgemeine Bezeichnung für die Söhne des Reiches der Mitte, — „John riecht wie alle ſeine Landsleute. Es iſt ein Geruch sui generis, und für Sie eine gute Gelegenheit ſich auf die Reiſen in China vorzubereiten."

Corinna beſteht erſt ſeit vier Jahren. Die Stadt iſt wie ein Pilz aufgeſchoſſen, beſitzt bereits zweitauſend Einwohner und gewinnt zugleich an Bedeutung. Sie verſieht die Vorpoſten der Civiliſation in Idaho und Montana mit ihren Bedürfniſſen. Eine Diligence geht zweimal die Woche nach Virginia-City und Helena; erſtere Stadt iſt dreihundertfünfzig, letztere fünfhundert Meilen von hier gelegen. Unerachtet der ernſten Gefahren und der furchtbaren Mühſeligkeiten der Reiſe ſind dieſe Marterkarren immer überfüllt. Die Güter werden auf Laſtwaggons mit maſſiven Rädern verſandt. Die Spuren der letzteren bilden die ſogenannte Heerſtraße.

In den Gaſſen begegnet man bis an die Zähne bewaffneten Weißen, verkommenen Indianern in Lumpen, die Reſte der Bluſen und Beinkleider, welche der big-father geſchenkt hat; geſchäftigen Chineſen mit klugen Augen und harten, widerwärtigen Geſichtszügen. Kein Ort des äußerſten Weſten gab mir mehr, als dieſe kleine Stadt, einen Begriff deſſen was gewöhnlich border-life genannt wird, und im Grunde nichts Anders iſt als der mate-

rielle Kampf der Civiliſation mit den ungebändigten Naturkräften. Die wundervolle, aber nervöſe und unruhige Thätigkeit der Weißen, die geregelte und ſyſtematiſche der Chineſen, der unverbeſſerliche Müßiggang der Rothhäute fallen hier durch ihren Gegenſatz mehr als irgendwo in die Augen. Im Aeußeren, in ſeinem Weſen und Anzuge iſt der amerikaniſche Grenzer vernachläſſigt, ſchmutzig, ungehobelt; dagegen kleidet ſich der Chineſe ſorgfältig, iſt artig und von ehrbarem Ausſehen; der Indianer das Bild des Elends und der tiefſten Verkommenheit.

Der Handelsverkehr beſchränkt ſich auf Main-ſtreet. Die Häuſer, welche ſie bilden, ſind aus Brettern gebaut. Mehrere haben ſogar nur Wände von Segeltuch. Die anſpruchvollſten thun ſich durch hölzerne Faſſaden hervor, welche die Giebeldächer überragen und wie ſchlecht aufgeſtellte Theaterkouliſſen ausſehen. Vor den Häuſern läuft ein holpriger, bald hoher, bald niederer, oft durchlöcherter Gangweg hin. Die Seitengäßchen, in welchen chineſiſche Weiber hauſen, nicht die Zierden ihres Geſchlechtes, führen direkt in die Wildniß. Dieſe beginnt, wo die Stadt endet. Außerhalb der Stadt einige kümmerliche Gärtchen. Uebrigens nicht Ein Baum! Wüſte, nichts als Wüſte! Nur in der Entfernung, am Fuße der Berge oder auf ihren Abhängen, zeigt ſich, einer Oaſe gleichend, hier und da eine Niederlaſſung der Mormonen.

Corinna liegt nördlich vom Salzſee, in der Entfernung von drei Meilen; eine geringere trennt ſie vom Bear-River und von den hier nackten und häßlichen Wahſatchbergen. Die einzige Anziehungskraft dieſer proſaiſchen und unſchönen Stadt iſt die Ausſicht auf raſchen Erwerb, den ſie ihren Bewohnern zu bieten ſcheint. Am weſtlichen Zugange ſteht eine kleine presbyterianiſche Kirche. Die Epiſkopalen bauen ihr Gotteshaus. Die Katholiken haben bisher weder Kirche noch Prieſter. Die weiße Bevölkerung iſt ein Gemiſch aus den verſchiedenſten Nationen. Deutſche und Irländer ſind beſonders zahlreich. Erſtere und Yankees, meiſt Penſylvaner, ſcheinen obenan zu ſtehen. Im

Ganzen überwiegt der kosmopolitiſche Charakter den amerikaniſchen.

Drei Gentlemen holen mich ab in einem leichten aber ſtark gebauten Char-à-bancs, den ſie um eine fabelhafte Anzahl von Dollars für den Tag gemiethet haben. Wir fahren nach dem Lager der Indianer. Es iſt am Ufer des Bear-River aufgeſchlagen, und die beträchtliche Anzahl der Zelte läßt auf zahlreichen Beſuch ſchließen. In der That ſind mehrere Häuptlinge mit ihren Familien eingetroffen. Andere werden noch erwartet. Alle gehören dem großen, aber ſehr herabgekommenen Stamme der Soſhonen an. Beſprechung ihrer Beſchwerden und Vertheilung der jährlichen Gaben des Präſidenten ſind Gegenſtand der Berathung. Am Saume des Lagers halten junge Burſche die Wache. Weiber und Knaben hüten die Mouſtang, welche auf der ſandigen Ebene weiden. Es ſind kleine, magere Pferde offenbar von guter Zucht; einige von auffallender Schönheit, alle, wie man mir ſagt, kräftiger als ſie ausſehen.

Wir werden in das größte Zelt geführt, wo vierzehn Krieger im Kreiſe ſitzen oder kauern. Der Häuptling allein erhebt ſich, um uns zu begrüßen. Die übrigen bleiben unbeweglich, würdigen uns kaum eines Blickes und bemühen ſich offenbar den Schein von Neugierde oder Verwunderung zu vermeiden. Der Vorſitzende weiſt mir an ſeiner Seite einen Platz an und die einige Augenblicke unterbrochenen Verhandlungen nehmen ihren Fortgang. Die Redner ſprechen langſam und mit klangvoller Stimme. Zuweilen wird man lebhaft, aber ein Blick des Häuptlings reicht hin, um die Aufregung zu beſchwichtigen. Eine dickleibige Pfeife macht die Runde. Sie geht von Mund zu Mund, und ich geſtehe, Bangen überfiel mich, als ſie ſich mir das erſte Mal näherte. Aber, ſei es aus Zartgefühl, ſei es in einer der meinigen ähnlichen Stimmung, meine beiden Nebenmänner reichten ſie ſich über meinen Kopf weg. Ich geſtehe, daß in dem Pow-Wow das Calumet mich am meiſten beſchäftigte. Ich ge-

dachte der Romane Coopers, seiner wilden, urkräftigen aber oft ritterlichen Helden, deren glänzende Thaten leider nicht als Beispiel aber als Legende noch fortleben in der Erinnerung ihrer entarteten Söhne. Ich betrachte diese Leute. Einigen haben Krankheit, andern der furchtbare Branntwein, allen das Elend ihr trauriges Gepräge aufgedrückt, und dennoch gewahrt man noch in den Zügen dieser Unglücklichen die Spur der wilden und männlichen Tugenden ihrer Väter. Wenn sich die Debatte belebte, erkannte ich, für Augenblicke, den Ausdruck von Würde, Selbstgefühl und unbeschreiblicher Trauer. Es war wie eine plötzliche und rasch vorüberziehende Vision: die vom Sturme gefällten, vom Blitz erleuchteten Baumriesen des Urwaldes. Diese Menschen sind sehr zu beklagen. Dem Untergang geweiht, erliegen sie der Krankheit oder dem Laster. Sie haben die Ahnung der nahenden Vernichtung. Sie wissen was sie sind und, um das Elend voll zu machen, sie wissen was sie waren.

... Nessun maggior dolore
Che riccordarsi del tempo felice
Nella miseria.

Wir setzen die Fahrt fort und nähern uns den Bergen. Brigham-City, eine der blühendsten Mormonenstädte, liegt zwischen Feldern und Obstbäumen. Es ist ein kleines Salt-Lake-City: große, lange Baumgänge, die Häuser versteckt hinter den Laubwänden, ein Tabernakel, das Gerichtshaus, einige wenige ansehnliche Gebäude, im Ganzen ein Anstrich von Wohlstand und Heiterkeit, der den Ansiedlungen der Mormonen gewöhnlich fehlt. Ein „Oberst" bewirthet uns mit Milch und Erdbeeren. Das Wahsatchgebirge hat hier seine Schreckniſſe, aber auch seine Schönheit eingebüßt. Es hat sich erniedrigt, und seine ragenden Zinken durch flache Kuppen ersetzt. Magere, staubfarbige Büsche verhüllen nothdürftig die Blößen seiner Abfälle. Ein enger, schlechter Fahrweg führt zwischen Lavablöcken

und längs einem prosaischen aber halsgefährlichen Cañon hin. Endlich erreichen die athemlosen Pferde ein kleines, flaches Hochthal, das Ziel unserer Reise.

Hier hausen Dänen, und ihren Wohnsitz, eine Gruppe armseliger Hütten, haben sie Kopenhagen genannt. Ein Greis bietet uns einen Teller halbreifer Erdbeeren zum Kaufe an, und einer meiner Gefährten ersteht sie für zwei einen halben Dollar. Auf eine Bemerkung über den übertrieben hohen Preis erhielt ich eine Antwort, die mir durch ihre Lokalfarbe auffiel: „In Corinna kosten viel bessere und reife Erdbeeren einen halben Dollar, aber hier in den Bergen ist die Vegetation zurückgeblieben. Es sind Erstlinge. Deshalb kaufte ich sie für meine Frau, der ich ein wohlfeileres Geschenk nicht wohl anbieten kann."

Endlich, nach einigem Suchen, entdecken wir das Rendezvous, ein kleines Gehölz von jungen Ahornbäumen und verkrüppelten Pappeln. Im spärlichen Schatten dieser Bäume kampiren ein Dutzend Männer, etwa eben so viele Frauen, diese in sehr gesuchter Toilette, und an zwanzig Kinder. Jede Familie hat ihren Mundvorrath mitgebracht und bildet eine eigene Gruppe. Den dringenden Einladungen Folge leistend, gehe ich von einer zur andern. Nach dem Imbiß versammeln sich die Männer, improvisiren einen Bar-room, und trinken stehend ihren Sherry-Kobler. Gesprochen wird fast gar nicht. Nur die Kinder scheinen sich zu unterhalten, die Kinder und der Pfarrer der Episkopal-Gemeinde, ein junger kürzlich angekommener Oxonier, ein echter Sohn des fröhlichen Alt-England. In seinen Armen hält und betrachtet er mit den Blicken eines Verliebten ein prächtiges, pausbackiges Baby, das Bild der Gesundheit, der Lohn mütterlicher Vorsorge. Solche Kinder sieht man selten hier zu Lande. Ich plaudere mit dem Papa, der ein Mann von Bildung ist und von Haus aus den höheren Lebenssphären angehört. Er gefällt sich in Corinna! Begreife wer kann. Das ist aber eben das Geheimniß der amerikanischen Luft.

Kopenhagen, obgleich von allen Ansiedlungen die entlegenste und ärmste, besitzt eine Telegraphen-Station. Unterwegs hierher war einer der jungen Leute des Picknicks vom Pferde gefallen ohne Schaden zu nehmen, aber nicht ohne den spöttischen Bemerkungen der Gefährten zu entgehen. Einer von ihnen lief nach Kopenhagen und ließ den Telegraphen spielen. Bei unserer Rückkehr nach Corinna fanden wir bereits den Vorfall mit schauderhaften Einzelheiten ausgeschmückt, unter dem Titel narrow escape in einem der Abendblätter. Der Held des Abenteuers schien sehr geschmeichelt.

Ich habe heute mit vielen Leuten geschwatzt und meine Sammlung von Biographien nicht unbeträchtlich vermehrt. Es wäre Stoff vorhanden zu einer Fortsetzung des Plutarch. Freilich, Alles was erzählt wird, kann nicht für reine Wahrheit gelten, aber eben so wenig für reine Erfindung. Die Thatsachen mögen übertrieben oder entstellt sein; selten sind sie ganz erlogen. Ein nüchtern ausgedrücktes Gefühl ist in der Regel wahr. Dagegen bedürfen die Beweggründe, welche der Erzähler für seine Handlungen angibt, einer kritischen Prüfung. Wenn zum Beispiel ein vierschrötiger Geselle erzählt, er habe einen Nebenbuhler in der Schenke oder an einer Straßenecke mit seinem Revolver niedergeschossen, so bin ich sehr geneigt, ihm Glauben zu schenken. Wenn er aber hinzufügt, er habe hierauf den Schauplatz seiner Thätigkeit aus Gesundheitsrücksichten verlassen, so erlaube ich mir dies zu bezweifeln.

Wer einen Todtschlag, oder noch besser, mehrere am Gewissen hat, besonders wenn die That verübt ward bei hellem Tage und unter den Augen der Mitbürger; wer hierauf dem Arme der Gerechtigkeit zu entgehen wußte, sei es durch List oder Frechheit oder durch Bestechung; wer den Ehrentitel eines sharp erwarb, d. h. von dem es offenkundig, daß er beim Spiel und in Geschäften betrügt, ohne sich je auf frischer That ertappen zu lassen, ein solcher Mann ist was man im äußersten Westen einen Rowdy nennt. Der Schrecken der Haus-

väter, das beneidete Vorbild der männlichen Jugend, erfreut er ſich der beſonderen Gunſt des ſchönen Geſchlechtes. Er iſt nicht nothwendiger Weiſe und für immer ein Böſewicht. Zuweilen beſſert er ſich bis zu einem gewiſſen Grade, und da er Meiſter iſt in der Kunſt Schrecken einzuflößen, ſo geſchieht es häufig, daß er in ſeinem Dorfe die oberſte Gewalt an ſich reißt, und nichts hindert dann, daß er ſie übe bis an das Ende ſeiner Tage, ein Gegenſtand der allgemeinen Verehrung und ein unbeſchränkter Tyrann ſeiner freien Mitbürger. Es iſt dies die Laufbahn vieler Rowdies. Andere, weniger gewandt oder weniger glücklich, beſchließen ihr junges Leben am Galgen oder an irgend einem Baumaſte. Dies ſind die Martyrer, jene die Helden der Civiliſation. In andern Lebenskreiſen geboren, ausgerüſtet mit ſittlichem Ernſt, der ihnen fehlt, mit Thatkraft, Muth, Verſtand und Geſundheit, Eigenſchaften, die ſie meiſt beſitzen, wären ſie wahrſcheinlich nützliche Glieder der Geſellſchaft geworden. Einige von ihnen würden, durch das Schickſal auf eine höhere Bühne geführt, ihre Namen verzeichnet haben in den Annalen der Republik, die ſo reich iſt an großen Ereigniſſen und verhältnißmäßig ſo arm an großen Männern. Aber ſo wie ſie ſind, erfüllen dieſe Abenteurer eine providentielle Sendung. Ihr Daſein iſt nicht zwecklos. Wer die ungezähmte, die wilde Natur zum Kampfe herausfordert, wer dieſen Kampf ſiegreich beſteht, beſitzt offenbar gewiſſe Vorzüge und dieſen Vorzügen entſprechen gewiſſe Fehler. Wenn man zurückblickt, ſo gewahrt man die Wiege aller Kulturvölker umgeben von Giganten, von herkuliſchen Geſtalten, von Weſen voll urwüchſiger Kraft, bereit Alles zu wagen, fähig Alles zu thun, weder zurückſchreckend vor der Gefahr noch vor dem Verbrechen. Die Götter und Helden Griechenlands hatten über Moralität ziemlich weite Begriffe; die Gründer Roms, die Adelantados der Königin Iſabella und Karls des Fünften, die holländiſchen Anſiedler des ſiebzehnten Jahrhunderts glänzten nicht durch ein Uebermaß von Zartgefühl, durch die Verfeine-

rung des Geſchmackes und der Sitten. Was jene waren, ſind im Gewande der Gegenwart, in den Farben der Oertlichkeiten, die amerikaniſchen Backwoodmen und Rowdies unſerer Zeit.

IX.

Von Corinna nach San-Francisko.

Vom 8. zum 10. Juni.

Der Great American Desert. Die Sierra Nevada. — Cap Horn. — Ankunft in San-Francisko.

(8. Juni.) Abreiſe von Corinna kurz vor Sonnenuntergang. Als wir bald darauf den wüſteſten Theil der Wüſte erreichten — er heißt deshalb vorzugsweiſe Great American Desert — war die Nacht hereingebrochen; aber der Mond, gleichſam als wollte er unſer ſpotten, ergoß ſein zauberiſches Licht über die ſchaurige Einöde. Sand und Alkali bedecken den Boden wie mit einem Leichentuche. Hier und da einige Sagebüſche: bald verſchwinden auch ſie. Süßes Waſſer fehlt vollkommen. Durch einen eigenen Zug werden die Bahnhöfe mit ihrem täglichen Bedarf verſehen. In Promontory begegnen ſich die beiden Bahnen: die Union- und die Centralbahn. Doch iſt für beide Ogden als Endpunkt, als Terminus gewählt worden. Auf der Unionbahn (der nach dem Stillen Meere führenden) laufen die Pullman-Kars nur ausnahmsweiſe. Die ſie hier erſetzenden Silberpaläſte (silver-palace-cars) ſtehen in jeder Beziehung weit zurück.

In Kelton verlaſſen mehrere Paſſagiere den Zug, um die Diligence nach Idaho und dem nördlichen Oregon zu nehmen. Auch hier wieder die merkwürdige Erſcheinung, daß unerachtet der Gefahren und Anſtrengungen der Reiſe, dieſe Fuhrwerke ſtets mit Bergleuten, ihren Weibern und Kindern überfüllt ſind. Man wird mir ſagen Auri sacra fames. Zugegeben.

Buchstäblich ist die Triebfeder dieser Menschen Hunger nach Gold. Aber es wirken noch andere Motive: der Wandertrieb und die Nothwendigkeit des Wanderns. Der Wandertrieb ist dem Amerikaner angeboren, dem weißen Stamme sowohl als dem rothen, und wer den Boden dieses Kontinents betritt, wird von ihm ergriffen. Der Amerikaner ist seinem Wesen nach Nomade. Der Indianer läuft den Büffeln nach, der Weiße dem Golde, dem Gewinne. Die Einen und die Andern wollen leben und, um zu leben, müssen sie laufen. Selbst der Landmann verläßt ohne Widerstreben sein Haus und seine Felder, wenn er anderwärts mehr zu gewinnen hofft. Jene, welche nicht persönlich den Ort wechseln, vertauschen mit größter Leichtigkeit Stand und Beschäftigung. Auch eine Art von Lokomotion! Alles bewegt sich, Alles wechselt den Platz, Alles stürzt vorwärts, goes ahead, ohne Rücksicht auf Hinderniß und Gefahr. Nicht als ob der Amerikaner aus anderem Stoffe gebildet wäre als wir. Er hält eben so sehr an seinem Leben und liebt keineswegs es bloßzustellen; aber seine Sendung ist vorzubringen und er erfüllt sie. Er gleicht hierin dem berufstreuen Arzte, den Typhus und Cholera nicht abhalten die Spitäler zu besuchen, der aber doch Gott dankt, wenn die Seuche erloschen ist.

(9. Juni.) Es graut der Morgen; die Gegend zeigt sich etwas minder entsetzlich. Seit zwei Stunden sind wir im Territorium von Nevada. Ein einzelner Fels erhebt sich zwei- bis dreitausend Fuß über den Boden. Er heißt der Pilot, weil er den aus dem American Desert kommenden Karavanen den Weg nach dem Humboldtflusse wies, wo sie das erste trinkbare Wasser fanden.

Die Bahn führt durch den Engpaß der Cedern und steigt sodann in das Thal des Humboldt hinab, der bei den Cedern entspringt und langsam westwärts fließt. Auf seinem ganzen Laufe — einer Strecke von dreihundertfünfzig Meilen — folgt

die Bahn seinen Ufern. Vom Morgen zum Abende sehen wir seine grünen Wasser zwischen ärmlichen Weiden dahin rieseln. Feiner alkalinischer Staub erfüllt die Luft, dringt in die Nasen und Ohren der Reisenden, verursacht Niesen und Kopfschmerz.

Weiter hin nach Westen verliert die Landschaft ein wenig von ihrer Eintönigkeit. Der Blick streift über niedere Felsufer, über unermeßliche, unbebaute baumlose Ebenen. Am Horizont zeigen sich schneebedeckte Zacken, die Gipfel hoher Berge, welche aber Hügeln gleichen, denn die Bahn hat hier eine Höhe von fünf- bis sechstausend Fuß über dem Meere erreicht. Wie in den Rocky-Mountains ist die Aehnlichkeit mit der römischen Campagna auffallend. Der Boden ist steiniger geworden und die Plage des Staubes geringer.

Hitze und unerträgliche Ausdünstungen vertreiben mich aus dem Innern des Silber-Palastes. Meiner Gewohnheit nach sitze ich auf den Stufen der Plattform und athme mit vollen Zügen die frische und elastische Luft der Hochebene. Die Felsketten, an denen wir in geringer Entfernung vorüberfahren, sind reich an kostbaren Metallen. In Palissade-Station sehen wir eine ungeheure Masse Silberklumpen aufgehäuft. Sie bilden zwei hohe Mauern und harren der Verschiffung auf der Bahn. Schätze in der Wüste! Das sieht aus wie ein Märchen aus Tausend-und-Einer-Nacht. Daneben die äußerste Prosa des alltäglichen Lebens. Dieser bunte Wechsel ist eben der Reiz des far West. Auf allen Haltestellen finden wir eine Menge Indianer und Chinesen. Einige Weiße, die von den Minen kommen oder dahin gehen, vervollständigen das seltsame Bild, welches sich auf allen Stationen wiederholt, so wie sich zwischen diesen die Aussicht nach dem Flusse wiederholt, nach der öden Ebene, nach den weißen Federbüschen der Berge. Einförmig wenn man will, aber großartig, wildschön, häufig malerisch. Meine Reisegefährten bestreiten dies, aber Künstler würden mir Recht geben.

Zwei oder drei Wagen unseres Zuges sind von Truppen der Vereins-Staaten besetzt. Sie begeben sich eilends über San-Fran-

cisko nach Arizona, wo, wie erwähnt, die Apaches ſeit mehreren Wochen mit Feuer und Schwert wüthen. Dieſe Soldaten ſind gut bewaffnet und bekleidet, und haben ein kräftiges Ausſehen. Auf einer der letzten Stationen wurde ein junger Chineſe ihrer Hut anvertraut. Als ich an dem Gefangenen vorüberging, fiel mir die Bläſſe ſeiner Züge auf. Wenige Augenblicke darauf ſprang der Unglückliche aus dem Fenſter, entweder die Flucht verſuchend oder um ſich zu tödten. Der Zug hielt an und man fand alsbald ſeinen verſtümmelten Leichnam. Der traurige Zwiſchenfall war in Aller Munde. Aber mit welcher kaltblütigen Gleichgültigkeit man ihn beſprach! Einige fanden ihn ſogar ſpaßhaft und machten Witze. Ich verhehlte nicht mein Befremden. „Es war ja doch ein Menſch", ſagte ich. — „Nein, es war ein Chineſe." Ein Andrer meinte: „Ein Chineſe weniger im Lande! das iſt Alles. Warum davon ſo viel Aufhebens machen? bleiben ihrer ja doch genug übrig."

Während der Zug anhielt, hatte ich an meinen Bankier in San-Francisko telegraphirt, um mir Wohnung zu beſtellen. Einige Stunden darauf bekam ich Antwort. Mit Hülfe der Fahrordnung hatte mein Korreſpondent berechnen können, wohin er ſie zu richten habe, und der Vorſtand des Telegraphenbüreaus wußte mich, während eines Aufenthaltes von wenigen Minuten, unter mehr als hundert Paſſagieren zu entdecken. Ihr Herren Telegraphiſten in Europa, wärt ihr im Stande oder vielmehr geneigt ein ähnliches Kunſtſtück auszuführen?

Bei hereinbrechender Nacht erſcheint zu unſerer Linken, unweit der Bahn, ein See oder vielmehr eine rieſige Pfütze. Sie iſt fünfunddreißig Meilen lang und zehn breit. In dieſer von ſeinen eigenen Waſſern gebildeten Lache gibt ſich der Humboldt den Tod. Es iſt ſein sink.

Wir befinden uns nun in dem großen Becken der californiſchen Wüſte: einem ungeheueren Streifen ſandigen Bodens, der zwiſchen den öſtlichen Abfällen der Sierra Nevada und den niedrigen Felsketten im Weſten von Utah dahin ziehend mit

ſeinen Enden nördlich in Oregon, ſüdlich in Arizona ausläuft. Dieſe Wüſte empfängt, ſaugt ein und verdunſtet in ihrem glühenden Schoße die Flüſſe und Bäche, die ihr die Berge zuſenden und welche, wegen der keſſelförmigen Vertiefung des Bodens zwiſchen dem californiſchen Hochgebirge und den Wahſatchmountains, nirgend einen Abfluß finden. An der langſamen Bewegung des Zuges, an der kühlen Bergluft erkennen wir ungeachtet des nächtlichen Dunkels, daß die erſten Stufen der Sierra Nevada erſtiegen ſind.

(10. Juni.) Um ein Uhr Morgens überſchreitet der Zug die Grenze von Californien. Die Station heißt Verdi. Einer der Reiſenden, ein Commis-Voyageur aus Hamburg, ein Zukunftsmuſiker, geräth darüber in die äußerſte Entrüſtung und verlangt, daß ſie Wagner getauft werde. Die etwas geſchmackloſe und nicht immer taktvolle Benennung neu entſtehender Städte oder, in Europa, neuer Straßen mit berühmten Namen, deren Träger mit der Oertlichkeit in keinem Zuſammenhange ſtehen, ſcheint mir wenig empfehlenswerth. Die illuſtren Männer, welche ein muſikaliſcher Ingenieur, ein poetiſcher Baumeiſter, philoſophiſche Stadträthe in dieſer Weiſe zu ehren gedenken, werden leicht der Gegenſtand unehrerbietiger Witze. Jedenfalls verſetzt man ſie in die Lage von Eindringlingen, denn die Paſſanten fragen ſich unwillkürlich: „Wie kommt der Mann hierher?“ In den Vereinsſtaaten beginnt man dies zu fühlen und für die neuen Städte die indianiſchen Namen der Oertlichkeit zu wählen.

Die Bahn ſteigt raſch aufwärts, windet ſich, oft in ſehr kleinen Kurven, längs den Abfällen des Gebirges hin, durchzieht dichte Wälder, erreicht ihren höchſten Punkt in Summit, Station*) am Kamme der Sierra. Ringsum ſchwarze Granitfelſen, die Zinnen der hohen Mauer; weiter unten — wir ſteigen bereits hinab — ſanfte Abfälle von prachtvollen Bäumen

*) 7007 Fuß. Der Höhenpunkt der Central-Bahn, Sherman, liegt 8242 Fuß über der Meeresfläche.

beſchattet, aber an vielen Orten von weißen Linien durchzogen; es ſind die vertrockneten Betten künſtlicher Gießbäche, das Werk der Goldwäſcher, denn ſchon ſind wir in Eldorado. Eine zweite niedrigere Kette hemmt den Blick nach den californiſchen Ebenen. Ein Wirrſal von geſtreckten und abgerundeten bläulichgrünen Bergkämmen umgibt uns. Alles iſt anders als im Innern des Kontinentes; ſelbſt die Luft. An die Stelle der über- oder unnatürlich ſcheinenden Durchſichtigkeit, welche alle Entfernungen für das Auge aufhebt, tritt der blaue, duftige Himmel Andaluſiens. Im Widerſpruche mit ihrem Namen zeigt die Sierra Nevada nur wenig Schnee, höchſtens hier und da einen blumenbekränzten weißen Fleck. Der Zug gleitet raſch hinab; meiſt Abgründen entlang, faſt immer in Gallerien, die aus eng an einander gereihten Balken beſtehen und die Bahn gegen Schneeverwehung ſchützen ſollen. Dieſe etwas ſchwachen, gegen wahre Lawinen gewiß ganz ohnmächtigen Gänge verhindern die Fernſicht, aber auch den Blick in den Abgrund. Sie berauben den Reiſenden um einen Genuß, aber ſie erſparen ihm auch eine Gemüthsbewegung.

Weiter unten ändert ſich die Scene Wie reizend iſt doch der Anblick des Städtchens Dutchflat. Jedes Haus verſteckt in einem Garten. Wilder Wein umrankt die Cottages. Fruchtbäume, jetzt wie beſchneit von Blüthen, bilden die Stadtmauer. Blumenbeete ſpenden Wohlgerüche. Kryſtallhelle Bäche durchrieſeln die Wieſen. Aber dies irdiſche Paradies wird nicht von Hirten und Hirtinnen bewohnt. Nichts iſt weniger paſtoral, nichts weniger im Einklange mit dem idylliſchen Anſtriche des Ortes als die rohen Abenteurer, die dort hauſen.

Zwiſchen Dutchflat und Goldrun iſt der Boden von Gräben und Rinnen durchfurcht. Die hydrauliſche Methode iſt bekannt. Von den Berghöhen werden Waſſerſäulen in die Tiefe geleitet und gegen die mineralhaltigen Erdſchichten gerichtet. Der Stoß erfolgt mit ſolcher Gewalt, daß Felsblöcke, Thon- und Erdlager in wenigen Augenblicken losgeriſſen und fortgeſchwemmt werden

worauf man die goldhaltigen Brocken in die Flumes leitet und die Waſchung vornimmt.

Bald darauf erreichen wir Cap Horn. Der Reiſende hat hier die angenehme Senſation, am Rande eines zweitauſend Fuß tiefen Abgrundes zu ſchweben. Man rühmt dieſe Bahnſtrecke als das non plus ultra der Beſiegung von Terrainſchwierigkeiten. Ich glaube aber, unſere Ingenieurs haben am Semmering und Brenner Größeres und Beſſeres geleiſtet. Die Schreckniſſe der Fahrt über dieſe Stelle rühren weniger von der Beſchaffenheit des Ortes her, als von der Fehlerhaftigkeit des Baues. Die Neigung der Bahn iſt nämlich ſo groß, daß die Raſchheit des Niederfahrens nicht vom Willen des Maſchinenführers abhängt, ſondern vom Gewichte des Zuges. Ueberſchreitet letzteres ein gewiſſes Maß, ſo erweiſt ſich die Kuppelung der Räder als unwirkſam. Gegen dieſe Gefahr ſuchte man bisher vergebens Abhülfe. Die Mechaniker, die Kondukteure, ſämmtliche Beamte der beiden Pacifiklinien thun ihre Schuldigkeit gewiſſenhaft, und unterſcheiden ſich hierdurch auf das Vortheilhafteſte von ihren Amtsgenoſſen jenſeits des Miſſouri. Auch ſind Unfälle ſelten. Es iſt dies, nach der Meinung der Sachverſtändigen, das Verdienſt des Bahnbetriebes und nicht der Erbauer der Linie. Doch muß hierbei wohl auch die geringe Anzahl der Züge in Betracht kommen.

Wir fahren mit großer Schnelligkeit abwärts; meiſt zwiſchen waldigen waſſerreichen Anhöhen. Hier und da gewahrt man die Hütten von Chineſen. Dieſe Leute ſuchen die von den Weißen verlaſſenen Placeres auf und, Dank ihrer Geduld und Ausdauer, machen dort meiſt eine mehr oder minder ergiebige Nachleſe. Wir ſahen einige bei der Arbeit. Sitzend, die Füße im Waſſer, wuſchen ſie Gold. Keiner fand Zeit ſich nach dem vorbeirauſchenden Zuge auch nur umzuſehen. Dieſe ganze Gegend zeigt, in Folge des hydrauliſchen Verfahrens, die Spuren der Verwüſtung.

Endlich verlaſſen wir die Berge. Die californiſche Ebene,

schon vergilbt durch die erste Hitze eines mexikanischen Sommers, besäet mit schwarzen Punkten — sie werden, in größerer Nähe gesehen, zu prachtvollen Eichen — später baumlos aber belebt durch Dörfer und Flecken, welche ein Gürtel von Gärten und Feldern umgibt, diese Ebene breitet sich vor uns aus wie ein ungeheurer Teppich von Goldstoff. In der Luft flattern durchsichtige Nebelstreifen; sie mildern den Glanz der Sonne und werfen über den leuchtenden Hintergrund ihre leichten Schleier. Gerade vor uns zieht sich, von Nord gegen Süd, ein licht blaues Band. Es ist die Mittelkette, welche Californien seiner ganzen Länge nach in zwei Hälften theilt. Einige Stunden später haben wir sie erreicht. Jetzt windet sich der Zug durch ihre Schluchten. Dichtes Gebüsch zieht sich hinauf, Chaparrales, Manzanitas, glänzende Büsche, glänzend trotz der dichten Staubschichte, die sie bedeckt. Fast unter den Rädern unserer Waggons rauscht der schmutzige Fluß. Schon haben wir die jenseitige Ebene erreicht; auch sie ist im Westen durch eine niedere Felskette, das Küstengebirge, die Coast-Range begrenzt. Die letzte Gemüthserschütterung harrt des Reisenden, der den amerikanischen Kontinent durchflogen hat, beim Uebergange des American-River auf einer endlosen wankenden Holzbrücke, unweit Sacramento-City.

Man zeigt uns am Horizont eine kleine graue Wolke. Es ist San-Francisko. Nicht die Stadt, sie bleibt unsichtbar, aber die düstere und kalte Nebelschichte, die sie in den Sommermonaten umhüllt. So wären wir denn dem Ziele nahe. Plötzliche Ungeduld bemächtigt sich der Reisenden. Endlich, gegen fünf Uhr, hält der Zug unweit Oakland, am Ufer der Bai und gegenüber der Stadt San-Francisko. Wie durch einen Zauberschlag ändert sich hier die Scene. Die Sonne hat sich verfinstert; der Himmel ist schwarz, die Luft undurchsichtig geworden. Schwere Wolken verhüllen die Scheitel der den Golf umschließenden Anhöhen. Von San-Francisko sieht man nur die im Hafen liegenden Schiffe und die Häuser der unteren Stadt, wie man auf der

Bühne bei kaum gehobenem Vorhange nur die Füße der Schauspieler gewahrt. Es ist plötzlich sehr kalt geworden. Ein eisiger Wind bläst aus Nord-West. Von achtundzwanzig und dreißig Graden Reaumur ist die Temperatur auf vier oder fünf gesunken. Binnen wenigen Minuten fühlen wir uns aus den Tropen in den Norden versetzt, nach Liverpool oder Glasgow an einem häßlichen Novembertag.

Von den Waggons zum großen Dampfer, der uns nach dem jenseitigen Golfufer bringen soll, sind nur wenige Schritte. Aber diese kurze Strecke wird im Sturmlauf zurückgelegt. Ein jeder ergreift seinen Sack, seine Frau, seine Kinder, wenn er deren hat, und ohne ein Wort des Abschiedes zu verlieren an die Gefährten, mit denen er die Gefahren und Mühseligkeiten der Reise von einem Ocean zum andern getheilt, stürzt er auf die Brücke, die zum Steamer führt. Da Oakland ein beliebter Sommeraufenthalt ist, so sind diese schwimmenden Paläste zuweilen überfüllt. Die durchdringende Kälte gestattet heute nicht am Decke zu verweilen. Alles eilt nach dem geräumigen, durch große Oefen geheizten Saal im ersten Stock. Damen in prächtigen Pelzen und reichen Toiletten nehmen die Lehnstühle und Bänke ein. Die Männer im Puncho oder Winterpaletot stehen in Gruppen. Die ganze Gesellschaft hat ein kosmopolitisches Gepräge.

Ich lande am jenseitigen Ufer, fahre im scharfen Trab durch menschenleere, düstere Straßen, erreiche endlich das Occidental Hotel, wo man mir ein hübsches Appartement anweist, gut geschlossen, gut beleuchtet und, was die Hauptsache, gut geheizt; denn der Winter, der wahre Winter, ist hier in seine Rechte getreten. Zwar schneelos, aber strenge herrscht er während der Monate Juni, Juli und August, auf ein paar Meilen Entfernung von dem wahren, dem strengen, dem semi-tropischen Sommer Mexikos.

III.

San-Francisko.

Vom 10. zum 13. und vom 22. Juni zum 1. Juli.

Entſtehung der Stadt. — Die Pionniere. — Herrſchaft der Pikes. — Der Ueberwachungsausſchuß. — Handel und Gewerbe. Wells und Fargo. — Wachſende Reaktion gegen die Goldſucher. — Lage, Klima und Phyſiognomie der Stadt. — Ihre Bewohner. — Ihr kosmopolitiſcher Charakter. — Ein deutſcher Haushalt. — Das Chineſenviertel. — Mißhandlung der Chineſen. — Die Jeſuitenkollegien. — Cliffhouſe.

Zur Zeit der Entdeckung der Goldlager war die Miſſion von Dolores ein Trümmerhaufen. Franciskanermönche hatten ſie gegründet*), und verlaſſen als Mexiko ſich von Spanien losriß. Neben dem Kloſter ſtand zum Schutze der Miſſion das Preſidio, ein kleines, auf Befehl Seiner Katholiſchen Majeſtät erbautes Blockhaus. Auch die mexikaniſche Regierung unterhielt dort eine kleine Beſatzung. Einige wenige Canoes beſchifften damals die ſtillen Waſſer des Golfes, der, ſo wie das Preſidio, den Namen des Ordensſtifters trug. Wilde Thiere und indianiſche Jäger durchſtreiften die mit Urwäldern bedeckten Berge, die das Becken begrenzen, aber auf den nächſten Hügeln ſah man bereits Spuren des Feldbaues. Dort wohnten Eingeborene, welche die Mönche getauft und bis zu einem gewiſſen Grade civiliſirt hatten. Als im Jahre 1849 das californiſche Fieber in Miſſouri, in New-York, Boſton und allen großen Städten des Oſtens herrſchte, und die erſten Goldſucher auf dem verlaſſenen Geſtade erſchienen, beſtand San-Francisko aus vier Häuſern. Heute zählt die junge Königin, the Queen-City, gegen hundertvierzigtauſend Einwohner. Sie verdankt der Entdeckung der Goldlager ihre Entſtehung und ihr raſches Wachsthum. Aber ihr bereits beträchtlicher Handel, die Urbarmachung

*) 1777.

des Bodens, der Ackerbau, welcher hoffentlich bald den Bergbau und die Goldwäscherei verdrängen wird, ihre noch in der Kindheit befindliche, aber viel verheißende Gewerbthätigkeit bilden die wahren Elemente ihres Reichthums, ihrer künftigen Größe und Macht.

Alles ist hier jung: die noch jungfräuliche Natur; die Häuser, deren früheste nicht zwanzig Jahre, die Einwohner, deren älteste nicht über fünfzig zählen. Unter letzteren fallen als wandelnde Ruinen die Patriarchen auf, die Männer der frühen Tage, die Pionniere, wie sie sich selbst nennen. Sie waren Zeugen der Geburt dieser Metropole. Sie haben jene vier Häuser bewohnt, oder unter dem Sternenzelt geschlafen, neben den verlassenen Kanonen des verfallenen Presidio. Heute sind sie halbe Greise; denn in Californien wird rasch gelebt. Das graue Haupthaar, der weiße Bart gibt ihnen ein ehrwürdiges Ansehen. Ihre Reihen lichten sich. Viele sind gestorben, meist in Armuth; äußerst wenige haben ihr Glück gemacht, und nur wenige sind mit einem kleinen Vermögen heimgekehrt. Die, welche ich sah, schienen nichts weniger als wohlhabend zu sein. Und doch war ihr Leben dem Golddienste geweiht. Sie haben dem edlen Metalle im Steingerölle der Cañones nachgespürt, es aus dem Sande gewaschen, den Eingeweiden der Erde entrissen. Massenhaft lief es durch ihre Hände, aber wenig oder nichts blieb in denselben zurück. Diese Männer erinnern an die Fabel vom alten Löwen, der die Zähne verloren hat. Die Jahre, Entbehrungen, Krankheit haben den Glanz ihrer Augen getrübt, aber dennoch sieht man was sie waren: verwegene Abenteurer, verschmitzte Gesellen. Auch ihre Gesichtsfarbe ist nicht die reinste. Wind, Sonne und Branntwein haben sie gefärbt. Aber unerachtet der abgenützten Kleider, der spärlichen Mahlzeiten, der erlebten Mühseligkeiten, unerachtet der Kränkungen und Enttäuschungen einer verfehlten Existenz sind sie nicht zu Menschenfeinden geworden. Ihre Züge verrathen vielmehr einen tüchtigen Vorrath kaustischer Gemüthlichkeit; ihr

unbefangenes Weſen, das Selbſtgefühl, welches Alter und Erfahrung geben, ja ſogar einen gewiſſen Anſtrich von Würde. Die hohe Meinung, welche ſie von ſich ſelbſt beſitzen, hält ſie aufrecht. Sind ſie nicht die Erſten geweſen, welche den koſtbaren Boden betraten? Haben ſie nicht ſeine Schätze entdeckt, hierdurch die Menge herbeigezogen, den gegenwärtigen Reichthum der Stadt begründet, den noch größeren der Zukunft vorbereitet? Dieſe Männer fühlen ſich, und wer könnte ihnen dies verübeln? Ich ließ mir von ihnen die Geſchichte San-Francisko's erzählen. Es iſt zeitgenöſſiſche Geſchichte, denn ſie reicht nicht über die letzten zwanzig Jahre hinaus; aber dieſe zwanzig Jahre könnten für Jahrhunderte zählen, und dieſe Männer ſind es, welche die Saat geſtreut, die junge Pflanze wachſen ſahen, bis ſie ſich zu einem prachtvollen Baume entwickelte. Gewiß all' dies iſt nicht ihr Werk, aber einen Theil des Erfolges dürfen ſie ſich zuſchreiben. Erſt ſeit ich dieſe neuen Romuluſſe ſprechen hörte, begreife ich die Gründung Roms: die ungezügelten Leidenſchaften der Abenteurer, welche die Grenzmarken ausſteckten und ſchon den Grundſtein mit Bruderblut begoſſen; welche unter ſich in Kampf geriethen, während ſie noch zu kämpfen hatten mit den Thieren der Wildniß und den ungezähmten Kräften der Natur. Die Einzelheiten, welche Livius als ſeines Griffels unwürdig verſchmähte, ich fand ſie in den Erzählungen der Stadtgründer von Friſko.*)

Die erſten fünf oder ſechs Jahre nach Entſtehung der Stadt bilden die Epoche des Krieges Aller gegen Alle, bellum omnium contra omnes. Friſko ſah damals aus wie alle im Entſtehen begriffenen Städte dieſes Kontinents: eine oder zwei Straßen; die Häuſer von Brettern, Balken und Leinwand; einige große, pomphaft ſein wollende Gebäude, nämlich die Wirthshäuſer; dann Spielhöllen und verrufene Orte. In den Placeres Arbeit bis zur Erſchöpfung; in der Stadt ununter-

*) Friſko iſt die übliche Abkürzung von San-Francisko.

brochene Orgie; hier und dort Raufhändel, Todtſchlag und Mord. Branntwein und Blut floſſen in Strömen. Es war eine Hölle, aber nicht die Hölle des Dante, ſondern der Brüder Breughel, deren einer Orgien von Bauern malte, der andere Teufeleien, wie ſie nur das Gehirn eines holländiſchen Meiſters im ſiebenzehnten Jahrhundert hervorbringen konnte. Es war das Höchſte geleiſtet im Niedrigſten, das Entſetzlichſte im Grotesken.

Die erſten Ankömmlinge waren Leute aus Miſſouri, damals noch einem Sklavenſtaate, und zwar dem einzigen des Weſtens. Bekanntlich zog er ſeine Bevölkerung aus den Südſtaaten, daher die verwandten Zuſtände. Die Miſſourimen waren zu Lande durch die Wüſte gezogen, und hatten die Erſten, von den Goldlagern Beſitz genommen. Später kamen die Brüder aus den Oſtſtaaten an. Sie hatten das Cap Horn umſchiffen müſſen, da die Verbindung über Panama noch nicht beſtand, und waren ſechs, acht, zwölf Monate unter Segel geweſen. Aber bald erwieſen ſie ſich als furchtbare Nebenbuhler der Miſſouriſchen Brüder. Zu der Gegnerſchaft, welche in der alten Welt, nämlich in der alten Welt von Amerika, zwiſchen dem Yankee und dem Südländer von jeher beſtand, trat nun der Brotneid. Unter dem Geſichtspunkte der Sittlichkeit betrachtet, hielten ſie ſich die Wage. Aber die Einwanderung aus Neu-England währte fort, die aus Miſſouri gerieth in Stockung. Nach fünfjähriger Anarchie, von der es ſchwer iſt ſich eine Vorſtellung zu machen, welche aber den materiellen Aufſchwung der Stadt merkwürdiger Weiſe nicht hemmte, waren die Männer aus dem Norden bedeutend angewachſen; bald fühlten ſie ſich entſchieden die Stärkeren. Da bildeten ſie den berühmten Ueberwachungsausſchuß. Wer einen Todtſchlag begangen, oder auch nur durch ſeinen Lebenswandel zu dem Verdachte Anlaß gab, wurde, beſonders wenn er ein Mann aus dem Süden war, vor den Ausſchuß gebracht und ohne weitere Procedur an dem erſten Baum aufgeknüpft, morto popolarmente, wie Macchiavel geſagt hätte. Mit der Einſetzung dieſer unregelmäßigen, parteiiſchen

und willkürlichen Gerechtigkeitspflege beginnt die Gründung neuer, mindeſtens erträglicher Zuſtände. Männer der Unordnung von geſtern hatten ſich in Richter umgewandelt und fanden an der Ordnung Gefallen. Sie ſtellten ſie her bis zu einem gewiſſen Grade, und Jedermann befand ſich dabei beſſer.

Hier beginnt die zweite Epoche.*) Die Herrſchaft der Pikes war in Folge der ſummariſchen Hinrichtungen für immer vorüber. Die Mitglieder des Ueberwachungsausſchuſſes beſaßen Takt und Verſtand genug, um ihr Comité gutwillig aufzulöſen und regelmäßigen Gerichtshöfen zu weichen. Aber noch ein anderer Umſchwung ging allmälig vor ſich. In der erſten Zeit ſtrömte Alles nach den Minen. Man glaubte Californien ſei ein einziges ungeheures Lager von pur eitlem Golde. Man habe nur die Hand auszuſtrecken, um es zu ergreifen und heim zu tragen. Die Enttäuſchung ließ nicht auf ſich warten, und endlich lernte man einſehen, daß das geſuchte Gold ſich nicht nur in den Placeres vorfand. Man entdeckte ſogar, daß andere Beſchäftigungen größeren Ertrag gäben als die Goldgräberei, vorausgeſetzt, daß zwei dem Lande fehlende Artikel eingeführt würden: Kapital und Ehrlichkeit. Männer, die beides beſaßen, kamen allmälig nach Californien und ließen ſich in San-Francisko nieder. Nach den Abenteurern anſtändige Leute; nach der Anarchie verhältnißmäßige Bürgſchaft für Leben und Eigenthum. Alſo Ordnung, Sicherheit, Ehrbarkeit, allerdings nur im californiſchen Sinne, welcher nicht ganz unſeren Begriffen entſpricht. Die Ordnung ſchloß noch nicht die Nothwendigkeit des Revolvers aus, und die neu eingebürgerte Ehrlichkeit noch nicht gewiſſe, hier zu Lande in den Geſchäften nöthige Vorſichtsmaßregeln, welche, in der Londoner City und ſogar in Wallſtreet, dem, welchem ſie gelten, die Schamröthe in das Geſicht treiben würden. Aber der Fortſchritt war darum doch ein außerordentlicher, und dieſe heilſame Bewegung ſcheint noch

*) 1855 und 1856.

fortzuwähren. Wie durch Zauberei erſtand eine neue Klaſſe von Männern. Sie bildete ſich meiſt aus friſchen Ankömmlingen welche Geldkräfte mitbrachten und aus einigen wenigen Pionnieren, die, bereichert in den Placeres, nunmehr in den Schoß der geſitteten Geſellſchaft zurückkehrten. Es waren und ſind wirkliche Geſchäftsmänner. Sie ließen ſich in Montgomery-Street nieder, drängten allmälig die Goldſucher in den Hintergrund, und bethätigten in allen ihren Unternehmungen einen ſeltenen Verein von Schlauheit, Verwegenheit und Takt. Sie errathen, ſo zu ſagen, die Geſchäfte; ſehen ſie wie in einer Viſion, jagen ſodann dem Geſichte nach, und verwirklichen meiſtens das Ideal ihrer kühnen Träume. Es ſind große Kaufherren; aber Geſchäftsleute aus Europa und ſelbſt aus New-York, welche mit ihnen zu verhandeln haben, werden gut thun ſich zu ſagen: unſere hieſigen Geſchäftsfreunde ſind mindeſtens von unſerem Kaliber, jedenfalls gewandter als wir, und ihre Begriffe über die Grenzlinie zwiſchen Erlaubtem und Unerlaubtem minder ſtreng als die unſrigen.

Dieſe Männer haben mehrere Geſellſchaften und Privatbanken gegründet, deren Verzweigungen ſich über den Erdball ausbreiten: nach London, Shanghai, Hongkong, Kalkutta und Bombai. Eine der bedeutendſten Kompagnien ſind Wells und Fargo. Ihre vielfältige Thätigkeit umfaßt die verſchiedenſten Zweige und dehnt ſich über die ganze Weſthälfte des Kontinents aus, von den Rocky-Mountains bis an das Stille Meer, von brittiſch Columbien im Norden bis an die Grenze von Mexiko im Süden. Ihren Agenten begegnet man allenthalben. An dem entlegenſten Punkte der Bergwerksdiſtrikte, da, wo immer Anſiedlungen von Weißen beſtehen, findet man gewiß ein hübſches, nettes Häuschen mit der Aufſchrift: Wells, Fargo und Cie. in rieſigen Buchſtaben. Wells und Fargo ſind die Bankiers der Pflanzer, der Backwoodmen, der Miners, der kleinen Städte, die entſtehen und vergehen je nach den Bedürfniſſen des Tages. Ein Hauptzweig ihrer Thätigkeit iſt die Verſendung von Briefen

und Packeten. Zu diesem Ende kauft die Gesellschaft von der Postverwaltung Briefumschläge und Briefmarken, versieht sie mit ihrem eigenen Stempel und verkauft sie dann an das Publikum. Dieses findet in der größeren Sicherheit und Regelmäßigkeit der Beförderung reichlichen Ersatz für die kleine Mehrausgabe. Bis in die letzten Jahre war der Geschäftsbetrieb von Wells und Fargo in stetiger Zunahme begriffen. In Folge der Eröffnung der Pacifikbahn ist allerdings eine Abnahme eingetreten; aber ihre Diligencen und Lastkarren versehen nach wie vor den Dienst zwischen den Hauptpunkten in Idaho, Montana und den Pacifikstaaten, von Olympia bis Los-Angeles und San-Diego. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß beinahe sämmtliche Aktien dieser Gesellschaft in den Händen der großen Geldmänner von New-York sich befinden. Auch englische Kapitalien suchen mehr und mehr in californischen Unternehmungen eine Anlage. Letztere werden also nicht mit californischem Golde genährt, welches vielmehr nach dem Auslande, insbesondere nach England ausgeführt wird. Interessant aber schwierig wäre es das Verhältniß zu ermitteln zwischen dem Werthe der exportirten edlen Metalle und dem Betrage der aus dem Auslande zuströmenden Kapitalien.

Die Industrie ist in stetigem Aufschwunge begriffen. Den wichtigsten Zweig bilden die Wollmanufakturen; die zahlreichen Heerden liefern den Stoff. Auch gute Maschinen werden erzeugt, desgleichen Schuhwerk, ein ganz neuer Fortschritt. Die Seidenindustrie verspricht gute Resultate; am meisten sind die Baumwollfabriken zurück. Alles in Allem scheint der Gewerbthätigkeit eine große Zukunft bevorzustehen. Weder Kapital noch Arme fehlen, denn die in immer größerer Zahl herüberkommenden Chinesen sind treffliche Arbeiter. Sehr gesucht sind sie in Baumwollmanufakturen. Man zählt dort bereits zwei Gelbe auf einen Weißen, in manchen Fabriken arbeiten nur Chinesen. Wie der Kaufmann, zeichnet sich auch der Industrielle hier zu Lande durch die Kühnheit seiner Unternehmungen.

durch den weiten Geſichtskreis, durch die Bereitwilligkeit aus immer mit Aufgebot aller Kräfte einzutreten, und ſomit in kurzer Friſt große Ergebniſſe zu erzielen. Man möchte faſt meinen, die Großartigkeit der Natur theile ſich den Menſchen mit; und dies iſt vielleicht einer der mächtigen Reize dieſes merkwürdigen Landes.

Sein wahrer Reichthum iſt nicht das Gold, das es in ſeinem Schooße birgt, ſondern die Fruchtbarkeit ſeines Bodens. Wenn die mir vorliegenden ſtatiſtiſchen Angaben richtig ſind, ſo wäre bisher der ſechſte Theil ſeiner Ackergründe urbar gemacht. Getreide iſt und wird immer das Haupterzeugniß ſein. Schon jetzt iſt man im Stande, den eigenen Bedarf zu decken und beträchtliche Ladungen von Mehl nach Mexiko, Japan und China zu verſchiffen.

Das beſte Erträgniß gibt die Gärtnerei. In einzelnen Gegenden gewähren Obſtbäume und Gemüſegärten einen fabelhaften Gewinn. Auch Weinbau wird getrieben; ich hörte aber californiſche Weine mehr rühmen als ich ſie trinken ſah; und ich bezweifle, daß ſie je, ſelbſt hier im Lande, mit dem franzöſiſchen Weine vortheilhaft konkurriren werden. Allenthalben der Bahn entlang, welche, jetzt im Bau begriffen, die Bai von San-Francisko mit Portland verbinden wird, ſteigt der Werth des Bodens in unerhörter Weiſe.*)

Je größeren Aufſchwung Ackerbau, Handel und Gewerbe nehmen, deſto lauter werden die Einwürfe gegen die Ausbeutung der Goldlager. Ich war oftmals Zeuge ähnlicher Erörterungen und hörte ſogar die etwas paradox klingende Behauptung aufſtellen: die Koſten überſteigen die Ausbeute, und

*) Ich gebe die Ziffern nicht, weil ſie mir übertrieben ſcheinen; und weil meine Abſicht überhaupt nicht iſt, den Leſer mit ſtatiſtiſchen Tafeln zu behelligen; dieſe haben nur Werth, wenn ſie aus amtlichen Quellen kommen und wiſſenſchaftlich geordnet ſind. Mein Zweck iſt einzig dem Leſer eine Ueberſicht der californiſchen Zuſtände zu geben, begründet auf von mir an Ort und Stelle geſammelte Auskünfte.

mehr Gold ſei in der Erde vergraben als ihr entzogen worden. Gewiß iſt die Reaktion gegen die Goldſucher in Zunahme begriffen. Sie bringen, ſo ſagt man, kein Kapital mit, bieten keine moraliſche Bürgſchaft, gehören meiſt der mindeſt achtbaren Klaſſe der Auswanderer an. In den Placeres angekommen, gerathen ſie unter den entartenden Einfluß der verpeſteten Luft, die dort herrſcht. Da die Beſitztitel leicht ſtreitig gemacht werden können, ſo ſind Fehden zwiſchen den einzelnen kleinen Banden von Goldwäſchern oder Gräbern unter einander, und zwiſchen ihnen und den Pflanzern an der Tagesordnung. Das ganze Daſein dieſer Menſchen iſt ein ununterbrochener Proteſt gegen die Grundbedingungen des civiliſirten Lebens. Die Regierung ermangelt der Mittel oder des Willens, dieſe Störenfriede zur Achtung der Geſetze zu verhalten. Ueberdies hat die Erfahrung, höchſt ſeltene zufällige Ausnahmen abgerechnet, bewieſen, daß Einzelne neben den Geſellſchaften nicht aufkommen können. Früher oder ſpäter zu Grunde gerichtet, werden ſie wahre Banditen, der Schrecken der Pflanzer, eine eiternde Wunde der californiſchen Geſellſchaft. Was nun die Kompagnien anbelangt, und es gibt deren, große und kleine, an dreitauſend, ſo ſind auch ſie den größten Wechſelfällen ausgeſetzt. Auf großen Gewinn folgt großer Verluſt. In Wirklichkeit ſind dieſe Unternehmungen nichts Anderes als ein ungeheures Hazardſpiel, denn eines ihrer Hauptmerkmale iſt die Ungewißheit und der raſche Wechſel von Gewinn und Verluſt. Die Goldinduſtrie iſt alſo, ſo ſchließt man wohl mit vollem Recht, eine Quelle fortwährender Entſittlichung. In materieller Beziehung führt ſie zur Zerſtörung von unſchätzbarem Ackerland. Ein Beſuch in den Minendiſtrikten beweiſt dies. Allenthalben, wo die hydrauliſche Methode angewandt wird, verwandelt man die fruchtbarſten Ländereien in ein Chaos von Stein- und Sandgerölle. Aber aus dem Uebermaße des Uebels wird das Heilmittel entſpringen. Bald wird der Ackerbau im Stande ſein, der Goldinduſtrie ſiegreich die Stirne zu bieten.

Es wird dies eine Revolution sein, aber eine heilsame, welche der bessere Theil der Bevölkerung sehnlichst herbei wünscht. Mining is a curse: „Unsere Minen sind ein Fluch" höre ich von allen Seiten sagen. Ein protestantischer Pastor äußerte hierüber unlängst: „Täuschen wir uns nicht. Nirgend ist ein gesundes Gemeindewesen auf goldhaltigem Boden entstanden. Selbst die Natur ist da treulos. Sie verdirbt den Menschen, sie verführt, sie täuscht ihn. Sie spottet seiner Mühen. Sie verwandelt seine Arbeit in Hazardspiel, sein Wort in Lüge."

San-Francisko kehrt dem Ocean den Rücken. Unerachtet der geringen Entfernung — fünf bis sechs Meilen — bleibt er unsichtbar. Die Stadt ist der Bai zugewandt, welche sich, gegen Süd-Ost, in das Innere des Landes vertieft und ein längliches Becken bildet, hier von bewaldeten Höhen, dort von hügeligem Weingelände umfangen. In den Gassen der oberen Stadt genießt man bei klarem Wetter, selten genug im Sommer, einer in ihrer Art einzigen Aussicht. Gelingt es ausnahmsweise den umliegenden Bergen ihre dunklen Nebelkappen zu lüften, so gewahrt man, in den Mantel gehüllt und vor Frost bebend, wie durch einen schwarzen Rahmen die sonnigen Hügel von Santa-Klara und San-José. Man fühlt den Sommer nicht, man sieht ihn.

Die Stadt steht theils auf dem Strande, eine künstliche Ebene, welche mit viel Arbeit und großen Kosten den Wassern des Golfs entrungen wurde, theils auf dem östlichen Abhange des Küstengebirges (coast-range), jenes natürlichen Dammes, der von Nord nach Süd hinziehend den Fluthen des Stillen Weltmeeres Halt gebietet. Nur Eine Oeffnung hat die Natur in ihn gebrochen: das Goldene Thor. Francis Drake überschritt, der Erste, dessen Schwelle. Sie gestattet den Eingang den Schiffen, aber zugleich auch den eisigen Polar-Winden. Während der drei Sommermonate wehen sie unablässig, prallen

gegen die Kette des Küstengebirges, gleiten diesem Granitdamme entlang, dringen endlich durch das Goldene Thor ein, und umhüllen San-Francisko mit unbeweglichem, düsterem Gewölke. So schaffen sie den Winter mitten im Sommer, ein Winter, der sich nicht über das Weichbild der Stadt hinaus erstreckt und eingerahmt ist von der fast tropischen Hitze, welche in dieser Jahreszeit die californischen Ebenen versengt. Ein sonderbarer Widerspruch, an den sich der Fremde schwer gewöhnt. Ich verweile jetzt hier seit drei Wochen und gewahrte die Sonne nur dreimal und nur auf Augenblicke.

Der größere Theil der Stadt nimmt, wie bereits gesagt, die Abfälle des Coast-range ein. Sie bilden eine rasch geneigte Ebene aus Granit unter einer dichten Decke von Gerölle und Sand. Hätten die Pionniere den Plan den Bewegungen des Bodens angepaßt, so wäre es ein Leichtes gewesen, die Stadt mit fahrbaren Straßen zu durchziehen. Aber ihre Gründer waren meist Yankees und Männer aus Missouri, die nur die gerade Linie und den rechten Winkel zulassen. Man stelle sich den in tausend Höhlungen zerklüfteten Abhang eines ungeheuren, sturmgepeitschten Wellenberges vor. So ist der Boden gestaltet. Sodann, gewöhnt den Elementen zu gebieten und Berge zu versetzen, sage man sich: diese Felsen, diese Dünen sollen verschwinden. Und siehe da, sie sind — in unserem Kopfe — zur Ebene geworden. Hierauf greife man zu Lineal und Richtscheit und zeichne die künftigen Straßen, Avenuen und Blocks (quadratförmige Häuserinseln). In dieser Weise entstanden alle amerikanischen Städte, Boston ausgenommen; aber Boston wurde von Engländern erbaut. Wäre San-Francisko heute von Neuem zu gründen, so würde es eine andere Gestalt, das Gepräge des jetzt überwiegenden kosmopolitischen Elementes annehmen. Die Amerikaner aber sind von anderem Stoff gemacht. Sie eilen vorwärts, umgehen keine Schwierigkeit, treten ihr gerade entgegen, fassen den Stier bei den Hörnern. Häufig hat man mit dieser Methode Wunderdinge ge-

ſchaffen, zuweilen aber ſcheiterte man. Nach dem allgemeinen Urtheile iſt der Bau von San-Francisko mißlungen.

Der Verkehr in den Straßen iſt unbequem, ſie ſelbſt meiſt häßlich, in manchen Gegenden ein wahres Zerrbild. Nachdem ſie ausgeſteckt waren, wurde zu beiden Seiten gebaut, aber um ſie fahrbar zu machen, mußte der Boden geebnet, das heißt erniedrigt werden. So wurden die Fahrwege zu Laufgräben, aus welchen kleine Treppen zu den gleichſam in der Luft hängenden Häuſern emporführen. Der Wind drang in die tiefen Gräben, lockerte das ohnehin nicht feſte, aus Sand und Gerölle beſtehende Erdreich, und gefährdete ernſtlich die am Rande von Abgründen ſchwebenden Gebäude. Mehrere Male geſchah es, daß die ſogenannte Nord-Weſt-Briſe die durch die Ausgrabungen bloßgelegten Grundmauern erſchütterte und die Häuſer in die tiefe Gaſſe warf. Das Syſtem wurde alſo aufgegeben. Uebrigens war es nur anwendbar, wo es galt eine Straße durch iſolirte Hügel zu ziehen, nicht aber ſie den Abhang des Hügels hinanzuleiten. In dieſem Falle nahm man zu Stufen Zuflucht. Wagen können daher die oberen Stadtviertel nur auf langem Umwege erreichen. Wenn man in der unteren Stadt durch eine der Hauptſtraßen wandelnd nach den aufwärtsſteigenden Seitengaſſen blickt, ſo wird das Auge überraſcht, beinahe verletzt durch die optiſche Wirkung. Wer, überall anders, in eine lange geradlinige Avenue ſieht wird finden, daß Häuſer und Bäume ſich gegen den Geſichtskreis allmälig erniedrigen. Hier, im Gegentheile, in Folge der Geſtaltung des Terrains, ſteigen ſie am Horizonte empor. Man frägt ſich, ob dies nicht ein Fehler in der Perſpektive ſei. Aber die Natur begeht deren nie. Das Werk der Menſchen gibt ihr hier den Anſchein einer Uebertretung ihrer ewigen Geſetze.

Faſt alle Häuſer ſind von Holz. Hölzerne Häuſer auf Sand gebaut! Gibt es etwas Untüchtigeres? Aber bezeichnend für die Kühnheit und Kraft der Inſaſſen, iſt ihre Antwort auf trübe Prophezeiungen: ei, man baut ſie von Neuem!

Und dieſe Menſchen, welche nur den Geſchäften und dem Geldgewinne zu leben ſcheinen, erfreuen ſich an den Errungenſchaften der geſitteten Welt, würdigen und lieben die Künſte. Die Häuſer der hohen Finanz ſind meiſt im amerikaniſchen Renaiſſance-Style gebaut. Die Zeichnung verräth oft das Bemühen die Schönheit zu ſuchen. Schon dies iſt löblich, ſelbſt wenn man ſie nicht immer findet. Aber alle dieſe, oft ſehr anſpruchsvollen Gebäude ſündigen durch ihr Material. Wer mit Balken und Brettern baut, ſie mit Gyps übertüncht, ihnen die Farbe von Marmor oder Sandſtein gibt, begeht, ohne es zu wollen, eine Fälſchung, welche dem architektoniſch gebildeten Auge nicht entgeht, und jedenfalls eine Sünde iſt wider den guten Geſchmack. Aber das Innere dieſer Häuſer iſt oft ſchön, geräumig, bequem; die Einrichtung reich und nur ſelten überladen. Ich fand Statuen, die ich in Rom in den Ateliers der erſten Bildhauer geſehen hatte. Berühmt ſind die Landhäuſer in Oakland. Die von mir beſuchten verdienen ihren Ruf. Die Villa des Bankiers B. iſt eines Merchant-Prince's würdig, das elegante und geſchmackvolle Wohnhaus des Generals K., meines liebenswürdigen Reiſegefährten über das atlantiſche Meer, ein wahres Kleinod. Haus und Garten ſind ſeine Schöpfung. Kunſt und Natur haben dazu ihre Schätze geſpendet.

Aber, kehren wir nach der Stadt zurück. Die beſcheidenen Wohnungen der kleinen Leute gefallen mir nicht minder. Auch ſie haben ihre Vorzüge; nicht der geringſte ſind die kleinen Vorgärten, die ausſehen wie ein mit Roſen und Fuchſia gefüllter Korb. Die Gärten der Reichen, obgleich im Raume beſchränkt, zeichnen ſich durch die Anlage aus und ſind ſehr gut gehalten. Ich bewundere die kleinen, reichlich begoſſenen, friſchgrünen Raſenplätze und die Ueberfülle an prachtvollen Blumen. Letztere verſchwinden nie, ſondern wechſeln mit den Jahreszeiten.

Die öffentlichen Gebäude und die Hotels gleichen ſich in Amerika allenthalben. Gotteshäuſer gibt es mehrere, das hervorragendſte, von ſeinem hohen Standpunkte Stadt und Golf

beherrſchende, iſt die Synagoge. Man kann hieraus auf die lokale Bedeutſamkeit des jüdiſchen Elementes ſchließen. Die Katholiken beſitzen die gothiſche Kathedrale unſerer lieben Frau, St. Ignatius im Jeſuitenſtyl und St. Franciscus; die Proteſtanten eine größere Anzahl von Bethäuſern, die Chineſen zwei Pagoden. Erwähnenswerth iſt, daß die Erbauung der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchen in die Jahre 1854 und 1855 fällt, das heißt in die Zeit des Ueberwachungsausſchuſſes. Während dieſer die Miſſethäter aufknüpfen ließ, fanden die friedlichen Einwohner die nöthige Ruhe ſich zu erinnern, daß ſie Chriſten waren. Sammlungen wurden veranſtaltet, und die Grundſteinlegung der Kirchen fiel zuſammen mit der Wiederherſtellung der materiellen Ordnung. Auch die Schulgebäude — von übertriebenem Luxus — entſtanden um jene Zeit.

Montgomery- und Marketſtreet ſind die Hauptadern der untern Stadt. Sie durchziehen die dem Handel und der Betriebſamkeit gewidmeten Quartiere, und ſind den ganzen Tag über belebt. Die meiſten andern Gaſſen ſehen ſtill und verlaſſen aus. Die Mehrzahl der Kaufleute wohnt in der obern Stadt. Die vorwaltende Farbe iſt die des Staubes, der unaufhörlich in der Luft umherwirbelt, mit Abſtufungen vom gelben Ocker zum Lichtbraun, und, im Schatten der Sommerwolken, dunkelgrau. Dieſe traurigen Töne übergießen die Häuſer, die Gehwege, das Holzpflaſter und Macadam. Eine Anſicht von San-Francisko ließe ſich auf gelbem Papier mit Sepia und chineſiſcher Tuſche malen. Der Sand dringt in die Straßen, der Staub in die Häuſer.

Es gibt nichts Unſchöneres. Aber, ſonderbar, man iſt nicht acht Tage in Frisko, ohne ſich hier zu gefallen. Faſt alle fremden Reſidenten, beſonders die deutſchen, kamen in der Hoffnung raſch ihr Glück zu machen, und mit der Abſicht alsbald heimzukehren. Aber wenn die Stunde der Abreiſe ſchlägt, iſt man andern Sinnes geworden. Man bleibt, oder man kommt bald zurück. Das Leben in Californien hat offenbar einen Reiz,

dem sich Niemand entzieht. Alles ist groß, Alles leicht, wenigstens in der Meinung von Leuten, welche sich jede Leistung zutrauen. Man hat das Gefühl einer gewissen Ungebundenheit. Der Raum ist unermeßlich, und dieser Raum gehört dir. Die Zukunft desgleichen. Das Bewußtsein hiervon beherrscht alle Geister, begünstigt gewagte Unternehmungen, dient als Compaß in Augenblicken des Zweifels und der Ungewißheit, flößt dem Entmuthigten Zuversicht ein, ist ihm Stütze und Rückhalt in den Tagen der Gefahr. Auf den Geist, auf den Sinn, auf das Herz wirkt diese Luft wie Champagner. Die Lebensgewohnheiten sind diesen Zuständen angemessen. Du lebst im Ueberflusse oder im Elend. Bist du arm, ei, so arbeite! Du bist der Herr deines Looses. Und man arbeitet. In den ersten Tagen, den early days, und das ist nicht lange her, sah man nicht selten Gentlemen an den Straßenecken als Lastträger ihre Dienste anbieten. Mehlsäcke, Reisekoffer, Klaviere schleppten sie auf ihren Schultern, welche ein Frack von feinem Tuche bedeckte. Jeder Gang trug ihnen einen Dollar ein. Heute liegen jene urwüchsigen, phantastischen Zustände bereits weit hinter uns. Ein jeder hat seinen Platz gefunden. An Armen gibt es keinen Mangel mehr. Allerdings ist der Arbeitslohn, nach europäischen Begriffen, noch immer übertrieben hoch. Dennoch ist das Leben minder theuer, als gewisse Reisende erzählen. In den ersten Hotels entrichtet man drei Dollars in Gold. Hiermit ist Alles gezahlt, außer die Weine. Extraauslagen kennt man nicht. Der Reisende hat ein vortreffliches Schlafzimmer und reichliche Nahrung. Die Bereitung der Speisen entspricht vielleicht nicht seinem Geschmack, aber der Stoff ist der bestmögliche. Für einen schönen Salon, geheizt vom Morgen zum Abend, und — leider — mit Gas glänzend erleuchtet, zahle ich fünf Dollars. In London, Paris oder Wien würde der Preis höher sein. Goldwäscher oder überhaupt Leute der unteren Schichten finden in andern minder eleganten Wirthshäusern für einen halben Dollar anständige Unterkunft und hinreichende Kost.

Ich erwähne dies als Maßstab für den keineswegs übertriebenen Preis der ersten Lebensbedürfnisse.

Ueberall, in allen materiellen Dingen gewahrt man den äußersten Fortschritt. In allen öffentlichen und Privatgebäuden, in den Wohnhäusern, Komptoirs und Werkstätten, finden die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik ihre Anwendung. Für Erleuchtung, Wasserleitung durch alle Stockwerke, für Heizapparate ist bestens gesorgt; die Ventilation, bei uns noch in der Kindheit, unübertroffen. Man vergleiche die atlantischen Passagierschiffe mit den pacifischen, und man wird überrascht sein durch die große Ueberlegenheit der letzteren in Allem was Luxus und Bequemlichkeit betrifft. New-York und London stehen hierin weit hinter San-Francisko zurück. Schon an sich höchst auffallend, aber doppelt so, wenn man bedenkt, daß letztere Stadt von der gesitteten Welt, hier durch unermeßliche Wüsteneien getrennt wird, dort durch das stille Meer und die Südsee. Die Erklärung liegt übrigens nahe. Hier wird Alles neu geschaffen, so zu sagen von Grund auf gebaut. Auf die vergangene Zeit hat man keine Rücksicht zu nehmen. Die Vergangenheit! Gibt es eine? Dies ist der Schlüssel zur Erkenntniß der californischen Zustände. Hierzu tritt, daß für Alles Geld vorhanden ist. Das heißt: man hat Geld oder man hat es nicht. Im zweiten Falle borgt man es. Vor keiner Auslage schreckt man zurück. Die neuesten Erfindungen, welche in den sinnreichen Köpfen der alten Welt oder Neu-Englands entsprungen sind, werden sogleich in großem Maßstabe verwerthet.

Auch das Klima hat seine Reize: ein ununterbrochener Frühling, denn der Winter kennt weder Schnee noch Eis. Nur im Sommer herrschen kalte Nebel vor. Kränkliche Leute siedeln dann nach dem nahen Oakland über. Und welche Fülle von Blumen, Früchten und Fischen! Jedermann kann sie sich verschaffen. Schon der Anblick dieser am Stadtmarkte aufgehäuften Naturschätze erfreut das Herz. Orangen werden massenhaft zum Verkauf gebracht. Sie kommen aber meist aus

der Ferne, aus Los-Angeles und San-Diego, im südlichen Theile des Staates, oder gar von Taiti und anderen Südseeinseln.

Bei jedem Schritte in den Straßen wird der Fremde an die große Entfernung erinnert, die ihn von der Heimath trennt. In San-Francisko lernt man begreifen, daß die Welt eine Kugel ist, und daß sich die Gegensätze berühren. Man durchschreite nur Montgomery-Street. Da begegnet man deutschen Köchinnen, die vom Markte heimgehen. Die Deutschen sind sehr zahlreich und es gibt Augenblicke, wo man nur ihre Sprache hört. Ein paar Schritte weiter verletzen schrille, unfaßbare Töne Euer Ohr. Es sind Söhne des himmlischen Reiches. Zwei von ihnen sind in Streit gerathen. Sie ballen nicht die Fäuste, denn dies ist in China ein ehrerbietiger Gruß, aber sie verneigen das Haupt und schütteln es mit großer Heftigkeit. Ihre Gefährten haben einen Kreis um sie geschlossen und sehen zu unter schallendem Gelächter. Welch' häßliche Gesellschaft! An der Ecke der Straße stoße ich auf eine Bande Irländer. Ich erkenne sie an der Mundart, an der eigenthümlichen Gesichtsbildung, an den hohen Gestalten und den schwarzen Mänteln der Frauen. Auch Mexikaner gibt es noch hier. Sie wohnen in der oberen Stadt; mehr oder minder Mestizen; aber der andalusische Typus, oder besser der arabische, herrscht vor. Die wahren Amerikaner, die Familien aus den „Staaten", die Yankees, befinden sich in der Minderzahl. Anfangs waren sie, mehr oder weniger, die Herren. Noch immer stehen sie an der Spitze. Sie sind die eigentlichen Träger des Fortschrittes, geben die Gedanken, regeln den Großhandel, aber sie beherrschen nicht mehr den Platz. Andere Elemente ringen mit ihnen um den Vorrang. Zuerst die fremden Einwanderer: Irländer, Deutsche, Chinesen; sodann, in stetiger Zunahme, englische Kapitalien. Einige achtbare Häuser zweiten Ranges vertreten Frankreich. Die kleine österreichische Kolonie wird von Dalmatinern gebildet. Einige von ihnen haben kleine Handelshäuser errichtet und machen gute Geschäfte. Die anderen verdienen als Hausirer,

Obsthändler und Klempner ihr Brot. Brave, ruhige Leute und gute Oesterreicher. Sie haben nie Streit unter einander, selten mit ihren Geschäftsgenossen anderer Nationalität, und verursachen unserem trefflichen Konsul, Herrn Mücke, nur geringe Sorgen.

Deutschland bereichert diese kosmopolitische Bevölkerung mit einer beträchtlichen Anzahl seiner Söhne. Sie sind, wie überall, arbeitsam, nüchtern und sparsam. Außerdem besitzen sie zwei Vorzüge, die dem Anglo-Amerikaner fehlen: sie können warten, und sie begnügen sich mit einem geringen Lohne ihrer Mühen. Sie arbeiten wohlfeiler und geben, für sich, weniger aus. In socialer Beziehung stehen sie höher als ihre Landsleute in den östlichen Staaten. Ihre Kinder sprechen gewöhnlich deutsch und bleiben Deutsche, obgleich sie zu Californiern heranwachsen. Ich habe der Vorstellung einer deutschen Schauspielergesellschaft beigewohnt. Der Saal, ungefähr vom Umfange des Leipziger Stadttheaters, war vollständig gefüllt. In den Ost- und Mittelstaaten amerikanisirt sich die zweite Generation. Man trete hier in ein deutsches Komptoir, und man wird sich in Bremen oder Hamburg glauben. Dasselbe wenn man eine dieser Familien besucht. Letzteres ist nicht schwierig, denn der Deutsche in San-Francisko ist gastfrei. Mit Vergnügen wird er uns nach seiner Wohnung geleiten, vorausgesetzt, daß der Tag zu Ende neigt und die Sperrstunde geschlagen hat.

Der Weg ist lang, denn er führt uns nach der oberen Stadt. Doch hilft da der Tramway, wenn man nicht eine Gesundheitspromenade vorzieht. Ist es noch nicht dunkel, so geht man durch das Nachts unsichere, immer verrufene Viertel der Chinesen. Ueber eine Reihe von Stufengängen sind wir am obersten Plateau angelangt. Es ist allen Winden ausgesetzt, aber gesund und die Aussicht prachtvoll. Hier wohnen vorzugsweise Deutsche und Mexikaner. Wir ersteigen, etwas athemlos, die letzten Stufen der Straße und gelangen von dort auf einer Treppe zum Eingange des Hauses. Ein Mal die Schwelle überschritten, sind wir in Deutschland. Die Frau vom Hause macht

die Honneurs, was sie nicht hindert die netten Mägde zu überwachen, gleichfalls Deutsche, welche bei Tische aufwarten. Das Mahl läßt nichts zu wünschen übrig. Schüsseln der hohen Kochkunst wechseln mit deutscher Hausmannskost. Während man Frankfurter Wurst und westphälischen Schinken verzehrt und dazu ein Glas Liebfrauenmilch leert, gedenkt man der fernen Lieben, und eine Thräne glänzt in manchem Auge. Denn überall und immer neigt der Deutsche zur Sentimentalität. Doch nehmen die Männer hier viel von dem amerikanischen Wesen an; weniger die Frauen. Sie bleiben häuslich, poetisch, musikalisch. Sie leiten den Haushalt, pflegen und erziehen die Kinder, führen den Oberbefehl in der Küche, verschmähen wohl nicht zuweilen selbst Hand anzulegen und, unerachtet dieser vielseitigen Thätigkeit, bleibt immer noch ein Stündchen für Schiller und Goethe übrig. Abends kommt die Musik an die Reihe: eine Symphonie von Beethoven, vorgetragen auf dem Klavier mit mehr Gefühl als Schwung, ein Schubert'sches Lied, gesungen mit einer jener sanften, melodischen Silberstimmen, welche nur Deutschland hervorbringt. Die Einrichtung der Wohnung, die Art, wie die Möbel gestellt sind, die Wahl der Bilder und Kupferstiche, Alles trägt das Gepräge eines bescheidenen, arbeitsamen Daseins verschönert und veredelt durch gründliche Kenntnisse, durch die Liebe und Pflege der Kunst.

Ich hatte den Abend in solcher Gesellschaft höchst angenehm verbracht, als ich ziemlich spät aufbrach. Es war die Nacht vorgerückt, und man erbot sich mich zu begleiten. Ich hoffte aber den Weg allein zu finden. „Hüten Sie sich vor dem chinesischen Viertel", rief man von allen Seiten als ich Abschied nahm. Es war eine finstere Nacht, und ein feuchter, schwarzer Nebel vermehrte die Dunkelheit. In San-Francisko führen wenige Schritte von Deutschland nach China. Plötzlich befand ich mich in einem Gäßchen, dessen Bewohner nur gelbe Wesen sein konnten. Ich beschleunige meine Schritte aber in der falschen Richtung, und befinde mich plötzlich in der Hauptstraße

des chinesischen Quartiers. So weit die Finsterniß gewahren läßt, ist sie wie ausgestorben. Schwarze Schatten verhüllen die Häuschen. Hier und da schwankt eine rothe Papierlaterne über dem gleichfalls rothen Geländer eines Balkons. Purpurlichter irren auf dem Holzpflaster, durchkreuzen sich an den Kanten der Balken, erlöschen plötzlich in der Ferne. Bei jedem Schritte stoße ich an Aushängeschilder, lange, schmale, senkrecht an eisernen Stangen hängende, mit Buchstaben bedeckte Bretter. Der Nachtwind bewegt sie. Sie seufzen und stöhnen und flüstern mit den Häusern, als verriethen sie ihnen die Anwesenheit des Fremdlings, und die Häuser antworten mit gedämpfter Stimme, mit rauhen, dumpfen Tönen. Ich eile die Straße hinab. An manchen Orten herrscht völlige Finsterniß; an andern spielt ein röthlicher Schein — woher mag er wohl kommen? — mit den Schatten der Nacht, kriecht hier über das vergoldete Schnitzwerk eines Kaufladens weg, erleuchtet dort die fratzenhaften Züge eines Ungeheuers oder die roth-schwarze Inschrift eines Schildes. Weiter unten gestattet mir ein vereinzeltes Gasflämmchen meinen Weg, nicht zu sehen, aber zu errathen. Indeß ist der Wind zum Sturm geworden. Die Wolken haben sich herabgesenkt und gleiten auf dem Boden dahin. In ihre wechselnden Schatten gehüllt, von der Windsbraut gerüttelt, verwandeln sich die Schilder der Buden in menschliche Wesen. In doppelter Reihe stehen sie da, mit den langen Armen nach mir fahndend. Ich eile rasch abwärts. Aus einer offenen Thüre dringt ein schwacher Schimmer. Dazu leises Flüstern und ein Klang von Sapeken. Es ist eine Spielhölle. Vor der Thüre, gegen die Mauer gedrückt, steht ein Mann, der, als er mich gewahrt, in das Haus stürzt. Er hat mich für einen Polizeimann gehalten. Ich beschleunige die Schritte so viel die schlüpfrigen Stufen der Gasse gestatten. Schon eröffnet sich mir, zu meinen Füßen, der Blick nach einer der großen Querstraßen; schon vernehme ich das Rollen eines Wagens, irgend eines verspäteten Omnibus. Noch hundert Schritte und das verwünschte Viertel liegt hinter mir.

Da überfällt mich, an der Ecke eines Sackgäßchens, eine Horde von Weibern. Die Harpien klammern sich an meine Kleider, fassen mich mit ihren kleinen Händen, den langen schmalen Fingern, den krallenhaften Nägeln. Sie sind weiß, roth, gelb geschminkt und verbreiten den ihrem Stamme eigenthümlichen Geruch. Mich ihrer bestens erwehrend, erringe ich endlich nicht ohne Mühe meine Freiheit, und bekleidet von ihrem Gekreische — ihre verstümmelten Füße verhindern sie, mir zu folgen — erreiche ich, den Schweiß auf der Stirne, das Ende der città dolente und eine halbe Stunde später meine Wohnung.

Das chinesische Stadtviertel ist schlecht überwacht und daher häufig der Schauplatz von Verbrechen; doch sind die Schuldigen meist Weiße, die, von den Placeres kommend, dort ihre Saturnalien begehen, ihre Dublonen verspielen, einen gelben Mann „verzehren" und die Vorübergehenden, ohne Unterschied der Farbe, plündern. Sie sind die Epigonen oder die letzten Ueberlebenden jenes Geschlechtes von Missethätern, welche der Ueberwachungs-Ausschuß einst in so bündiger Weise ausgerottet hat.

Diesem nächtlichen Spaziergange folgten mehrere Besuche bei Tage und in Gesellschaft von Geschäftsfreunden einiger chinesischen Großhändler. Die Anzahl der in Californien verweilenden Chinesen wird auf achtzig- bis hunderttausend angeschlagen, davon bewohnen etwa fünfzehn- bis zwanzigtausend San-Francisko. Einige haben bedeutende Häuser gegründet, machen gute Geschäfte und genießen des besten Rufes. Man rühmt ihnen Rechtlichkeit und Einsicht nach, so wie auch eine große Leichtigkeit, sich die Uebungen des amerikanischen Handels anzueignen. Ich machte die Bekanntschaft eines ihrer Notabeln. Der Mann heißt Fang-Tang, ist mit den ersten*) Einwanderern seiner Nation hierher gekommen und hat sich auf ehrliche Weise ein bedeutendes Vermögen erworben. Seine beiden Frauen und jüngeren Kinder sind in Kanton geblieben. Von Zeit zu Zeit besucht er sie. Die chinesischen Einwanderer wur-

*) 1852.

den bisher ſelten von ihren Familien begleitet, und die Mehrzahl der Weiber dieſer Nation, die man in Amerika ſieht, ſind keine Zierden ihres Geſchlechtes. Seit vorigem Jahre haben aber mehrere Reſidenten Frauen und Kinder nachkommen laſſen. Fang-Tang gedenkt daſſelbe zu thun, um, wie er ſagt, mit gutem Beiſpiele voranzugehen. Die Ankunft der tugendhaften Frau wird die Sittlichkeit der Kolonie heben und ihr den proviſoriſchen Charakter nehmen.

Die chineſiſchen Emigranten gehören faſt alle den zwei großen Südprovinzen Kwangtung und Kwangſi an, und ſind den Kulis, die von Macao nach Chili und Havana ausgeführt werden, an Blut und Erziehung überlegen. Es ſind meiſt wohlhabende Bauernſöhne; einige beſitzen literariſche Bildung und bringen einen kleinen Geldvorrath mit, alle kräftige Arme, aufgeweckten Geiſt und den feſten Willen ihr Glück zu machen, um ſodann nach der Heimath zurückzukehren. Bisher wenigſtens hatte keiner die Abſicht ſich in Amerika niederzulaſſen. Selbſt die ſterbliche Hülle der hier Verſtorbenen wird nach ihrem Dorfe zurückgeſandt. Daher bildet auch der Transport von Chineſenleichen in dem Waarengeſchäfte der Pacifikdampfer einen bedeutenden Artikel. Dieſe Einwanderer theilen ſich in mehrere Genoſſenſchaften, deren Vorſtände in San-Franciſko wohnen und, wie mir Fang-Tang ſagt, eines großen Anſehens genießen. Sie ſtehen dem Ankömmling mit Rath und That bei, üben, kraft freiwilligen Uebereinkommens, um das Einſchreiten der amerikaniſchen Tribunale zu vermeiden, eine Art von Gerichtsbarkeit aus; unterſtützen die Kranken, erleichtern und regeln die Einwanderung der Lebenden und die Rückſendung der Todten, beſſern mit Einem Wort ſoviel ſie können das meiſt harte Loos ihrer Landsleute. Ohne ihre fortwährende Dazwiſchenkunft würde die nur zu begründete Abneigung der Söhne des Reiches der Mitte gegen die Weißen, häufiger als geſchieht, in blutige Kämpfe ausarten, und den Beſtand der chineſiſchen Kolonie auf die Länge in Frage ſtellen.

Die Behandlung, welche dem Menſchen gelber Raſſe in Californien zu Theil wird, verdient den ſtrengſten Tadel. Dieſe Leute ſind beinahe rechtlos. Ihre Zeugenſchaft wird vor Gericht nicht angenommen. Die Arbeiter in den Gold- und Silberbergwerken zahlen monatlich eine Kopfſteuer von vier Dollars. In den Placeres wiederholen ſich blutige Raufhändel ohne Unterlaß. Die weißen Goldſucher überfallen die Chineſen, verjagen ſie von ihren käuflich erworbenen Placeres, machen ſie nieder, wenn die Unglücklichen Widerſtand verſuchen. Einzelne werden ohne Veranlaſſung mißhandelt und geplündert. Und dabei bleibt es; denn es liegt kein Beiſpiel vor, daß ein Geſchworengericht gewagt hätte, in ſolchen Fällen die weißen Miſſethäter für ſchuldig zu erklären. Uebrigens, wie ſoll der Thatbeſtand feſtgeſtellt werden, da ein Weißer nie gegen einen Mann ſeiner Farbe zu Gunſten eines Chineſen ausſagt und die Landsleute des letzteren nicht als Zeugen zugelaſſen werden? Wenn rohe, heftige Menſchen, von Neid getrieben, im Bewußtſein ihrer Strafloſigkeit ſich gegen hülfloſe, obgleich gefährliche Nebenbuhler jede Schandthat erlauben, ſo kann uns dies nicht Wunder nehmen. Aber was ſoll man ſagen von dem Benehmen der Mitglieder der Legislatur, der Richter, der Geſchworenen, meiſt unterrichteter, gut erzogener Männer, welche den Werth der chineſiſchen Arbeitskräfte ſehr wohl würdigen, dieſe auch perſönlich ausnutzen, und die dennoch nicht erröthen ſich zum Werkzeuge des Haſſes und des Neides der Menge herzugeben? Aber dies iſt leider, beſonders ſeit Einführung des allgemeinen Stimmrechts, eine der blutenden Wunden des großen Freiſtaates. Nur zu häufig werden Gerechtigkeit und Moral der Willkür des Pöbels geopfert. Mehr als ein Mal ſprach mir Fang-Tang, aber immer mit einer gewiſſen Zurückhaltung und in den ſchonendſten Ausdrücken, von der traurigen Lage ſeiner Landsleute. „Man behandelt uns nicht wie Menſchen. Dies iſt nicht recht, not good. Man möchte uns wie Ungeziefer ausrotten, very bad. Aber", fügte

er eilends hinzu, „es gibt auch gute Amerikaner. Nur wagen sie nicht zu handeln wie sie sprechen."

Der Ursprung dieses Hasses ist eine Frage von Dollars und Cents. In den Bergwerken verdient der weiße Arbeiter, außer der Nahrung, an Tageslohn drei, dreieinhalb bis vier Dollars. Der Chinese wird nicht verköstigt und begnügt sich mit fünfundsiebenzig Cents, mit Einem, höchstens mit anderthalb Dollar. Ein ähnliches Verhältniß besteht in anderen Zweigen. In den Städten verdingt sich der Chinese als Diener oder Koch; oder er ist Wäscher. Am Lande weiß er das Feld zu bestellen und ist ein vorzüglicher Gärtner. Die Erdarbeiten der jetzt in der Sierra Nevada im Bau begriffenen Straßen werden von Chinesen ausgeführt. Ihren Armen verdankt die Pacifikbahn die rasche Vollendung. Auf den Dampfern der großen Schifffahrtsgesellschaften sind die Matrosen, allerdings höchst mittelmäßige, so wie sämmtliche Aufwärter Chinesen. In den Fabriken verdrängen sie allmälig die Weißen. Ueberall machen sie ihnen eine furchtbare Konkurrenz. Die Arbeitgeber, die Vorstände von Gewerben, Alle die Arme brauchen greifen nach ihnen, denn sie verrichten, für den halben Lohn, beinahe nicht ganz, dieselbe Arbeit wie die Weißen. Da sie sehr zahlreich sind und in immer größerer Menge zuströmen, so beginnen sie bereits den Arbeitslohn der Weißen herabzudrücken. Dies ist ihr Verbrechen. Man läßt es sie büßen durch Gewaltthaten aller Art, nicht selten durch Mord und Todtschlag; durch gesetzliche Verfügungen, welche die Gesetzgeber mit Schmach bedecken; durch Verdikte der Geschworenen, welche der Gerechtigkeit und dem gesunden Menschenverstande gleichmäßig Hohn sprechen. Aber nichts entmuthigt sie. Sie halten aus. Jeder der großen Steamer, die zwischen Hongkong und San-Francisko auf- und absegeln, bringt acht- bis zwölfhundert gelbe Passagiere. Eine geringere Anzahl wird von denselben Schiffen nach der Heimath zurückgebracht. Letztere sind die Auswanderer, welche ihre Zeit ausgedient haben. In ihren Koffern tragen

ſie einiges Geld nach Hauſe, die Frucht langer und angeſtrengter Arbeit, in ihrem Geiſte die äußerſte Verachtung unſerer Civiliſation, in ihrem Herzen den Haß des Chriſtenthums.*)

Die Irländer ſind zahlreicher als die Deutſchen und die Chineſen. Sie machen ſich bemerkbar durch phyſiſche Kraft und die Mannigfaltigkeit ihrer Beſchäftigungen. Die niedrigſte Arbeit wird von den Söhnen der Smaragdinſel nicht verſchmäht. Dagegen trifft man ſie aber auch in allen höheren Sphären des Lebens. Das Occidental-Hotel gibt ein richtiges Bild von ihrer ſocialen Stellung in Californien. Die Eigenthümer, ſehr geachtete und durch eigene Anſtrengung reich gewordene Männer und ſämmtliche Beamte, Aufwärter und Mägde dieſer rieſigen Anſtalt ſind Irländer.

Der anglo-amerikaniſche Theil der Bevölkerung gehört meiſt der Epiſkopalkirche an. Auch eine der vielen Eigenthümlichkeiten Californiens, denn in den übrigen Staaten der Union bilden Presbyterianer, Methodiſten und Unitarier die Mehrzahl. Die Deutſchen ſind größten Theils rationaliſtiſche Proteſtanten. Doch gibt es unter ihnen auch viele Juden und nur wenige Katholiken.

Letztere werden auf fünfzigtauſend veranſchlagt. Viele Anglo-Amerikaner bekennen ſich zu dieſer Religion. Iſt die Ziffer richtig, ſo machen die Katholiken ein Dritttheil der Bevölkerung von San-Francisko aus. Faſt alle Prieſter ſind Europäer: Irländer oder Söhne von Irländern und Italiener. Der hieſige Klerus rekrutirt ſich hauptſächlich in Europa, in geringerem Maße in Kanada. Amerika iſt zu ſehr beſchäftigt mit den Angelegenheiten dieſer Welt, um viele Novizen zu liefern. Dies gilt vorzugsweiſe von den Weſt- und pacifiſchen Staaten. Ein ähnliches Verhältniß waltet in den Nonnenklöſtern vor. Die Oberin des großen Monaſters von Unſerer

*) Viele europäiſche Reſidenten in China werden dieſe meine Behauptung beſtreiten. Aber ich fürchte, daß ſie ſich, in dieſem Punkte, Täuſchungen hingeben.

Lieben Frau von Namur in San-José sagte mir, daß, wenn es gilt die durch den Tod oder Hinfälligkeit entstandenen Lücken auszufüllen, sie immer genöthigt ist zu den Häusern ihres Ordens in Belgien Zuflucht zu nehmen oder aus Frankreich, Deutschland und England Klosterfrauen herbeizuziehen.

Die Jesuiten besitzen zwei große Kollegien: Sankt-Ignatius in San-Francisko und Santa-Klara, vierzig Meilen von hier, in der gleichnamigen Stadt. In Sankt-Ignatius nehmen sie hundert Zöglinge und fünfzig Schulgänger auf. In Santa-Klara ist die Zahl der ersteren bedeutend größer. In beiden Häusern sind sämmtliche Patres Italiener. Die Studien umfassen alle Lehrgegenstände der Lyceen. Die alten Sprachen und Klassiker werden nicht vernachlässigt, aber die Naturwissenschaften, besonders Chemie und Mechanik mit Sorgfalt betrieben. Auch wird den Zöglingen, im Vergleiche mit der Hausordnung, welche in den europäischen Anstalten des Ordens besteht, eine größere Freiheit der Bewegung gestattet. Dies sind die beiden einzigen dem Amerikanismus gemachten Zugeständnisse. In jeder anderen Beziehung werden die in den europäischen Kollegien befolgten Regeln und Uebungen aufrecht erhalten. In der That, wer die Schwelle dieser großen und blühenden Erziehungshäuser überschreitet, glaubt sich nach Europa versetzt. Und, bezeichnend genug, verdanken sie gerade diesem Umstande ihre allgemeine Beliebtheit. Ein reicher Bankier, ein Protestant, sagte mir: „Ich lasse meine Söhne bei den Jesuiten erziehen, erstlich weil die Studien dort gründlicher sind als in irgend einer anderen Schule; sodann weil die jungen Leute gehorchen lernen und gute Manieren annehmen. Wenn sie austreten, sollte man meinen, sie kommen von Europa zurück." Dieses Urtheil wird durch die allgemeine Ansicht bestätigt*); so wie

*) Modern convents and colleges holding up the cross . . . now offering perhaps the best education on the coast to the children of our Puritan emigrants. Across the continent von Samuel Bowles, S. 277.

auch dadurch, daß die Jesuitenkollegien in Californien und in Georgetown bei Washington viele Protestanten und einige Juden unter ihren Zöglingen zählen.

Bilden hier zu Lande die Irländer hauptsächlich das katholische Element, die Deutschen das protestantische, und gelten letztere, vielleicht dieses Religionsunterschiedes wegen, für die geborenen Gegner der Celten, so vereinigt und versöhnt sie gewissenmaßen der gemeinsame Haß gegen die Chinesen. Aber Irländer, Deutsche, Chinesen scheinen berufen auf californischem Boden zu wachsen und zu gedeihen, vielleicht eines Tages das anglo-amerikanische Element an Macht und Einfluß zu überflügeln. Schon jetzt trägt San-Francisko ein wesentlich kosmopolitisches Gepräge. Häuser, Straßen, öffentliche Gebäude erinnern zwar noch an Amerika, aber die sehr große Mehrzahl der Bewohner erblickte das Licht der Welt unter fernen Himmelsstrichen. Andere Ansichten und andere Sitten haben sie mitgebracht. Hier begegnen sich Germanen, Celten, Mongolen! Seit der großen Völkerwanderung war die Welt nicht mehr Zeuge ähnlicher Vorgänge. Welch' Menschenstamm wird entspringen aus der Berührung von Völkern, die so verschieden sind durch Abstammung, Religion und Gesittung? In welchem Maße werden sie sich vermischen? Bis zu welchem Grade wird der noch jungfräuliche Boden auf die, welche ihn bebauen, seine immer so fühlbare, wenn gleich geheimnißvolle Wirkung geltend machen? Welchen Einfluß werden die neu erstehenden Geschlechter ausüben auf die Geschicke der Menschheit? Dies sind Geheimnisse der Vorsehung. Wer vermöchte sie zu ergründen!

Der Fremde wird in New-York, gleich am Tage seiner Ankunft, nach dem Central-Park geführt; in Washington nach dem Kapitol; in Chicago in die Getreidekammern; in San-Francisko nach Cliffhouse. Es sind die Hauptsehenswürdigkeiten, die „Löwen" wie man in Amerika sagt. Meines Theiles

gebe ich Cliffhouſe die Palme. Ich habe nichts Sonderbareres und zugleich Anziehenderes geſehen. Die Natur hat hier Alles gethan. Den kleinen Kiosk abgerechnet, der uns als Obſervatorium dient, keine Spur von Menſchenhand. Unſer Konſul, H. Mücke, ſo häufig mein liebenswürdiger Führer und unermüdlicher Beantworter meiner vielen Fragen, will mir auch den Löwen zeigen. Er fährt mich in ſeinem Gig, den ein Traber zieht, wie deren nur Amerika hervorbringt. Auf einem trefflichen Macadam rollen wir, in ſchnurgerader Linie, die wellenförmigen Abfälle des Küſtengebirges hinan. Schon haben wir die letzten Häuſer hinter uns gelaſſen, ſodann die nach den Konfeſſionen geſchiedenen Kirchhöfe, die ausſehen wie reizende Gartenanlagen. Jetzt fahren wir durch baumloſe Dünen. Bald verſchwindet alle Vegetation. Schwarze Wolken ſtreifen über den Sandboden weg und verſchleiern den Ocean. Nur das dumpfe Gebrüll der Brandung verräth ſeine Nähe. Das edle Thier hat die ſechs Meilen in einer möglichſt geringen Anzahl von Minuten zurückgelegt, und hält nun vor der Thüre eines Hauſes. Wir treten ein und eilen nach der Veranda. Da erſchließt ſich uns der Blick in die Unermeßlichkeit.

Das Meer bricht ſich gegen die natürliche Terraſſe, auf welcher das Haus ſteht. Zu unſerer Rechten die lange Kette des Küſtengebirges; zur Linken ein weißer Streifen, der Strand; vor uns der ſtille Ocean. Gerade gegenüber, in geringer Entfernung, drei Klippen. Die mittlere iſt mit zahlloſen Waſſervögeln bedeckt. Schwarz und unbeweglich wie der Fels, der ſie trägt, ſcheinen ſie in Stein gehauen. Auf den beiden andern Klippen ſieht man, in Gruppen geballt, rieſige Ungeheuer. Einige ſchlafen, andere ſcheinen zu ſchäkern, einige kämpfen unter wüthendem Gebelle. Es ſind die vielbeſprochenen Seelöwen, seales. Dieſe Thiere kommen auf den unzähligen Scheeren Californiens häufig vor. Die Bewohner der drei Klippen vor uns genießen des ſtaatlichen Schutzes. Ein Geſetz der Legislatur ſichert ſie vor den Nachſtellungen der Jäger. Rings um die privilegirten

Eilande drängen sich die Ungeheuer, suchen sich den Rang abzulaufen, erklimmen mühselig den Fels oder rollen schwerfällig in die Brandung zurück. Ihr Fell ist, wenn benetzt, dunkelgrau, wird aber, sobald es trocknet, blond wie die Haut des Löwen.

Welch sonderbares, ergreifendes Bild! Phantastisch, wild, märchenhaft! Ueber der Küste schweben unbewegliche Wolken; über dem Ocean, die Wasserlinie verhüllend, sich stets verschiebende Nebelstreifen. Aber das geistige Auge zerreißt diese Schleier; es labt sich an dem Anblicke des Weltmeeres, das uns vom äußersten Orient trennt und seine Wogen rollt von Pol zu Pol!

Mit Einem Male zeigt sich in einiger Entfernung ein riesiger Wallfisch. Da entreißt mich ein Geräusch der Betrachtung. Mehrere Damen in reicher Toilette, junge Elegants, alle mit Fernrohren bewaffnet, stürzen aus dem Kiosk und eilen an das Geländer, begierig den neuen Ankömmling zu schauen. Durch die offenstehenden Thüren sieht man die verlassenen Tische bedeckt mit Leckerbissen und all' den Paraphernalien der höhern Gourmandise: die Kleinlichkeit der Civilisation im Angesichte der wilden Größe der Natur.

XI.

Yosemiti.

Vom 13. zum 22. Juni.

Modesto. — Mariposa. — Der Urwald. — Die großen Bäume. — Das Thal von Yosemiti. — Die Wasserfälle. — Coulterville.

Der Ausflug zu den Baumriesen, den big trees von Mariposa und in das Yosemitithal gehört nicht zu den bequemen Reisen. Aber die Bewohner von Frisko finden seit einiger Zeit Geschmack daran. Wer auf Eleganz Anspruch macht, wer sich

ſelbſt achtet, muß die Reiſe, ich ſage nicht, gemacht haben, aber ſie machen wollen, und dieſen mannhaften Entſchluß zur Kenntniß ſeiner Freunde bringen. Ich kenne wenig Leute, die in Yoſemiti waren, aber jeder macht die Reiſe — das nächſte Jahr. Von Straßen beſtehen dermalen nur einzelne Strecken; eine Eiſenbahn nach den Bergwerksdiſtrikten iſt im Bau begriffen. Mittlerweile verkehrt ein öffentlicher Wagen, deſſen ſich die Bergleute bedienen, regelmäßig zwiſchen Modeſto und Mariposa.

Für Vergnügungsreiſende iſt wenig geſorgt. Sie müſſen ſich behelfen wie ſie können. Zwei Geſellſchaften ſorgen jedoch für die Beförderung. Ihrer bedienen ſich die Plutokraten von Montgomery-Street und die durch San-Francisko kommenden Fremden, welche ſich den Muth zutrauen, jene ſchwer zugänglichen Gegenden zu beſuchen. Agenten gehen von Haus zu Haus, von Hotel zu Hotel, erzählen von der Schönheit der Gegend, verſprechen Sicherheit und Comfort, und erlangen am Ende die Unterſchrift der Naturfreunde. Iſt die nöthige Anzahl, zwanzig bis dreißig, geſichert, ſo werden Pferde nach gewiſſen Ranchos geſchickt, und der Tag der Abreiſe feſtgeſetzt. Entfernung hin und zurück vierhundertvierzig Meilen; Preis der Fahrt auf der Eiſenbahn, zu Pferde und zu Wagen, achtzig Dollars in Gold. Ich kenne keine minder angenehme Art zu reiſen. Man verzichtet auf die perſönliche Freiheit, und lebt während zehn Tagen in der äußerſten Intimität mit Unbekannten. Aber es bleibt keine Wahl. Es gibt keine andere Art, raſch und ohne allzu große Entbehrungen und Gefahren nach der Sierra Nevada zu gelangen.

(13. Juni.) Um vier Uhr Nachmittags Abreiſe von San-Francisko. Wir laſſen dort den Winter, finden den Frühling in Oakland und, auf der nächſten Station, den Sommer. In Lathrop verlaſſen wir die Hauptlinie der Grand-Central und reiſen auf einer Zweigbahn weiter. Sie heißt Viſalia, weil dieſe Stadt ihr Endpunkt ſein wird. Viſalia liegt im ſüdlichen

Californien zwiſchen Los-Angeles und San-Diego und wird einſt die blühende Hauptſtadt der in Zukunft blühenden Grafſchaft Tulare ſein. Vorläufig iſt dieſe zukünftige Kornkammer eine mit Wäldern, Unterholz und Moräſten bedeckte Wildniß. Hier zu Lande wird immer in der zukünftigen Zeit geſprochen. Die eines kommenden Tages ſehr lange Zweigbahn bricht heute bei Modeſto ab, zwanzig Meilen von Lathrop. Das Gaſthaus von Modeſto und die dort verſammelte Geſellſchaft verſetzen uns mit Einem Schlage nach Mexiko. San Francisko ſcheint mindeſtens tauſend Meilen entfernt. Auf der Terraſſe rauchen und ſchwätzen Männer in andaluſiſcher Tracht, den breitgekrämpten Sombrero am Kopf. Bergleute in der Blouſe zechen in der Trinkſtube. Mit Mühe findet der Führer unſerer Karavane für ſeine Reiſenden Plätze an der Table d'Hote. Dann ſucht ein jeder ſein Kämmerchen. Schade nur, daß die Bretterwände ſo dünne ſind: ein geringer Schutz gegen den Höllenlärm, Tabakqualm und Branntweingeruch. Endlich begibt man ſich zur Ruhe, und auf die lauten Geſpräche folgt das taktmäßige Schnarchen der Civiliſatoren des Weſtens.

Entfernung von San-Francisko nach Modeſto hunderteine Meile.

(14. Juni.) Vor Tagesanbruch werden wir geweckt und in zwei Stuhlwagen, die Diligencen heißen, verpackt. Um fünf Uhr unterwegs! Wir fahren in gerader Linie auf die Berge los. Der Boden, eine mit verbranntem Gras und wildem Korn bedeckte Ebene, entfaltet ſich vor uns wie ein ungeheurer ſtaubfarbiger Teppich. Von einer Straße keine Spur. Das Fuhrwerk rollt wie ein Schiff auf leicht bewegter See. Der dicke Herr, der mir gegenüber ſitzt, bekommt einen heftigen Anfall von Seekrankheit. Mehrere Paſſagiere erblaſſen. Hitze und Staub ſteigern ſich bis zum Unerträglichen. Die vier Pferde ziehen uns im Schritt vorwärts über Stock und Stein; wehe

uns, wenn ſie zuweilen in einem Anfalle von Heiterkeit zu einem gelinden Trab übergehen. Und das heißt Vergnügungsreiſe! Dennoch unterhält man ſich. Wir haben drei oder vier ſchweigſame Männer mit ihren Frauen an Bord, ſämmtlich Yankees; dann eine zahlreiche Familie aus Omaha! Letztere bildet das belebende Element: ein junges Mädchen, der vollendete Ausdruck der fast lady, ihr Bruder und einige junge Leute, ſeine Freunde, Elegants aus dem far Weſt. Auch ein Vater und eine Mutter gehören zur Familie, doch ſind ſie Nebenſache. Ich kann an dem Geſpräche nur wenig theilnehmen, denn der Mann mir gegenüber heiſcht meinen Beiſtand. Er befindet ſich im letzten Stadium der Seekrankheit.

In Hornitas, wo um Mittag gehalten wird, bringt die junge Perſon, die erſte, in den Speiſeſaal und erobert ſofort den beſten Platz am obern Ende der Tafel; lange noch irren ihre Eltern umher fruchtlos nach Stühlen fahndend.

Bei der Abfahrt von Hornitas erblicken wir zum erſten Male hinter einem leuchtenden Schleier von goldigem Gewebe die ſanft blauen Formen der Sierra-Nevada. Bald darauf bringt die Straße — denn hier gibt es eine — in ein kleines von den vorgeſchobenen Strebepfeilern des Hochgebirges gebildetes Thal. Das müde Auge labt ſich am Anblick prachtvoller Eichen. Allenthalben Spuren der Verwüſtungen. Man ſieht, hier ward nach Gold geſucht. Weiterhin erreichen wir die Waldregion.

Um ſechs Uhr Ankunft in Mariposa, dem Hauptorte eines der goldreichſten Diſtrikte. Unweit von hier befindet ſich die berühmte Konceſſion Fremont. Hier wurden ungeheure Vermögen gewonnen und verloren. Jetzt iſt Ebbe eingetreten, wie dies das Ausſehen der Stadt und ihrer Bewohner genugſam bethätigt. Unſere Wagen halten vor einer kleinen deutſchen Herberge. Als Landsmann werde ich von Wirth und Wirthin mit offenen Armen empfangen. Im Saale ſitzen unheimliche Geſtalten, meiſt Bergleute bei Tiſche, jeden Biſſen, den ſie zum

Munde führen, gegen Fliegenschwärme vertheidigend. Dazu dumpfe Stickluft und unbeschreibliche Gerüche.

Zum Glück ist unseres Bleibens nicht lange. Bereits um sieben Uhr befiehlt man uns die Wagen zu besteigen, diesmal leichte, für Bergwege geeignete Karren. Ich benutze die Gelegenheit, um meinen bisherigen Gefährten zu entkommen. Ein ältlicher Herr mit europäischen Manieren, der mich den Tag über an den Halteſtellen mitleidig betrachtet hatte, gewährt mir seinen Schutz. Er ist ein großer Gußwerkbesitzer aus Pittsburg (Pensylvanien) und besucht häufig Europa. In einem unseligen Augenblick, sagte er mir, habe er den Gedanken gefaßt die Pacifikbahn zu bereisen, in einem noch unglücklicheren, sich die big trees von Mariposa anzusehen. Mit uns fahren ein Milizgeneral aus Virginien, ein Gentleman, wie die meisten Südländer sind, sein Sohn und ein Freund des letzteren. In dieser neuen und sympathischen Gesellschaft, nicht mehr genöthigt die Witze des Fräuleins aus Omaha zu belachen und dem dicken Passagier den Kopf zu halten, athme ich leichter auf und erfreue mich ungestört an der Frische des Abends und der wundervollen Gegend. Die Straße durchzieht eine enge, mit schönem Nadelholz bewaldete Schlucht. Von Zeit zu Zeit genießen wir die Durchsicht nach der blaßgelben, schwarz gesprenkelten Ebene von Californien zwischen Lichtungen des Waldes oder über die Baumwipfel hinweg, jetzt vergoldet von der untergehenden Sonne. Später umfängt uns das Dunkel des Waldes und bald darauf die Finsterniß einer halb tropischen Nacht. Um neun Uhr verrathen ein schwacher Lichtstrahl und wüthendes Hundegebell die Nähe der Nachtherberge.

Wir sind im Rancho der Herren White und Hatches, mitten im Urwald. Diese Pflanzer geben den wenigen Touristen Obdach. Das Haus, ein allerliebstes Cottage, ist von einer Veranda umgeben; eine Carcellampe erleuchtet den einfach aber elegant eingerichteten Salon. Das Abendmahl mundet uns trefflich. Hunger ist eben der beste Koch. Die Frau vom Hause ist hübsch,

liebenswürdig und ladylike. Sie tritt mir ihr reinliches und nettes Schlafzimmer ab; ein weiß verhängtes Bett, ein kleiner Schreibtisch und ein Lehnstuhl bilden die Einrichtung. Auf einer Konsole liegen eine Guitarre, Noten und ein offenes Buch, Tennyson's Gedichte. Dagegen bestehen die Wände des Zimmers aus ungehobelten Brettern. Ueber der Thüre läßt ein unverschließbares Fensterchen ohne Glasscheiben — Glas ist ein kostbarer Artikel — die frische Waldluft herein: ein Kern von Civilisation in rauher Hülle.

Von Modesto zum Rancho der Herren White und Hatches vierundachtzig Meilen.

(15. Juni.) Vogelsang, ein vom Himmel herabtönendes Konzert, und die kühle Morgenluft, die durch die Fensterlücke dringt, wecken mich aus dem Schlafe. Um halb sieben Uhr Abfahrt. Der Weg, man kann ihn nicht Straße nennen, ist steil; die Reisenden sind aus dem Wagen gestiegen und erklimmen die Höhe zu Fuß. Der Wald wird immer dichter. Kaum daß das Tageslicht in den gothischen Dom dringt; tausend schlanke, rothe, kannellirte oder glatte Säulen tragen ihn; hoch oben verlieren sich ihre Kapitäle in der grünen Wölbung. Zu ihren Füßen undurchdringliches Dickicht und schwarze Schluchten. Hier und da zittern flüchtige Lichter auf den blühenden Büschen, den rosigen, purpurfarbigen, violetten Azalien, auf den weißen sanft geneigten Kelchen der Mahagoni-Blume, auf den glänzenden Blättern des Arbustus. Einige Schritte weiter weicht die Dämmerung wieder der Nacht. Aber plötzlich, durch eine unsichtbare Oeffnung des Laubgewölbes dringend, übergießt uns die Sonne mit blendender Klarheit. Feiner Goldstaub flimmert in der Luft, und der Wald entfaltet die ganze Fülle seiner Pracht.

Da stehen, neben den hundertfältigen Koniferen Californiens, europäische Eichen, riesiger Ahorn, Lerchen und viele andere in Europa heimische Bäume. Wir befinden uns bereits

hoch im Gebirge. Auf einem Bergkamm*) angelangt, gestattet uns eine Thalöffnung den letzten Blick auf die blaßblonde Ebene. In Folge einer optischen Täuschung scheint sie senkrecht zu stehen, etwa wie eine an der Wand hängende Strohmatte. Jener bläuliche Streifen im Westen ist das Mittelgebirge, jener andere entferntere der Küstendamm. Die Luft ist mit durchsichtigen Dünsten erfüllt; Himmel und Erde verschwimmen am Horizont. Gegen Osten gewandt gewahren wir, in einer Schlucht zu unseren Füßen, ein Meer von Baumwipfeln, und jenseits, auf den Abfällen der Sierra Nevada, deren erste Staffel wir erstiegen haben, rothe Baumstämme unter einem dichten Laubdache. Zuweilen kommen wir über abgerundete, schwarze Granitkuppen. Sonst keine Spur von Felsen. Auch hier, wie weiter im Norden, wo die Pacifikbahn sie überschreitet, erinnert die Sierra Nevada mehr an den Jura als an die Alpen.

Um zehn Uhr steigen wir in ein kleines flaches Kesselthal herab. Hier befindet sich der Rancho des Herrn Clarks. Es ist dermalen die äußerste Grenzmarke am Rande der Civilisation. Hier endet auch die euphemistischer Weise so genannte Fahrstraße. Der Wald ringsum ist ein wenig gelichtet. Ein paar Bäume ließ Herr Clarks in der Nähe des Hauses stehen. Wie winzig sieht dies aus im Vergleiche mit den Waldriesen, die es beschatten!

Von dieser Pflanzung zu den big trees besteht die Entfernung nur einige Meilen. Wir waren am Morgen vor der Karavane aufgebrochen und mußten sie nun abwarten. Endlich erschien sie: der dicke Herr, der heute nicht krank ist, mit seinem „party", und das Fräulein aus Omaha mit Verehrern, Bruder und Eltern. Alles steigt zu Pferde, kleine muntere Moustang, die nach mexikanischer Weise gesattelt und gezäumt sind, und nach kurzem Galopp umfangen uns die geheimnißvollen Schauer des Urwaldes.

---

*) 5300 Fuß über dem Meere.

Die big trees von Mariposa*) verdienen ihren Ruf. Ein von der Legislatur des Staates votirtes Gesetz sichert dies Revier gegen die Verwüstungen der Goldsucher und der Spekulanten im Allgemeinen. Leider kann es sie nicht gegen die Brandfeuer der Indianer schützen. Aber kein „großer" Baum darf gefällt werden. Den Ehrentitel big-tree tragen nur Bäume, welche einen Durchmesser von mehr als dreißig, einen Umfang von mehr als neunzig, und eine Höhe von mehr als dreihundert Fuß haben. Man zählt deren über vierhundert. Viele haben ihre Gipfel verloren; andere sind durch Brand, diese Geißel der californischen Wälder, theilweise zerstört worden. Einige liegen, vom Sturm gefällt, am Boden und bedecken sich bereits mit einer Hülle von Laub und Schlingpflanzen. Zarte Sprößlinge erstehen neben den Riesenleichen. Einer dieser hohlen Stämme bildet einen Tunnel. Wir durchritten ihn seiner ganzen Länge nach, ohne uns zu bücken. Der ausgehöhlte Stamm eines andern Baumes, der noch grünt und aufrecht steht, ist so geräumig, daß ein Mann zu Pferd hineinreiten und umkehren kann, um ihn sodann durch dieselbe Oeffnung zu verlassen. Diese beiden big-trees üben die meiste Anziehungskraft auf amerikanische Reisende. Wie die russischen Pilger in Palästina nach genommenem Jordanbade, denken hier die Touristen nur mehr an die Heimreise, sobald sie den einen Stamm durchritten und dem anderen einen Besuch gemacht haben. Mehrere dieser Bäume wurden mit den Namen berühmter Männer beehrt. Einer trägt die Inschrift: Ferdinand von Lesseps.

Der Boden, welcher diese Riesen erzeugt, ist ein mit dichtem Urwald bedecktes Hochthal, achttausend Fuß über der Meeresfläche. Alle Generationen sieht man da vereint, vom zarten Sprößling bis zu den Patriarchen, welche, nach der allgemeinen Ansicht, Jahrtausende zählen. Aber nichts was geschaffen ward entgeht der Krankheit und dem Tod. Auch hier findet man die

*) Entdeckt 1855.

Spuren ihrer zerstörenden Wirksamkeit auf jedem Schritte. Da liegen Stämme, welchen das Leben offenbar allmälig entflohen ist. Sie starben eines natürlichen Todes. Aber junge Bäume gibt es, die dahin siechen ohne sichtbare Veranlassung. Andere haben Blitz, Brandlegung der Rothhäute, oder Stürme vor der Zeit zerstört. Aber die lebendigen bilden die ungeheure Mehrzahl. Der big-tree ist eine in Europa wohlbekannte Konifere. In den meisten botanischen und in vielen Privatgärten sieht man den schlanken Baum, mit dem glatten mattrothen Stamme, den horizontal ausgestreckten und verhältnißmäßig kurzen Aesten. Der Entdecker dieser Bäume, ein Engländer, nannte ihn Wellingtonia. Den Amerikanern gefiel der Name nicht; sie änderten ihn in Sequoia gigantea, zu Ehren eines pensylvanischen Häuptlings aus dem vorigen Jahrhunderte, der ein Freund der Weißen und der Aufklärung war. Könnte man die Sequoia allein stehend sehen, so würden sie eine weit größere Wirkung hervorbringen als in der Umgebung so vieler anderer Bäume, welche beinahe dieselbe Größe erreicht haben. Ohne die Hülfe der Führer wäre es schwer, sie von den letzteren zu unterscheiden. Der große, der unbeschreibliche Reiz dieser Gegend liegt in der poetischen Schönheit der Landschaft und in der wunderbaren Kraftfülle der Natur.

Aber nach der Poesie die Prosa. Die kleine Kabane des Herrn Clarks ist überfüllt. Eine Bande Vergnügungsreisender ist von Yosemiti angekommen und wird heute Nacht mit uns die wenigen Zimmer des Häuschens theilen. Der kleine Salon und die Veranda sind gedrängt voll. Der Rasen des Urwaldes hat wenig gemein mit den Pelousen unserer Gärten. Um auf ihm zu wandeln, bedarf es einer eigenen Beschuhung, abgesehen von den Schlangen. Diese sind zwar keine Boa Konstriktors, aber man vermeidet sie. Die Damen nehmen die Bänke ein, die Herren lagern auf dem Bretterboden oder lehnen sich gegen die Balken, welche die Stelle von Säulen vertreten. Die junge fast lady hat bereits von den neuen Ankömmlingen Besitz er-

griffen. Viel verheißende Blicke, verführeriſche Attituden, Winke und ſchalkhaftes Lächeln, auch ſchallendes Gelächter, untermiſcht mit ſpöttiſchen Bemerkungen und ſchnippiſchen Antworten bilden das Arſenal dieſer Dorfkokette, und zeigen mir wie man im fernen Weſten die Kunſt zu gefallen auffaßt. „Sie ſind wenig erbaut", ſagt mir der alte Herr aus Pittsburg; „aber glauben Sie mir, dies Mädchen weiß was es thut, und der Papa, der dort in der Ecke zu ſchlummern ſcheint, hat wahrſcheinlich ſchon ſein Opfer gewählt, den jungen Gimpel nämlich, dem er die verhängnißvolle Frage ſtellen wird über die Reinheit ſeiner Abſichten."

Vom Rancho White und Hatches zum Rancho Clarks vierundzwanzig Meilen: zu den big trees und zurück zwölf Meilen.

(16. Juni.) Um ſieben Uhr Morgens zu Pferde. Wir haben einen Führer für uns geſucht und gefunden, und eilen alſo wieder der Karavane voran. Von San-Francisko weg bis hierher ſind wir in ſüdöſtlicher Richtung gereiſt. Nun wenden wir uns gegen Norden. Der Weg, ein enger aber bemooſter und ſteinloſer Pfad, führt den ſteilen Weg hinan nach dem Kamme, der uns vom Yoſemitithale trennt. Rings umher entfaltet der duftende Wald ſeine Schätze. An verſchiedenen Punkten ſteigen dünne Rauchſäulen empor. Schöne Bäume, zur Hälfte verzehrt vom Brande, den nur ein ausgiebiger Regen löſchen kann, beugen ſich ſtöhnend über die ungeheuren Stämme, die, bereits halb verkohlt, im Graſe liegen. Ueberall zeigen ſich neben einander die verſchiedenen Stadien der Entwickelung und des Verfalls: die zarte Kindheit, die Jugend, die Manneskraft, das Siechthum, das Alter. Um eilf Uhr haben wir uns siebentauſend Fuß über das Meer erhoben. In dieſer Einöde ſteht die kleine Hütte eines armen Pflanzers, half way house genannt, weil auf halbem Wege zwiſchen Clarks und Yoſemiti. Die Hitze iſt erſtickend.

Nach einem dreiſtündigen Marſch im Walde erreichen wir, allmälig gegen Norden niederſteigend, den Rand eines Abgrundes. Zu unſern Füßen, zweitauſend Fuß unter dem Standpunkte, den wir einnehmen, ſchlängelt ſich, bereits von Bergſchatten umdämmert, die Merced wie ein weißer Faden. Dieſe tiefe, gewundene, enge Schlucht, bis an den Rand gefüllt mit dem üppigſten Wachsthum, mit rieſigen Eichen und Koniferen, die den big trees von Mariposa nur wenig nachſtehen, iſt das Yoſemitithal, das Ziel unſerer Reiſe. Die Kuppe, auf der wir ſtehen, heißt der Pik der Begeiſterung. Gegenüber, jenſeits Yoſemiti, ragt ein ungeheurer, quadratförmiger Granitblock in die Lüfte. Die Mexikaner nannten ihn El Capitan. Weiter nordwärts nähern ſich die beiden Thalſeiten des Abgrundes; ſie beſtehen aus Zinken, Domen und Terraſſen auf glatten, beinahe ſenkrechten Felswänden. Hier und da gewährt ein luftiges Geſimſe für einige Tannen den nöthigen Raum. In derſelben Richtung bildet eine jene Vorberge überragende Granitmauer den Hintergrund. Ihre Zinnen verſchwimmen für das Auge in eine beinahe gerade, horizontale Linie. Dies iſt, wie man uns ſagt, der höchſte Kamm der Sierra Nevada.

Wir ſteigen auf einem engen ſteinigen und ſteilen, aber nirgend ſchwindeligen Pfad in die Tiefe. Er folgt zuerſt der Flanke des Felſens der Begeiſterung und bringt ſodann in Dickicht und Wald. Von Zeit zu Zeit gewahren wir zwiſchen Laub und Aeſten die ſchäumenden Waſſer einer der vielen Kaskaden, deren Getöſe uns fortwährend begleitet. Die Braut, der bridal fall, ſtürzt von einem neunhundert Fuß hohen Fels, ohne Unterbrechung, in die Tiefe. Wir brauchen zwei Stunden, um das Ufer des Meeres zu erreichen, und von dort noch eine Stunde zur Herberge.

Vom Rancho Clarks nach Yoſemiti vierundzwanzig Meilen.

(17. Juni.) Die Legislatur von Californien hatte den glücklichen Gedanken, den Yosemitidistrikt für den Staat anzukaufen und dadurch vor den Verwüstungen der Goldsucher zu bewahren. Um die Naturschönheit des Thales zu retten, entsagt sie den Metallschätzen seines Bodens.

Drei Pflanzer erhielten Erlaubniß sich in dem Thale niederzulassen. Zu dem Ergebnisse ihrer Aecker fügen sie die Dollars, welche die noch seltenen Sommerreisenden zurücklassen. Ihnen verdankt der Tourist, in diesem entlegenen Erdwinkel, Kost und Unterkunft. Die heißesten Stunden des Tages werden im Schatten des Waldes zugebracht — er beginnt in unmittelbarer Nähe der Häuser — oder auf der Veranda, wo uns einige rohe Lehnstühle die Arme öffnen. Gegenüber in der Entfernung von zwei Meilen stürzt die Yosemiti von einem zweitausend sechshundert Fuß hohen Felsen. Es ist dies der berühmte Wasserfall, einer der größten der Erde, die Hauptsehenswürdigkeit des Thales. Er theilt sich in drei Kaskaden, deren höchste sechzehnhundert Fuß mißt. Die durch die niederstürzenden Wassermassen komprimirte Luft und eine zwischen den Felsspalten entstandene, beständig aufsteigende Brise vermindern die Geschwindigkeit des Falles und verleihen der schäumenden Fluth die Form unzähliger Fallschirme. Unerachtet der Entfernung und des Geflüsters der nie schweigenden Wälder, vernimmt man hier im Rancho bei ruhigem Wetter ganz deutlich den dumpfen Donner der Kataraкte. Am Fuße der Felsenwand bilden abgerundete Granitblöcke einen Cirkus, über den der feine Staub der Brandung einen leuchtenden Schleier wirft. Auf der Veranda sitzend gewahrt man ihn über den Baumwipfeln in Gestalt einer weißen Wolke.

Heute morgen sind die letzten Nachzügler unserer Karavane eingetroffen, und, in kleinere Gruppen vertheilt, ist man zu Pferde und von den Moustangern geleitet zur Besichtigung der „Löwen" aufgebrochen: „Bridal-Fall", „Spiegelsee", die „Kathedrale" und die anderen Wasserfälle. Ein Tourist im Urwald, dies ist min-

beſtens mein Eindruck, vermeidet gerne die nichtsſagenden Geſpräche mit Unbekannten und die lärmenden Späße einer Jugend, deren Erziehung noch nicht vollendet iſt. Ich gedenke alſo die Löwen meinen Gefährten zu überlaſſen und nur zu beſehen was mich anzieht und zwar ganz allein, ſogar ohne Führer. Unſer Wirth hat ein anziehendes patriarchaliſches Aeußere. Die Dollarfrage abgerechnet, flößt er mir Vertrauen ein. Ich frage ihn alſo um Rath. „Das Thal", ſagt er, „iſt voll von Schlangen, Bären und Indianern, aber die Indianer ſind friendly, und die Schlangen und Bären greifen den Menſchen nicht an, wenn er ſie unbehelligt läßt. Vermeidet Moos und dichtes Gras, um nicht zufällig auf eine Schlange zu treten, und zieht in Frieden."

Eine rohe Brücke führt über die Merced. Ihre klaren grünlichen Waſſer erinnern mich an die Grundeltraun, der Capitan an den Backenſtein, der hohe Kamm der Sierra Nevada an das Todtengebirge, von Auſſee geſehen. Es iſt das ſteiriſche Thal durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. In Auſſee fehlen zwar die Waſſerfälle und in Yoſemiti die Seen; demungeachtet iſt die Aehnlichkeit auffallend: dieſelben kryſtallhellen Waſſer, derſelbe Gegenſatz zwiſchen der Vegetation im Thale und den nackten Felſen, die es überragen. Weit geringere Aehnlichkeit bieten die helvetiſchen Alpen. In der Schweiz tragen die vielen Felsterraſſen ſanft abfallende Weidegründe, über welchen ſodann die Gletſcher emporragen. Hier fehlen die Abſtufungen in Weideland und Gletſcher. Ununterbrochen ſteigen die Felsblöcke aus der Tiefe zum Himmel hinan, den ſie mit ihren ſchwach gerundeten Flachkuppeln zu tragen ſcheinen. Zinken ſind ſelten und, weil niedriger als die Mauer, dem Auge wenig auffällig. Yoſemiti bietet daher geringere Abwechſelung. Die Linien ſind aber weniger gebrochen, und um ſo größer der Gegenſatz zwiſchen ihrer klaſſiſchen Einfachheit und den ungeheuren Maſſen. Man ſagt in Rom, daß, um in der Peterskirche den Umfang des Schiffes und die Höhe der Kuppel zu ermeſſen, es mehrerer

Beſuche bedarf. Dem Reiſenden ergeht es hier ebenſo. Die Natur, der beſte Baumeiſter und der beſte Kunſtgärtner, hat in die Verhältniſſe dieſer Landſchaft ein ſo vollkommenes Ebenmaß gelegt, daß weniger das Auge als die Berechnung von den Entfernungen und den Höhepunkten einen richtigen Begriff zu geben vermag. Iſt aber dieſe kleine Arbeit vollbracht, ſo fühlt ſich der Reiſende überwältigt von Erſtaunen, von Bewunderung, von Ehrfurcht für die gewaltige Hand, die, als ſie dieſe Felſen modellirte, ihnen das Gepräge, ihre Größe verlieh.

Ich habe eine ſchöne Wieſe überſchritten und betrete ein Dickicht, wo ich bereits in den leichten Sprühregen gerathe, den der Abendwind von den Katarakten herüberführt. Einige halbnackte Indianer tränken ihre Mouſtang im Fluſſe. Andere umgeben einen Mann ihrer Farbe, der ſich durch eine etwas vollſtändigere Toilette hervorthut. Er trägt Hoſen und eine Polizeimütze, aber kein Hemd. Es iſt der Kapitän John, der Häuptling des Stammes, eines der Verkommenſten in ganz Amerika. Er hält eine Piſtole in der Hand und zielt auf einen großen Vogel, der in kurzer Entfernung, offenbar in größter Seelenruhe, auf einem Tannenzweige ſitzt. Der Schuß fällt ohne zu treffen, was den Schützen augenſcheinlich verdrießt. Seine Untergebenen ſehen ſich an und lachen heimlich. Die Menſchen ſind überall dieſelben.

Es iſt kein Leichtes, dem Yoſemitifall zu nahen. Von Block zu Block ſpringend, über glatte, dicht bemooſte Abhänge kletternd, zuweilen zwiſchen Felsſpalten mich mühſam durchwindend, faſt durchnäßt von der Brandung, erreiche ich endlich den Rand des Schachtes, den ſich der Yoſemiti gegraben hat. Eine dichte Schaumwolke verhüllt den Abgrund. Alle Waſſerfälle gleichen ſich; aber die tiefe Einſamkeit und die wilde Großartigkeit der Landſchaft verleihen dem Yoſemitifall einen eigenthümlichen und unbeſchreiblichen Reiz. Man iſt übrigens hier zu nahe, um die drei Kaskaden überſchauen zu können, nur die niedrigſte und ein Theil der höchſten ſind ſichtbar. Ihr vor-

ragendes Becken verdeckt die zweite. Es zu ersteigen ist Sache der Gemsen.

Die durchsichtigen Schatten, welche das Thal bereits seit einigen Stunden umfingen, erreichten allmälig die Zinnen der es umschließenden Felswände, als ich mich widerstrebend der Betrachtung dieser wundervollen Bilder entriß. So monoton und zugleich so mannigfach! Leuchtende Zacken, die zwischen grünen Rändern sich schlangenartig herabwinden, wie zaudernd im Falle innehalten, endlich wirbelnd im Abgrunde verschwinden, alsbald ersetzt durch neue Wassersäulen, die derselben bewegenden Kraft folgen, denselben Gesetzen gehorchen, denselben Widerstand besiegen, demselben Geschicke erliegen. Ein feines Spitzengewebe aus Silberstoff mit derselben in das Unendliche wiederholten Zeichnung: gebrochene Linien, die in Fallschirmen enden. Und dennoch hat jede dieser Figuren ihre Eigenthümlichkeit. Millionen sah ich an mir vorüberwirbeln, und nicht zwei waren sich vollkommen gleich.

Endlich muß aufgebrochen werden. Immer vom Gebrülle der Kataraften begleitet, erreiche ich, mit nöthiger Vorsicht und ohne Unfall über die Felsblöcke herabkletternd, das Dickicht. Hier herrscht vollständiges Dunkel. Ein wahrer Irrgarten. Zwar finde ich einen Pfad, aber nicht den rechten. Immer wieder führt er mich zu einem klaren Bach, der zu breit ist, um übersprungen, zu tief, um durchwatet zu werden. Keine Möglichkeit nach den offenen Wiesengründen durchzudringen. Schon mache ich mich mit dem unheimlichen Gedanken vertraut, die Nacht in dieser Einöde zu verbringen, als sonderbare Töne sich vernehmen lassen. Ein leises Pfeifen. Wäre es eine Schlange? Ein dumpfes Rasseln, als ob ein schwerfälliger Körper durch das Dickicht bräche! Wäre es ein Bär? Meine Waffen sind ein Sonnenschirm. Da dringen ferne Stimmen an mein Ohr. Ich folge ihnen durch Dick und Dünn, finde einen Pfad, der mich aus dem Gehölze führt, und stoße auf die fast young lady mit ihrem lustigen Gefolge.

(18. Juni.) Auch in der Sierra Nevada tritt die Sonntagsruhe in ihre Rechte. Es gibt zwar keine Kirche hier, aber der Herr vom Hauſe, der für den Sommer als Aufwärter gedungene Mulatte, die Ackerknechte und die indianiſchen Mägde haben ihre Sonntagskleider angelegt und pflegen in den Lehnſtühlen der Veranda liegend der Ruhe. Die Reiſenden helfen ſich wie ſie können, ſitzen auf dem Bretterboden oder ſind, in Ermangelung von Stühlen, in ihren Kammern zu Bette gegangen.

Ungeachtet der Hitze, + 24° R. und kein Lufthauch, wandle ich längs dem Ufer der Merced hinan. Allmälig wird das Thal enger. Gegen Südoſt eröffnet ſich eine ſchmale terraſſenförmig aufſteigende Schlucht, aus welcher ein mächtiger Gießbach, mehrere Kaskaden bildend, in das Thal herabſtürzt. Einer dieſer Fälle, der Nervalfall, bildet das Ziel meiner vierſtündigen Wanderung. Die Gegend trägt fortwährend denſelben Charakter: glatte, glänzende Granitblöcke, hier und da geröthet durch eine Moosdecke, allenthalben beſchattet von Baumrieſen. Der Raſen gleich einem Blumenteppich; aber Blumen ſind Einzelheiten, ſie verſchwinden in der großartigen Umgebung. Das Auge eilt ungeduldig weiter; es bleibt ihm keine Muße zur Betrachtung dieſer beſcheidenen Dorfſchönheiten. Unwillkürlich erhebt es ſich zu den Spitzbogen des Laubdomes, durchdringt ihn, hält wie entſetzt inne beim Anblicke der himmelſtürmenden Bergtitanen. Die Elemente der Landſchaft ſind nicht zahlreich und wiederholen ſich unabläſſig; dennoch machen ſie nicht den Eindruck der Monotonie. Ihre Schönheit beſteht, wie geſagt, in der Einfachheit der Umriſſe und der übernatürlich ſcheinenden Maſſenhaftigkeit. An Farben hat der Künſtler keinen großen Aufwand gemacht: die Luft hat er blau gemalt, ein californiſches Blau, goldbeſtäubter Azur; die Felſen lichtgrau mit kalten, gelblichen Tönen; hier und da mit blaßblauen ſenkrecht herabſchlängelnden Linien: die Wirkung des Himmels, der ſich auf dem vom Winterregen geglätteten Fels ſpiegelt. Die Vegetation iſt grün, aber

mit unendlichen Abstufungen. Weder die durchsichtige Klarheit der amerikanischen Centralhochebene, noch die duftigen Ultramarin-Tinten, welche die Landschaft in unserem Süden verklären. Man möchte sagen, der Meister habe verschmäht oder vergessen die letzte Hand an sein Werk zu legen.

(19. Juni.) In der Nacht hat ein Ungewitter, ein seltener Gast in dieser Jahreszeit, die Luft gekühlt. Bei Tagesanbruch ist sie wieder lau geworden. Von Zeit zu Zeit zerreißen einzelne Windstöße die Nebelschleier, jagen sie von Fels zu Fels, beugen unter ihrem Anprall die Riesen des Waldes. Zum Geheule der Windsbraut gesellen sich die Seufzer der Eichen und der Ahornbäume, das zornige Flüstern der Tannen und der Cedern. Im raschen Wechsel folgen Sonnenblicke auf Wolkenschatten. Zuweilen tritt augenblickliche Ruhe ein, wie im Puls eines Fieberkranken. Einen erhabenen, ergreifenden Anblick bietet der Yosemitifall. Der Wind ist in die senkrechte Rinne gedrungen, den die oberste Katarakte in die Felswand grub. Aus ihrem Rinnsale verjagt, breitet sich die sechszehnhundert Fuß hohe Wassersäule in der Luft aus, wie das Spitzenkleid einer Ballettänzerin.

Um fünf Uhr Abends gestattet uns das Wetter zu Pferde zu steigen. Mit Vergnügen empfangen wir einige Regenschauer, mit Wollust athmen wir die balsamische Waldluft ein. Die Natur scheint wie wiedergeboren durch das Bad, Alles ist freudig, frisch und neugestärkt. Unsere kleinen Moustang galoppiren munter über Wiesengründe der Merced entlang, und betreten dann einen schmalen Bergpfad, der, längs den Felswänden hinanführend, sichere Pferde erheischt und Reiter, welche nicht am Schwindel leiden. Der General aus Virginien und ich, beide an solche Wege gewöhnt, dringen ohne Schwierigkeit vor. Anders ergeht es meinem armen Freunde aus Pittsburg, dem old fellow, wie ihn der Führer unehrerbietiger Weise nennt. Letzterer

und die beiden jungen Männer helfen ihm übrigens ohne Unfall über die schwierigen Stellen hinweg.

Die Gegend ist äußerst malerisch. Tief unten fließt die Merced, überragt zu unserer Linken, jenseits des Thales, von dem Pik der Begeisterung. Nur zwei Wege führen in das Yosemitithal: im Süden der auf dem wir gekommen sind, und den wir nun vom Rande des Abgrundes bis an den Waldrand überschauen können. Der andere Weg, auf dem wir uns jetzt befinden, erklettert den nördlichen Wall des Thales. Die Ersteigung währt zwei Stunden. Eine mitten im Walde liegende Kabane dient uns als Herberge. Dieser Ort heißt, nach dem verwegenen Eigenthümer des Häuschens, Crean's Glatze. Höhe sechstausendfünfhundert Fuß über dem Meere. Bitter kalt. Die Nacht rückt vor, aber die Karavane läßt noch auf sich warten. Wäre ihr ein Unfall zugestoßen? Das Wetter ist wieder gewitterig geworden und der Regen fällt in Strömen. Endlich gegen Mitternacht kommen die Verspäteten an, die Frauen mehr todt als lebendig, alle bis auf die Haut durchnäßt, todtmüde und verwünschend

L'umana specie, il luogo e il tempo.

(20. Juni.) Obgleich wir nur eine sehr kleine Tagereise vor uns haben, wird um vier Uhr das Zeichen zum Aufbruch gegeben. „Warum?" frage ich den Führer. „Weil Hr. Coulter es so will", ist die Antwort. Hr. Coulter, einer der californischen Pionniere, der Gründer der Stadt, in der wir die Nacht zubringen werden und welche auf den Karten als Coulterville erscheint, ist der Ordner unserer Karavane. Wie seine Gründung, hat dieser große Mann den Wechsel des Schicksals erfahren. Für beide ist heute Ebbe eingetreten. Die Stadt verfällt, und Hr. Coulter ist Pferdevermiether geworden für die Touristen, die es ihm von Zeit zu Zeit gelingt in San-Francisko anzuwerben. Ein von ihm entgegengeschickter Wagen er-

wartet uns einige Meilen von Crean's Glatze, an dem Punkte, wo die Straße wieder fahrbar wird. Wir befinden uns nun auf einem der großen Strebepfeiler, welche die Sierra Nevada in die Ebene vorschiebt. Die Straße folgt den Windungen des Kammes und gibt dem Kutscher, mit dem ich den Bock theile, reichliche Gelegenheit seine Kunst und zugleich seine Verwegenheit zu zeigen. Letztere übertrifft bei weitem die erstere. Wir fahren wie Rasende. Bei jeder Wendung der Straße bereite ich mich auf das unvermeidlich scheinende Loos eines Sturzes in den Graben. Diese Straße soll bis Yosemiti geführt werden. Sämmtliche Erdarbeiter sind Chinesen. An mehreren Stellen begegnen wir deren. Sie haben gescheidte Gesichter und sehen wie halbe Gentlemen aus.

Um zwei Uhr Nachmittag sind wir im Nachtquartier angelangt, eine kleine schmutzige, von einem deutschen Ehepaar gehaltene Herberge. Die großen Hotels von ehemals, der Stolz und die Freude der Coulterviller, sind verschwunden, die schmutzigen Gassen verödet, die Häuser schlecht unterhalten, viele verlassen oder dem Einsturz nahe, das Ganze ein Bild des wechselnden Daseins der Goldgräber. Nur ein Häuschen fällt mir durch seine anspruchsvolle Sauberkeit auf. Es ist das Komptoir von Wells, Fargo und Cie. Der Agent erzählt mir die Stadtgeschichte. Er ist von Geburt ein Yankee, der Typus des Anglo-Amerikaners, spricht mit merkwürdiger Kürze und Klarheit, beurtheilt die Dinge nach ihrem praktischen Werth und nach den Bedürfnissen des Tages, und thut, was eben noth thut. Nach den Gründen fragt er nicht.

Immer verfolgt von Herrn Coulter's Bulldoggen, setze ich meine Wanderung fort. Ein paar Schritte vor der Stadt steht ein Kirchlein; weiterhin gewahre ich die nach dem Religionsbekenntniß gesonderten Kirchhöfe. Der katholische ist an den Kreuzen kennbar. Ein dutzend Gräber umfassen die Gebeine von Italienern, ihrer Frauen und Kinder. Auf einigen sind Verse zu lesen. Ein Gatte beklagt den Verlust seiner Gefährtin

in einem Sonnet, deſſen ſich Petrarca nicht zu ſchämen hätte. Die Reime laſſen zu wünſchen, aber nicht das Gefühl. Auch in der Stadt ſehe ich einige Italiener, Goldgräber und Krämer, Alle Hungerleider, die den Tag verwünſchen, an dem ſie ihr ſchönes Vaterland, Piemont und die Lombardei, verließen.

Nach dem Beſuche eines Bergwerkes nöthigt mich die Hitze den Schatten der Herberge zu ſuchen, denn rings um die Stadt iſt der Wald gelichtet. Die Wirthin, ein bayerſcher Bergknappe und Myriaden von Fliegen leiſten mir Geſellſchaft. Das Geſpräch iſt nicht ohne Intereſſe. Bittere Klagen und Verwünſchungen wechſeln mit vorübergehenden Anfällen einer unheimlichen Luſtigkeit, je nachdem man verzweifelt oder hofft. Dies Weib ſagt: „Unſern Unterhalt verdienen wir durch die ‚Miner', die wir in Koſt nehmen. Wenn ſie nicht zahlen, müſſen wir ihnen doch zu eſſen geben. Sie würden ſich ſonſt beleidigt fühlen (Goldgräber beleidigt man nicht gerne). Auch können wir ſie nicht Hungers ſterben oder wegziehen laſſen, ohne uns ſelbſt zu Grunde zu richten." — „Wie ſollen wir Euch zahlen, Weib", ſagt der Bayer, „wenn unſer Lohn nicht ausgezahlt wird? Ich und meine Kameraden ſind alle in derſelben Lage. Die Eigenthümer der Placeres ſind verpflichtet uns täglich drei Dollars und die Nahrung zu zahlen. Seit ſechs Wochen haben wir keinen Cent geſehen. Aber die Arbeit können wir doch nicht einſtellen, ſonſt wären die Patrone ruinirt und wir verlören unſern rückſtändigen Sold." Hier iſt Jedermann verſchuldet, zwiſchen Verzweiflung und Täuſchung hin und herſchwankend, verurtheilt zum Leben eines Spielers.

Im Saale ſitzt der Vater des Wirthes. Er hat ein gewiſſes Anſehen bewahrt, wie deſſen Greiſe in deutſchen Dörfern genießen, und unterhält ſich mit mehreren Männern, die, mit Schweiß und Koth bedeckt, ſo eben aus den Placeres zurückkehrten. In dieſem Zuſtande werden ſie mit uns das Nachtmahl theilen. Sie haben alle Bänke und Sitze eingenommen, indeß die Exkurſioniſten ſtehend, in aller Demuth der Eßſtunde

harren. Sonderbare Sitten! Aber schon fange ich an mich an sie zu gewöhnen. Was Jedermann thut oder mit sich geschehen läßt, wird zum Gesetz. Niemandem fällt es bei, sich ihm zu entziehen. Die Urbarmacher der Wildniß glänzen nicht durch feine Sitte. Sie brachten in den Urwald kräftige Arme mit, einen offenen Kopf, Muth und den Durst nach Gleichheit. Um letzteren darzuthun mehr als um ihn zu befriedigen, beanspruchen sie nicht Gleichheit sondern Ueberlegenheit. Ihre Knechte ahmen das Beispiel nach und geben, wenn sie können, ihrem Brotgeber das Gesetz. Was ist die Folge? Menschen, die in ärmlichen Verhältnissen leben und dabei fortwährend von dem Verlangen gestachelt werden, mit Jedermann auf gleichem Fuße zu stehen, können sich nicht glücklich fühlen. Ihr Leben ist eine Kette von unerreichbaren Wünschen und bitteren Enttäuschungen. Daher der verdrießliche, wenn nicht traurige Ausdruck auf den Gesichtern dieser Leute.

Ich habe Auftritte gesehen, die ich Anstand nähme für möglich zu halten, hätte ich sie nicht selbst erlebt. Zum Beispiel, in der Sierra Nevada essen die Moustanger, Kutscher, Ochsenknechte und Aufwärter zuerst. Sie bekommen dieselbe Kost und sitzen meist am selben Tische wie die Reisenden. Letztere warten stehend, bis es den Dienern gefällt sich zu erheben. Ueberall geben sich die Knechte den Anschein der Herren und ihre Unverschämtheit schiene mir unerträglich, wäre sie nicht so überaus komisch. Uebrigens ist diese Anmaßung nur eine Maske. Sie widersteht nicht der Verführungskraft eines Dollars, den man diesen Gentlemen in die Hand drückt. Dies geschehen, weicht ihre herausfordernde Miene alsbald einem gnädigen Lächeln; ja sie lassen sich sogar herab dem Reisenden Wasser auf sein Zimmer zu bringen, seine Kleider zu bürsten und seine Schuhe zu schwärzen. Auf der ganzen Reise in der Sierra mußten die Reisenden jeden Morgen ihre Toilette im Freien machen; einer nach dem andern trat vor den Waschtrog neben dem Brunnen, wusch sich, bürstete sodann seine Kleider und

reinigte seine Beschuhung. Ich frug meinen Pittsburger Freund, warum er es nicht wie ich mache. Seine Antwort war ein Blick auf die amerikanischen Touristen und ein zweiter auf den Lokaltyrannen. Dabei erröthete er.

Nicht die Frechheit der Köhler und Bergleute wundert mich, sondern die ehrerbietige Haltung meiner Reisegefährten. Unter ihnen gibt es Männer von Bildung und Erziehung, die in ihrer Heimath, den Oststaaten, eine hervorragende Stellung einnehmen und in Europa den höhern Ständen zugezählt würden. Wenn wir unter uns allein sind, brechen sie in bittere Klagen aus über die uns werdende Behandlung, aber in Gegenwart des Dorfkönigs oder seiner Vasallen gewinnt die Klugheit die Oberhand. Nicht nur schweigen sie; sie lächeln auch mit dem Ausdrucke der Unterwürfigkeit. Sie sind nicht nur treugehorsame Unterthanen der bestehenden Gewalt, sondern auch geschmeidige Höflinge. Ich mache diese Bemerkung gewiß nicht, um die Zahl der oft unbilligen und unwissenden Tadler amerikanischer Zustände zu vermehren. Ein jeder von uns, lebte er in einer kleinen Stadt der Sierra Nevada oder in irgend einem Urwalde des far-West, würde eben so handeln. Ich führe diese Thatsachen an als einen Beweis, daß die unbeschränkte Freiheit des Individuums und die gesellschaftliche Gleichheit, in Amerika wie überall, ein leerer Wahn sind, und daß die Dorftyrannen der Wildniß, im Punkte der unterwürfigen Formen und der Etiquette, schwerer zu befriedigen sind, als die größten Monarchen Europa's.

Von Yosemiti nach Coulterville siebenundvierzig Meilen.

(21. Juni.) Man weckt uns um vier Uhr. Die Knechte und Kutscher frühstücken wie gewöhnlich vor uns. Hinter dem Stuhle eines jeden Dieners steht ein Reisender des Augenblicks harrend, wo er sich des frei gewordenen Platzes bemächtigen könne. Als die Leute, die ihr Mahl in gemächlicher Ruhe ver-

zehrt haben, endlich aufstehen, ruft uns einer der Kutscher mit gebieterischem Tone zu: „Eat fast, eßt rasch.“ Ein anderer sagt: „Wer in zehn Minuten nicht fertig ist, bleibt zurück.“

Herr Coulter weist einem jeden seinen Platz an. Ich sitze wieder neben dem Kutscher. Er ist von deutscher Abkunft und lallt noch die Sprache seiner Ahnen. Während seine kräftigen Traber acht Meilen die Stunde laufen, erzählt er mir seine Lebensgeschichte. Er besitzt zwei paar Pferde und nimmt monatlich hundert Dollars ein. Er ist verheirathet, hat zwei Kinder und bestreitet seinen Haushalt mit sechs- bis siebenhundert Dollars im Jahre.

Zwanzig Meilen hinter Coulterville steigen wir in die Ebene herab: gelb, verbrannt, anfangs mit schönen immergrünen Eichen besäet, weiter hinab baumlos. Während mehrerer Stunden fahren wir dem Tolomini entlang. Zwei grüne Bänder der üppigsten Vegetation schmücken die Ufer des Flusses. Er erinnert an den Tajo zwischen Abrantes und Santarem, die bereits hinter uns zurückbleibenden Strebepfeiler der Sierra Nevada durch ihre imposanten, abgerundeten, bewaldeten Massen an die westlichen Abfälle des Libanon.

Die Sonne ist unerbittlich, und ich frage mich ernstlich, ob ich im Stande sein werde ihrem sengenden Feuer zu widerstehen. Glücklicher Weise finde ich auf jeder Haltestelle einen guten Samaritaner, der mir für einen halben Dollar den Kopf mit frischem Wasser begießt. Dieser prophylaktischen Behandlung verdanke ich, die Station von Modesto gegen Abend und, eine Stunde später, Lathrop lebendigen und sogar gesunden Leibes zu erreichen. In Lathrop werden wir, in einem vortrefflichen Hotel, die Nacht zubringen und morgen Mittag nach San-Francisko zurückkehren.

Entfernung von Coulterville nach Modesto achtundvierzig Meilen; von Modesto nach San-Francisko hundertundeine Meile.

Hier endigt mein Ausflug in die Urwälder der Sierra Nevada. Eine schöne und interessante Reise, die aber bei den

noch sehr mangelhaften Vorkehrungen gute Gesundheit und einen guten Vorrath von Geduld voraussetzt. Die Freunde in San-Francisko behaupten, sie sei eine einfache Spazierfahrt, Jedermann empfiehlt sie dem Fremden auf das Wärmste, Niemand mehr als wer sie nicht gemacht hat.

XII.

Von San-Francisko nach Yokohama.

Vom 1. zum 24. Juli.

Das goldene Thor. — San-Francisko vom Meere gesehen. — Die pacifische Dampfschifffahrtsgesellschaft. — Die China. — Die Ueberfahrt. — Betrachtungen über die Zustände in den Vereinigten Staaten — Ankunft in Yokohama.

(1. Juli.) Genau um Mittag verläßt die China ihren Ankerplatz. Die Freunde der Abreisenden drücken ihnen zum letzten Male die Hand und stürzen in ihre Boote. Um Ein Uhr haben wir die Schwelle des Goldenen Thores überschritten. Vom Meere gesehen bietet San-Francisko einen seltsamen, wenig reizenden Anblick: Sandhügel, welche breite mit Holz gepflasterte oder pflasterlose Gassen in gerader Linie durchschneiden; Hügel wie Gassen scheinen senkrecht empor zu steigen. Die hölzernen Häuser sind braun, der Sand gelb; der bläuliche, grau gefleckte Himmel gleicht einem zerrissenen Schleier. Nach beiden Seiten hin, gegen Nord und Süd, entweichen die Felsgallerien der Küste. Auch da herrschen die braunen und gelben Töne vor. Dichte unbewegliche Wolken umhüllen den Damm der Berge und springen in das Meer vor in Form eines Baldachins. Cliffhouse mit seinen drei Klippen, dem Belustigungsorte der Seelöwen und Wasservögel, ist das letzte Land das wir gewahren. Vor und unter der China rollt bereits das Stille Meer seine grünlichen Fluthen. Ein Nebelflor verhüllt den

Horizont und die Inselgruppe der Farallones. Alsbald umfängt er auch uns. Welch traurige Abfahrt!

(2. Juli.) Das Wetter prachtvoll; der Wind Nord-Ost; das leicht gekräuselte Meer ultramarinblau und verklärt durch einen eigenthümlichen Purpurschein. Riesige Möven treiben ihr Spiel über unserem Hinterdeck. In der Tiefe ein Gewimmel von Plattfischen; die englischen Matrosen nennen sie portuguese men of war, ein Name, der wahrscheinlich aus der Zeit stammt, wo England sich der Seeherrschaft bemächtigte. Die Schiffe Vasco de Gama's und der nachfolgenden Conquistadoren waren keine Modelle maritimer Baukunst, aber in ihren Weichen bargen sie Helden. Was damals für einen Spottnamen galt, erinnert heute an den erblaßten Ruhm einer ritterlichen Nation.

(3. Juli.) Die Dampfschifffahrt zwischen San-Francisko, Yokohama und Hongkong ist erst kürzlich in das Leben getreten. Wenn eine nur dreijährige Erfahrung zu einem endgültigen Urtheile berechtigen könnte, so ließe sich behaupten, das so lange für ein Traumbild geltende Problem, das Stille Weltmeer mit Raddampfern in seiner ganzen Breite zu durchschiffen, sei durch die amerikanische Gesellschaft in glänzender Weise gelöst worden. Aber bisher wurden in allem nur sechsunddreißig bis vierzig Reisen (Hin- und Rückfahrt) gemacht, was kaum genügen dürfte, um die erhobenen Bedenken zu beseitigen. Indeß, bisher hat kein ernster Unfall statt gefunden. Die Schiffe gehen ab und kommen an mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes. Mit einer Bestimmtheit, welche abergläubischen Menschen Angst einflößen könnte, sagen die Officiere den Passagieren am 1. des Monats bei der Abreise von San-Francisko: am 24. um neun Uhr Morgens werden Sie in Yokohama landen. Ein Mal geschah es, daß am fünften Tage der Reise die Maschine theilweise den

Dienſt verſagte und nur Ein Rad arbeitete. Dennoch, ſtatt umzukehren, hatte der Kapitän die Verwegenheit die Fahrt fortzuſetzen, und das Glück, mit faſt erſchöpftem Kohlen- und Mundvorrath, nach neuntägiger Verſpätung Yokohama zu erreichen. Ein anderer Steamer gerieth in einen Typhon und entrann nur mit äußerſter Noth dem Untergang.

Werden die Bürgſchaften geboten, welche jede Schifffahrtsgeſellſchaft für Mannſchaft, Paſſagiere und Ladung zu geben verpflichtet iſt? Hierüber ſind die Anſichten getheilt. Officiere der engliſchen und franzöſiſchen Kriegsmarine und andere Fachmänner, ſo wie Glieder der höheren Kaufmannſchaft in San-Francisko, mit denen ich hierüber ſprach, bezweifeln es oder behaupten geradezu das Gegentheil. Ihrerſeits betheuern die amerikaniſchen Kapitäne, daß keine Seereiſe weniger Gefahren biete, keine die Meere des Erdballes durchſchiffenden Dampfer beſſer geeignet ſeien ihnen zu trotzen, als die Steamer dieſer Geſellſchaft.

Hier folgen die Einwürfe der Zweifler: Die P. M. S. S. C., d. h. Pacific Mail Steam Ship Company, bezieht von der Waſhingtoner Regierung eine jährliche Subvention von fünfhunderttauſend Dollars. In Anbetracht der, im Verhältniß zu den Auslagen, geringen Anzahl Paſſagiere und des noch unbedeutenden Handelsverkehrs iſt die Subvention ungenügend. Die Geſellſchaft hat ſich verpflichtet, alle Monate ein Boot von San-Francisko nach Hongkong, und ein anderes von letzterem Hafen nach erſterem abzufertigen. Die Koſten ſind ſehr groß und, um ſie möglichſt herabzuſetzen, iſt die Kompagnie genöthigt, die Anzahl der Steamer und den Stand der Officiere und Mannſchaft auf das möglichſt geringe Maß zu beſchränken. Die großen atlantiſchen Geſellſchaften in Europa und die franzöſiſchen Meſſageries-Maritimes unterhalten ein wenigſtens doppelt ſtarkes Perſonal, und daſſelbe Verhältniß beſteht in Bezug auf Schiffe und Ausrüſtung. Die Pacific-Compagny beſitzt nur vier Boote. Ein jedes derſelben hat, auf jeder Reiſe,

Hin- und Rückfahrt, die ungeheure Entfernung von vierzehntausendvierhundert Seemeilen*) zurückzulegen. Hieraus folgt, daß die Schiffe sich sehr rasch abnutzen, daß der Aufenthalt an den Ausgangspunkten für Besichtigung und Reinigung der Maschine zu kurz ist, und daß man insofern mit Recht behaupten könne, es fehle den Booten an der nöthigen Seetüchtigkeit. Ueberdies bestehe, auch aus Gründen der Sparsamkeit, mit Ausnahme der Officiere und Maschinisten, die gesammte Mannschaft aus Chinesen. Nun seien aber die Chinesen schlechte Matrosen; bei üblem Wetter verlieren sie den Kopf, bei ernster Verlegenheit den Muth; auch die Mannszucht sei dann schwer aufrecht zu erhalten. Die Aufwärter sind gleichfalls Chinesen. Hierzu kommen die immer sehr zahlreichen Passagiere dieser Nation; während die Anzahl der weißen Reisenden noch verhältnißmäßig gering ist. Fälle können eintreten, wo dies Mißverhältniß ernste Folgen haben dürfte.

Von San-Francisko nach Yokohama hat man in Einem Zuge fünftausend Meilen zurückzulegen und zwar ohne die Möglichkeit, im Nothfalle einen nahen Sicherheitshafen aufzusuchen oder frischen Mundvorrath einzunehmen. Daher ist man gezwungen, bei Beginn der Reise die volle Kohlenladung einzuschiffen und hierbei auch auf die durch schlechtes Wetter oder Störung der Maschine entstehende Verlängerung der Ueberfahrt Bedacht zu nehmen. Die Folge ist, daß die Schiffe während der ersten Tage überladen und daher schwerfällig, unwieldy sind. Es fehlt ihnen daher an der nöthigen Elasticität, buoyancy, ein großer Uebelstand an der californischen Küste, wo die Stürme in gewissen Monaten, an der japanischen, wo sie den größten Theil des Jahres über häufig vorkommen.

Aber auf noch ernstere Bedenken anderer Art lenkt man die Aufmerksamkeit der Gesellschaft so wie der sie subventionirenden Centralregierung. Sie beziehen sich auf den Bau der

*) Sechzig auf den Grad.

Schiffe. Dieſe ſind Raddampfer von fünftauſend Tonnen und können ſich nur mittelſt Dampfkraft bewegen. Die Bemaſtung iſt außer allem Verhältniß ſchwach und winzig, und ſie muß es ſein, da das Problem, Dampf und Segel in gleichem Maße zur Wirkſamkeit zu bringen, für ſo große Schiffe, welche ſo ungeheure Entfernungen zurücklegen müſſen, bisher ungelöſt blieb. Wahr iſt, daß Dampfer ſich, in gerader Linie und ohne unterwegs anzulaufen, von England nach Auſtralien begeben; aber dies ſind in Wirklichkeit Segelſchiffe, welche die Paſſatwinde und gewiſſe regelmäßige Strömungen benutzen, und nur wo dieſe oder jene fehlen zur Dampfkraft Zuflucht nehmen. Ihnen iſt das Segel die Haupt-, die Schraube Nebenſache. Daher werden dieſe Ueberfahrten unter den beſtmöglichen Bedingungen gemacht. Aber die Schifffahrt im Nord-Pacifik ermangelt dieſer Vortheile. Die fehlerhafte Konſtruktion der Steamer wurde bereits hervorgehoben. Sie entſpringt aus dem, bei dem gegenwärtigen Stande der nautiſchen Kunſt und Wiſſenſchaften, ungerechtfertigten und tollkühnen Wagniſſe, mit ſo großen Schiffen ſo weite ununterbrochene Reiſen zu unternehmen, was nur zu billigen wäre, wenn man Mittel gefunden hätte, Dampf und Segel in gleichem Maße zu verwenden. Hierzu tritt noch der Umſtand, daß das Stille Meer keinen der Vortheile bietet, welche die Auſtralienfahrer, ſämmtlich Auxiliaries*) oder Skipper, ſo trefflich auszunutzen verſtehen. In den nördlichen Gewäſſern des pacifiſchen Oceans gibt es weder Paſſatwinde noch regelmäßige Strömungen. Die Winde beſchreiben dort häufig einen Kreis. Während unter dem ſechsunddreißigſten Breitengrade, welchen die Dampfer der Geſellſchaft im Sommer einhalten, weil er die gerade und mithin kürzeſte Linie iſt, ſchwache Oſtbriſen vorherrſchen, wehen achtzig oder hundert Meilen nördlich heftige Weſtwinde. Die Segelſchiffe — ſie laden californiſches Mehl und Bauholz für Japan,

*) Segelſchiffe mit einer Aushülfsſchraube.

und als Rückfracht japanischen Thee und sind im Ganzen wenig zahlreich — die Segelschiffe nehmen immer den nördlichen Kurs und vermeiden dadurch die häufigen Windstillen der südlichen Regionen. Daher kommt, daß die Dampfer der Gesellschaft auf der Ueberfahrt nie ein Segel sehen.

Also die Mittel der Gesellschaft sind unzureichend für ihre Aufgabe; das Mißverhältniß zwischen dem weißen und gelben Elemente am Bord ihrer Schiffe kann zu Gefahren Anlaß geben; endlich, und dies ist die Hauptbeschwerde, die Gesellschaft ist genöthigt sehr große Dampfschiffe zu verwenden und sie mit Kohlen zu überladen; denn wenn der Vorrath des Brennmaterials erschöpft wäre, so würden die Segel von sehr geringem oder gar keinem Nutzen sein. Man räth daher, daß die Schiffe in Zukunft in Honolulu anzulaufen hätten, wodurch die Reisedauer zwar erhöht, aber die bezeichneten Gefahren wenigstens einigermaßen vermindert würden.

Hierauf entgegnen die Amerikaner: die Mittel, über welche die Gesellschaft verfügt, sind mehr als genügend. Ihre Steamer sind, wie allseitig anerkannt wird, Muster der Schiffsbaukunst. Sie werden weniger abgenutzt als die Boote der atlantischen Kompagnien, weil sie langsamer fahren, nämlich in vierundzwanzig Stunden nur zweihundertvierzig Meilen zurücklegen, während die Dampfer der Cunard und der andern Gesellschaften über dreihundert Meilen laufen. Der Aufenthalt an den beiden Enden der Linie, San-Francisko und Hongkong, genügt reichlich für die nöthigen Arbeiten, Besichtigung, Ausbesserung und Reinigung der Schiffe und des Materials. Es gibt keine Dampfer, die besser und reinlicher gehalten wären. Das Personal ist nicht auf das kleinste Maß herabgesetzt, sondern im Gegentheile den Anforderungen des Dienstes vollkommen gewachsen. Freilich alles Ueberflüssige wird vermieden. Keine nutzlose Schreiberei, keine büreaukratische Verschleppung der Geschäfte, keine hierarchischen Auszeichnungen; an Etikette gerade nur das unumgänglich Nöthige. Der Kapitän spielt

nicht den Komodore oder den Admiral. Nachdem er täglich dem ersten Officier seine Befehle gegeben hat, hält er es nicht unter seiner Würde, der Vorschrift gemäß jeden Morgen und jeden Abend die Maschine, die Küchen, die Kajüten der Passagiere, alle Theile bis zum Schiffsraum herab in eigener Person zu besuchen und sorgfältig zu prüfen. Im Vergleich mit Euren Einrichtungen in Europa macht jeder unserer Officiere doppelten Dienst, bezieht aber auch doppelten Sold. Unser System hat alle Vortheile der äußersten Vereinfachung und bietet größere Sicherheit als das Eure, denn bei uns ist jeder Agent durchdrungen von dem Gefühle seiner Verantwortlichkeit, hält sich nicht für zu gut, um überall selbst mit Hand anzulegen und verläßt sich nie auf seine Untergebenen, deren er in der Regel keine besitzt. Die Mannschaft besteht aus Chinesen. Wir geben zu, daß die europäischen Matrosen den chinesischen überlegen sind. Aber was Mannszucht anbelangt, ziehen wir die Chinesen den in den pacifischen Häfen angeworbenen Amerikanern und Europäern, der Hefe der weißen Bevölkerung, bei weitem vor. Letztere sind verkommenes Gesindel, Rauf- und Trunkenbolde, immer bereit bei der ersten Gelegenheit zu desertiren. Der chinesische Matrose ist im Gegentheil sanft, gehorsam und ordentlich. Streit und Insubordination kommen nie vor. Was die Reisenden dieser Nation anbelangt, so sind alle Vorkehrungen getroffen, sie beim ersten Anzeichen einer Meuterei unter Schloß und Riegel zu setzen. Auch sind sie unbewaffnet, und der Kapitän wird nöthigen Falles Revolver an die weißen Passagiere vertheilen, welche letztere bei der Abreise die Verpflichtung eingehen, sich, wenn von ihm hierzu aufgefordert, unter seine Befehle zu stellen. Uebrigens sind auch die Schiffe der Herren Jardine und Russel in Shanghai durchwegs mit Chinesen und die der Peninsular-Company größtentheils mit Malaien bemannt. Die angebliche Gefahr, die hieraus erwachsen soll, können wir also nicht zugeben.

Eure Haupteinwendung bezieht ſich auf die Konſtruktion unſerer Schiffe. Allerdings bildet die Dampfkraft unſer Hauptelement und ſie muß es ſein, da es gilt ungeheuere Räume mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes zu durchlaufen. Gewiß iſt hier das Segel nur Nebenſache und wünſchenswerth wäre ihm eine bedeutendere Rolle anzuweiſen; aber ſelbſt in der beſchränkten Weiſe, in der wir vom Segel Gebrauch machen, kann es die wichtigſten Dienſte leiſten. Unſere kleinen Maſte können übrigens durch große erſetzt werden. Jedes Schiff iſt mit einem ſolchen verſehen. Ihr könnt ihn am Verdecke liegen ſehen. Alſo ſelbſt den unwahrſcheinlichen Fall angenommen, daß die Maſchine ganz den Dienſt verſage, hat man immer die Möglichkeit Yokohama oder San-Francisko mit Hülfe der Segel zu erreichen, oder mindeſtens ſich in dem Kurſe unſerer Boote zu erhalten und daher von einem derſelben geſehen zu werden. Denn ſo groß iſt die Regelmäßigkeit unſeres Dienſtes, daß, ſehr ſeltene durch Nebel veranlaßte Ausnahmen abgerechnet, die beiden Steamer, deren einer San-Francisko, der andere Yokohama verlaſſen hat, ſich regelmäßig an einem gegebenen Punkte und an einem im Vorhinein berechneten Tage begegnen. Mit Lebensmitteln iſt man ſtets reichlich verſehen. Endlich beſtreiten wir, daß unſere Schiffe je überladen ſind. Im Ganzen reiſen ſie unter den beſtmöglichen Verhältniſſen. Auf dem Meere haben der Zufall, das Spiel der Elemente immer ihre Rechte. Dies gilt von allen Seereiſen. Wir fürchten nur Einen Feind: das Feuer, und gegen ihn ſind die ſinnreichſten und wirkſamſten Maßregeln getroffen. Wir empfehlen ſie Euch zur Nachahmung, als einen von Euch noch zu machenden Fortſchritt. Aber was zu unſeren Gunſten lauter ſpricht als alle Beweisgründe, das iſt die Erfahrung von vierzig Reiſen, das heißt achtzig Ueberfahrten im Stillen Meere und in den mit Recht verrufenen chineſiſchen und japaniſchen Gewäſſern. In den drei Jahren des Beſtandes der Geſellſchaft haben unſere Schiffe mehr als ſechshunderttauſend Meilen zurückgelegt und alle ſind nach dem

Goldenen Thor heimgekehrt ohne Verluſt eines Menſchen oder eines Waarenbündels.*)

Wir haben das Für und Gegen vernommen. Wer hat Recht? Laien ſteht hierüber kein Urtheil zu. Alſo auf gut Glück vorwärts! Und da wir nun einmal uns an Bord der China befinden, ſo nehmen wir Partei für die Kompagnie und erklären ihre Schiffe für die ſicherſten und beſten der Welt. Gewiß es gibt nichts Stilleres als das Stille Meer und dem Anſcheine nach nichts Friedfertigeres, wenigſtens in dieſer Jahreszeit und in dieſer Breite. Im Winter nehmen die Steamer einen ſüdlicheren Kurs, was die Entfernung um zweihundert Meilen vermehrt. Tiefer unten iſt auch in den rauhen Monaten das Wetter meiſt ſchön. Alſo das ganze Jahr über kann man auf ruhiges Meer und heiteren Himmel zählen, abgerechnet eine etwa dreihundert Meilen breite Zone an der californiſchen Küſte und eine doppelt ſo breite an der japaniſchen. Zwiſchen beiden aber lächelt die Natur unabläſſig; ſie lächelt und gähnt. Alles ſchläft, die Menſchen, die Luft, die See. Ja, wir ſind im Stillen Meer.

(4. Juli.) Der Himmel iſt perlgrau; das Schiff in allen Theilen weiß getüncht: weiß ſind auch die Maſten, die Deckkajüten, die Bordwände und das über den ganzen Fußboden geſpannte Wachstuch. Vom Hintertheil zum Bugſpriete bildet das Deck eine ununterbrochene Fläche, ſomit einen trefflichen Spaziergang. Den größten Theil des Morgens habe ich es zu meiner ausſchließlichen Verfügung. Die Paſſagiere der erſten Kajüte ſtehen ſpät auf, die der zweiten Klaſſe, die Chineſen,

*) Dieſer kühnen Berufung auf eine kurze, aber glänzende Vergangenheit folgten ſeither zwei furchtbare Kataſtrophen auf dem Fuß: die Amerika, der Stolz der Geſellſchaft, verbrannte im Hafen von Yokohama wenige Stunden nach ihrer Ankunft (24. Auguſt 1872) und die zwiſchen New-York und Aſpinwall fahrende Bienville (im ſelben Monat) unweit Bahama.

niemals. In San-Francisko haben sie sich niedergelegt und verlassen ihr Bett nur, während es gemacht wird. Am Deck erscheinen sie nie. Auch die Matrosen verschwinden, sobald ihr Dienst gethan ist, und dieser ist bei solchem Wetter kein schwerer. Als wir das Goldene Thor verließen, wurden die Segel gesetzt und seither sind sie nicht mehr berührt worden. Der stetige Ostwind ist gerade kräftig genug, um die Wirkung der Schiffsbrise aufzuheben. Die Resultirende gibt den Eindruck vollkommener Windstille. Der Rauch steigt in Form einer senkrechten Säule gegen Himmel. Das sind also gute Zeiten für die Matrosen. Sie schlafen, oder spielen und rauchen unten in Gesellschaft ihrer Landsleute. Auch die beiden Männer am Ruder, beide Amerikaner, sind unsichtbar. Sie stehen im Steuerhaus und bei ihnen sitzt gewöhnlich auch der diensthabende Officier. Ich bin also einziger Besitzer dieses ungeheueren Decks. Von einem Ende zum anderen durchschreite ich es; hin und zurück vierhundert Schritte! Nur Ein Hinderniß gibt es zu überwinden: eine dünne, eiserne Querstange, die im Centrum, nicht ganz in der Höhe eines Mannes, die beiden Schiffsborde verbindet. Sie ist gleichfalls weiß angestrichen und schwer wahrzunehmen. In keiner Lage des Lebens fehlt der nagende Wurm, der Dorn im Fleische, der schwarze Punkt. Hier an Bord der China ist mein schwarzer Punkt diese weiße Stange. Nicht nur stoße ich unzählige Male daran; sie erinnert mich auch fortwährend an die Gebrechlichkeit der menschlichen Dinge. Sie ist sehr dünn und doch, wie mir der Ingenieur sagt, hat sie die Bestimmung, im Sturme den ungeheueren Schiffskörper zusammen zu halten. Es gibt Augenblicke, wo unser Leben an einem Faden hängt; hier hängen wir von einer Eisenstange ab. Immerhin besser, aber nicht genug.

(5. Juli.) Gestern Abends feierte man den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung. Die Amerikaner hielten natürlich

Reden. Sie ſprachen mit Leichtigkeit, nicht ohne Geiſt und mit einer etwas banalen Beredſamkeit. Den Schluß machte gewöhnlich ein Witzwort und ſchallendes Gelächter der Zuhörer. Für den Augenblick hatte man ſich aus dem Zuſtande der Schläfrigkeit, die am Bord herrſcht, einigermaßen aufgerüttelt.

Heute Morgens iſt das Wetter unbeſchreiblich prachtvoll. Alles iſt Blau und Gold. Ueber dem Waſſer ſchimmern noch immer jene ſeltſamen Purpurreflexe, die mir bereits am zweiten Tage der Ueberfahrt auffielen. Am Deck nicht Eine Seele. Die Balancierſtange der Maſchine ſteigt langſam auf und nieder. Das Meer ſchwillt und ſinkt wie die Bruſt eines Schlafenden. Rings um mich, außer dem Plätſchern der Räder und dem Flügelſchlage der uns noch immer folgenden Möven, tiefe Stille. Desgleichen unten in den Kajüten. Von Zeit zu Zeit vernehme ich die Töne einer Guitarre. Sie kommen aus der Barbierſtube. Der Künſtler iſt ein Mulatte. Am andern Ende des Schiffes vertreibt ſich der Purſer mit demſelben Inſtrumente die Zeit. Die Paſſagiere ſind noch nicht aufgeſtanden, oder ſie ruhen im Salon auf den Kanapés und Rollſtühlen leſend oder ſchlummernd. Erſt ſpät Nachmittags erſcheinen ſie am Deck.

In der erſten Kajüte ſind wir nicht zahlreich: zwei engliſche Touriſten, angenehme junge Herren der Geſellſchaft; zwei engliſche Kaufleute von Yokohama, der eine in Begleitung ſeiner Frau; einige Amerikaner, ein Handelsherr aus Boſton, ein junger Arzt, der auf den Sandwichinſeln prakticirt hat und nun in Japan ſein Glück machen will; zwei italieniſche Seidenagenten, man nennt ſie Graineure; zwei Spanier, die, in Macao anſäſſig, Menſchenhandel treiben, das heißt Kulis nach Chili und der Havana ausführen. Während meines langen Aufenthaltes in Liſſabon hatte ich in den Geſichtern reichgewordener Sklavenhändler — dieſer Handelszweig blühte damals noch — ſtets eine unſchöne Familienähnlichkeit bemerkt; ich fand ſie wieder bei einem der beiden Spanier.

Dieſe wenigen Paſſagiere haben ſich in zwei Koterien ge-

ſchieden: die angloamerikaniſche und die lateiniſche. Außerdem haben wir eine junge farbige Frau, eine Wittwe an Bord; ein wahrer Madonnenkopf. Sie geht nach Yokohama, um einen Haarkünſtler zu heirathen. Ihr Kind iſt ein kleines taubſtummes Ungeheuer, das rauhe, unartikulirte Töne von ſich gibt. Aber die Zärtlichkeit der Mutter gewährt einen ſo rührenden Anblick, daß wir das arme kleine Weſen gerne ertragen.

Die mongoliſche Raſſe vertreten mein Freund Fang-Tang und zwei Japaner, letztere in europäiſchem Anzuge. Sie ſehen wie Affen aus. Der Eine, vormals Gouverneur einer Provinz, ſpricht nur japaniſch; der Andere, der Sohn eines Daimio wie man uns ſagt, hat in England ſtudirt, es aber in der engliſchen Mundart nicht ſehr weit gebracht; doch ſtammelt er England all good, Japan all bad. Alles iſt gut in England, Alles ſchlecht in Japan. Dies iſt das Schlußergebniß ſeiner europäiſchen Erziehung und eine Bürgſchaft, daß er ſich fortan in ſeinem Vaterlande gefallen werde.

Von uns allen iſt offenbar ein alter Parſi aus Bombay die intereſſanteſte Geſtalt. Seines Zeichens Bäcker, aber ein Fürſt unter ſeines Gleichen, liefert er den europäiſchen Reſidenten in Yokohama, Shanghai und Hongkong das beſte Brot. Vor Errichtung der Dampflinien beſaß er einige Schiffe in den Gewäſſern von China und Japan. Sein ſchöner Kopf mit dem langen weißen Bart, die würdevolle Haltung, ſeine Artigkeit, auch ſein einfacher aber maleriſcher Anzug, die ganze äußere Erſcheinung entſprechen ſeiner geiſtigen Beſchaffenheit, den Erfahrungen, die er geſammelt, der geſelligen Stellung, die er einnimmt. Bekanntlich ſtehen in der muſelmänniſchen Welt die Kaufleute obenan. Wir verkehren oft und ohne Schwierigkeit, denn er ſpricht engliſch mit großer Geläufigkeit. Er erzählte mir, daß er die europäiſche Civiliſation mit eignen Augen betrachten wollte; daher ſei er nach San-Francisko gegangen. Dies genüge ihm. Nachdem er ſich zuerſt verſichert hatte, daß ich kein Amerikaner ſei, brach er in den lebhafteſten Tadel aus.

„Welcher Skandal in den Straßen!“ rief er, „Frauen laufen da herum, und welche Frauen! Pfui! Dann erſt die Männer! Welcher Mangel an Anſtand! Wie ganz anders iſt dies in meinem Vaterlande. Der Orientale liebt ſeinen Nächſten; er iſt gut, dienſtfertig, anſtändig. Niemals ſieht man in den Gaſſen unſerer Städte Betrunkene oder liederliche Dirnen. Aber der Amerikaner denkt nur an ſich, iſt roh und ergibt ſich öffentlich dem Laſter.“ Mit Ungeduld erwartete er den Abgang des Dampfers, um dem antipathiſchen Lande für immer Lebewohl zu ſagen.

Kapitän Cobb gefällt mir ſehr. Aus einem der Oſtſtaaten ſtammend, gilt er für einen trefflichen Seemann, iſt artig und voll Aufmerkſamkeit für die Paſſagiere. Mehr oder minder theilt er dieſe Eigenſchaft ſeinen Untergebenen mit.

Herr O., der Oberingenieur, gehört einer alten ſpaniſchen Familie an. Er wurde auf den canariſchen Inſeln geboren und erhielt in der Havana ſeine Erziehung. Zugleich Cavallero und kaſtiliſcher Ascet, bildet er mit den amerikaniſchen Kameraden einen auffallenden Gegenſatz. Beim erſten Blick erkennt man in ihm die auserwählte Seele. Seine Geſpräche beſtärken dieſen Eindruck. Noch ein junger Mann, verdankt er ſeinen Platz allein dem Verdienſt. Müßige Stunden widmet er ernſter Leſung. Seine Kajüte, die ſich auf der einen Seite nach dem Decke, auf der anderen nach dem Maſchinenraum öffnet, entſpricht der Geſinnungsart und dem Seelenzuſtande des Mannes. Da ſieht man eine kleine Bibliothek, in der ſich theologiſche Abhandlungen an naturwiſſenſchaftliche Werke reihen, und wo die ſpaniſchen Klaſſiker und Donoſo Cortes nicht fehlen; zwei Vaſen mit ſorgfältig gewarteten Blumen, ein Abſchiedsgeſchenk ſeiner Frau, noch friſch und duftig trotz der ſalzigen Seeluft; endlich das Porträt der jungen Dame. Ein Anflug poetiſcher Trauer weht in dem kleinen Raum. Welch ſonderbare Anomalie! O. liebt ſeinen Stand und ſteht mit den Gefährten auf beſtem Fuße. Aber, eifriger Katholik, verbringt er das Leben im Umgange

mit Menſchen, deren letzter Gedanke die Religion iſt; junger Ehegatte, ſieht er ſeine angebetete Frau alle drei Monate während achtzehn Tagen; ein leidenſchaftlicher Freund der ſpeculativen Wiſſenſchaft, iſt ſein Beruf die Ueberwachung einer Dampfmaſchine.

Der Schiffsarzt, ein bejahrter Mann aus dem Süden, iſt Philoſoph. Er betrachtet die Dinge von ihrer wenigſt glänzenden Seite. Aber ſein origineller Geiſt, ſein ſpöttiſches Weſen, gemildert durch einen Anflug von Gemüthlichkeit, und reiche Erfahrungen verleihen ſeinem Geſpräche einen eigenthümlichen Reiz. Ueberhaupt macht dies ja eben weite Reiſen ſo anziehend, daß wir Menſchen begegnen, die in Allem ſo ganz anders ſind als wir ſelbſt. Nichts haben wir mit ihnen gemein, weder den Ausgangspunkt, noch die Erziehung, die Lebensweiſe und Lebensanſichten. Der Doktor iſt zugleich Bibliothekar. Alle Tage, um Ein Uhr, vertheilt er die verlangten Bücher: engliſche Klaſſiker und die beſten und neueſten Werke über China und Japan.

Unerwähnt darf auch nicht der Purſer bleiben. Er hat den Seckel in Verwahrung und iſt, weit höher ſtehend als die Stewards der europäiſchen Packetboote, für den Reiſenden eine wichtige Perſon. Uebrigens betrachtet und benimmt er ſich als Gentleman, lächelt die Paſſagiere herablaſſend an, ſchüttelt ihnen von Zeit zu Zeit die Hand und nimmt kein Trinkgeld. Ich liebe den unſeren ungemein; noch mehr würde ich ihn lieben, wenn er weniger auf der Guitarre ſpielte.

Der erſte Aufwärter iſt ein Hamburger. Er und ſein weißer Kamerad führen ein angenehmes Leben. Sie beſchränken ſich auf die Oberaufſicht über die chineſiſchen Diener und machen zum Zeitvertreibe den Kammerfrauen den Hof. Es ſind die einzigen Müßiggänger an Bord. Den Dienſt bei Tiſche und in den Kajüten verſehen zweiunddreißig Waiters von gelber Farbe. Sie ſind von kleiner Geſtalt und ſehen ſehr gut aus: ſchwarze Filzmütze, ſchwarzer bis zu den Ferſen herabfallender Haarzopf, dunkelblauer Leibrock, weite, kurze Beinkleider, weiße Strümpfe

und ſchwarze Filzſchuhe mit dicken weißen Sohlen. Sie kommen und gehen immer in ſymmetriſche Gruppen geordnet, und thun Alles mit Methode. Der Tiſch mit den zweiundzwanzig Speiſenden verliert ſich in dem ungeheuren Saal. Die kleinen Chineſen erſcheinen und verſchwinden, geräuſchlos und ehrerbietig wie Gnomen in einem Zauberſchloß. Dies iſt der große Moment im Daſein des Hamburgers. An eine Konſole nachläſſig gelehnt, die eine Hand in der Hoſentaſche, leitet er mit dem Zeigefinger der andern die Evolutionen ſeiner gehorſamen Bande.

(6. Juli.) Alle Tage, um elf Uhr Morgens und um acht Uhr Abends beſichtigt der Kapitän in Begleitung des Purſers ſämmtliche Räume des Schiffes. Beim Morgenbeſuche müſſen alle Kajüten geöffnet werden. Nur für Damen wird eine Ausnahme geſtattet, aber kaum haben ſie ihre Zellen verlaſſen, ſo dringt auch in dieſe das Auge der Vorſehung, das heißt die Luchsaugen des Kapitäns und des Purſers. Zündhölzchen werden ohne Weiteres weggenommen. Heute Morgen habe ich den Kapitän auf ſeinem Rundgange begleitet. Ueberall herrſchte die äußerſte Reinlichkeit, Ordnung und Zucht. Nichts iſt appetitlicher als was man ſonſt nicht gerne ſieht, die Küchen. Der Chef und die Jungen, ſämmtlich Deutſche, machten die Honneurs. Allenthalben befanden ſich die Vorſtände und das geſammte Perſonal eines jeden Dienſtzweiges auf ihren Poſten und öffneten die geheimſten Behältniſſe des Ortes. Es war eine gewiſſenhafte Gewiſſenserforſchung. Die Vorrathskammern ſind muſterhaft gehalten, Alles von erſter Gattung, Alles im Ueberfluß, geordnet und mit Aufſchriften verſehen, wie die Arzneien in einer Apotheke. Im Vordertheil befinden ſich die chineſiſchen Paſſagiere. Es ſind deren an achthundert an Bord. Sie lagen alle im Bette, rauchten, ſchwatzten laut und genoſſen des in ihrem Leben ſo ſeltenen Glückes, fünf Wochen mit Nichtsthun verbringen zu können. Unerachtet der großen Menſchen-

menge, die in einem verhältnißmäßig kleinen Raume untergebracht ist, war, Dank der trefflichen Ventilation, die Luft rein und geruchlos. Der Kapitän besichtigte alle, ohne Ausnahme, alle Räume; und überall fanden wir dieselbe Reinlichkeit. In einer hierzu bestimmten Kammer sahen wir mehrere Opiumraucher. Die Einen sogen das Gift mit gieriger Miene, Andere empfanden bereits die Wirkung. Sie lagen auf dem Rücken in tiefem Schlafe. Tödtliche Bläſſe übergoß ihr Antlitz. Ich hielt sie für Leichen.

(7. Juli.) Heute hat uns die gewöhnliche Schläfrigkeit verlassen. Alles ist in größter Aufregung. Die China hat die Stelle erreicht, wo sie mit der Amerika zusammentreffen muß, wenn letztere, der Fahrordnung gemäß, Hongkong vor fünfundzwanzig Tagen verlassen hat. In den Körben unserer kleinen Masten kauern kleine Chinesen, ihre kleinen Augen weit geöffnet und den Horizont durchforschend. Am Bugspriet stehen der Kapitän und seine Officiere. Alle Fernrohre sind nach West gerichtet. Auch mein Freund O. hat seine Maschine, seine Blumen, das Porträt seiner Frau verlassen und späht wie Alle nach der Amerika. Das Meer ist blau, leicht bewegt und leer wie immer. Von der Amerika keine Spur. Der Kapitän wird unruhig. Er befragt seine Karten, seine Instrumente, seine Officiere; aber der Tag vergeht, und kein Dampfer wird signalisirt. Am Mittagstisch ist Alles verstimmt, auch der Kapitän bleibt schweigsam und in Gedanken versunken. Die Direktoren der Gesellschaft legen besonderen Werth auf die Begegnung der Boote. Es ist für sie ein Beweis, daß die Kapitäne ihren Kurs genau einhalten und daß der von San-Francisko abgegangene Steamer den dritten Theil der Reise ohne Unfall zurückgelegt hat. Auch für die Passagiere hat die Begegnung einige Wichtigkeit, denn sie gibt ihnen Gelegenheit an ihre Freunde zu schreiben. Den Kapitänen ist es eine Art von Ehrensache.

Sie wollen den Beweis liefern, daß es ihnen gelang, trotz der veränderlichen und, ich glaube, noch sehr unvollkommen bekannten Strömungen des Stillen Meeres, in gerader Linie die ungeheuere Wasserfläche zu durchschiffen.

(8. Juli.) Um fünf Uhr Morgens stürzt der zweite Officier in meine Kajüte: „Die Amerika in Sicht!" Ich fahre in meine Kleider und eile auf das Deck. Der Morgen ist lieblich und der Riesendampfer, nach dem Great-Eastern der größte aller die Meere befahrenden Schiffe, nähert sich uns majestätisch.*) Der übliche Gruß wird gewechselt und ein Gig der Amerika bringt einen Auszug seines Logbuches, die Passagierliste und die neuesten Zeitungen von Hongkong, Shanghai und Yokohama. Es übernimmt auch unsere nach Amerika und Europa bestimmten Briefe. Einige Augenblicke später setzt die Amerika ihre Fahrt fort. Die noch tief stehende Sonne übergießt die hochragenden schwarzen Schiffswände mit flüssigem Golde. Langsam zieht der Leviathan von dannen. Um sechs Uhr ist er verschwunden. Ein prachtvolles Schauspiel und ein ergreifender Gegensatz zwischen den beiden schwimmenden Palästen und der unermeßlichen Einöde des Stillen Meeres! An dem Punkte, wo die beiden Schiffe sich trafen, haben wir genau fünfzehnhundert Meilen zurückgelegt, also die Hälfte der Entfernung zwischen Liverpool und New-York.

(9. Juli.) Die Passagierliste der Amerika ist angeschlagen. Sie hat ihre Bedeutung. Es befinden sich darauf an fünfzig japanische Namen. Die meisten dieser Herren gehören dem Adel an. Die gegenwärtige aus Fortschrittsmännern bestehende

*) Wie S. 206 in der Note bemerkt wurde, ging dieses prachtvolle Schiff ein Jahr nach dieser Begegnung durch Feuer zu Grunde.

Regierung ſchickt ſie auf Staatskoſten für ein Jahr nach Amerika und Europa. Ihre Aufgabe iſt dort die Keime der Civiliſation in ſich aufzunehmen und nach der Heimath zu bringen, gerade wie die italieniſchen Graineure alle Jahre nach Japan gehen, um Seidenwürmer zu kaufen. Wenn unſere beiden japaniſchen Reiſegefährten zu einem Schluſſe berechtigen, ſo würde ich den Erfolg der Methode bezweifeln. Der alte Parſi, ein genauer Kenner der gegenwärtigen Zuſtände im Reiche der aufgehenden Sonne, ſagte mir, „die Japaner ſind Kinder, gute Kinder, aber jung und alt, immer Kinder. Die, welche nach Europa gehen, nehmen meiſt viel Geld mit, fallen aber gewöhnlich in die Hände von Gaunern, die ſie in verrufene Orte führen und ihnen ihr Geld ablocken. Dann kehren die armen Leute zurück mit langen Geſichtern, leerem Seckel und ebenſo unwiſſend als ſie ausgezogen waren. Unſere beiden Genoſſen haben nichts gelernt und Alles verloren. Der eine, der Gouverneur, ſagt mir, er ſei gänzlich zu Grunde gerichtet.“ Mein Freund Fang-Tang beſtätigt dies. Er iſt ein intimer Freund des Exgouverneurs geworden. Bekanntlich haben die beiden Sprachen, unerachtet der gemeinſamen mongoliſchen Abſtammung, nur eine ſehr geringe Familienähnlichkeit bewahrt. Aber in Japan gelangten vor langer Zeit die chineſiſchen Schriftzeichen zur Aufnahme. Chineſen und Japaner können daher ſchriftlich mit einander verkehren, ſelbſt wenn ſie nur ihre eigene Sprache wiſſen. Fang-Tang und der Gouverneur bedienen ſich dieſer Methode. Neben einander ſitzend ſehe ich ſie Stunden lang ſchreiben und ihre Noten austauſchen. Was ſie ſich doch nur erzählen mögen?

(10. Juli.) Heute haben wir den 164. Längengrad (Greenwich) paſſirt. Er entſpricht dem Meridian von Wien. In den Kajüten zeigt das Thermometer 21° R. Am Deck unter dem Zelt iſt die Hitze noch empfindlicher. Dazu die ſehr große

Feuchtigkeit der Luft. Der Wind bläst stetig und unabläſſig von Oſt. Seit San-Francisko ſind die Segel nicht geändert worden.

(11. Juli.) Ein langes Geſpräch mit einem Südländer. Die Südſtaaten ſind unſer Thema. Ein Prophet des alten Teſtamentes könnte ſich nicht anders ausdrücken. Ich bin noch nicht Einem Mann aus dem Süden begegnet, der nicht daſſelbe ſagte; aber nie vernahm ich den Schmerz des Patrioten in ſo einfacher, ſo edler, ſo ergreifender Sprache. In großen Zügen entwarf er ein lebhaftes und reizendes Bild der Zuſtände wie ſie waren. Dann ſchilderte er den Süden wie er iſt: eine einzige klaffende, blutende Wunde. Ein Fremder, der die Lage nicht an Ort und Stelle ſtudirt, kann natürlich kein Urtheil fällen; aber ich frage mich ob die Menſchen, ſelbſt beim beſten Willen, ob die Zeit, die ſo viele Wunden ſchließt, Uebel zu beſeitigen vermögen, welche von den damit Behafteten als unheilbar betrachtet werden. Ich geſtehe es, die Gegengründe der Männer aus den Nordſtaaten, welche natürlich die Lage für minder ſchlimm erklären, überzeugen mich nur wenig. Sie zählen auf die Gemeinſamkeit der Intereſſen — aber iſt es nicht gerade die Verſchiedenheit der Intereſſen, welche zum Bürgerkrieg führte? — auf die Wirkung der Zeit, welche die Leidenſchaften beſchwichtigen, die Anſichten der nachfolgenden Generationen verändern, ihre Gefühle umſtimmen werde. Aber worauf gründet ſich dieſe Hoffnung? Die Geſchichte zeigt wenige Beiſpiele aufrichtiger Verſöhnung einer ſich gekränkt glaubenden Nation mit ihren wirklichen oder vermeintlichen Unterdrückern. Sie ergibt ſich vielleicht in ihr Loos, aber Hoffnung und Haß leben fort; die feindſelige Geſinnung, der Durſt nach Rache verpflanzen ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht. Hierauf erwidert man: die Southener ſind keine Nation für ſich; ſodann, die Bodenfläche der Südſtaaten iſt ungeheuer und die weiße Bevölkerung im Vergleiche klein. Die Einwanderung aus dem Norden nimmt

zu. Die neuen Ankömmlinge ſind geborne Gegner der alten Grundbeſitzer d. h. unſerer Feinde. Sie werden ſie verdrängen, nach und nach die Mehrzahl bilden, am Ende die Herren ſein. Die ehemalige weiße Bevölkerung wird verſchwinden, jedenfalls alle Bedeutung verlieren. Daher ſagen wir: die Zeit iſt für uns.

Gegen dieſe Beweisführung läßt ſich allerdings nichts einwenden. Es iſt eine Löſung, welche die Zeit herbeiführen kann, und vielleicht, die Losſagung der Südſtaaten von der Union abgerechnet, die einzig mögliche Löſung. Aber für die gegenwärtige weiße Bevölkerung der Südſtaaten bedeutet ſie Ausrottung, Vernichtung. Wie die erſten Bewohner des Bodens, die Indianer, wären ſie verurtheilt früher oder ſpäter zu verſchwinden. Was folgt daraus? So lange ſie beſtehen werden ſie die neuen Zuſtände offen oder insgeheim bekämpfen, denn ſie fühlen, daß es ſich um ihr Daſein handelt. Wenn dies ſo iſt, wo finden ſich da die Elemente der Verſöhnung?

(12. Juli.) Um Mitternacht haben wir zwiſchen San-Francisko und Yokohama halben Weg gemacht. Heute Morgens zähle ich, wie täglich, unſere Möven. Der größere Theil hat uns verlaſſen. Sie kehren heim im Gefolge der Amerika. Nur ſechs blieben treu. Sie durchſegeln das Stille Meer in ſeiner ganzen Breite, ſchwingen ſich durch die Lüfte in der Nähe des Bootes, ſchießen dann mit ausgebreiteten Flügeln über den Meeresſpiegel dahin, benetzen ſie mit dem Schaume der Wellenkämme, ſuchen und finden den Schlaf die Nacht über auf einer Woge ſitzend, und holen uns bei Sonnenaufgang wieder ein.

(13. Juli.) Heute Abends werden wir den 180. Längengrad durchſchneiden; für den Seefahrer iſt dies der Augenblick, um mit Sonne und Erde abzurechnen. Wir unterdrücken Frei-

tag den 14. und gehen von heute Donnerstag den 13. auf morgen Sonnabend den 15. über. Auf den von Westen kommenden Schiffen geschieht das Gegentheil; man wiederholt einen Tag der Woche. An Bord ist dies der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Wenige begreifen die Sache, und Niemand weiß sie den Andern klar zu machen. Einige Reisende bedauern allen Ernstes, einen Tag ihres Lebens in den Fluthen des stillen Oceans zu ertränken.

(15. Juli.) Das schöne Wetter, bisher so treu, macht Miene uns zu verlassen. Den ganzen Tag über fällt ein lauer Regen in Strömen. In den Kajüten herrscht die Temperatur eines Backofens. Die Passagiere werden nachgerade ungeduldig und zählen die noch bleibenden Tage der Ueberfahrt. Auch die Kost wird nicht mehr mit dem Wohlwollen der ersten Wochen beurtheilt. Die Zahl der Schüsseln sei zwar groß, aber ohne alle Abwechselung: die Eintönigkeit in der Mannigfaltigkeit. Zum Kochen werde destillirtes Seewasser verwendet. Solches werde auch zum Trinken gereicht; dies schwäche den Magen. Dazu die Feuchtigkeit der Atmosphäre, die Hitze und seit heute Morgen die Abwesenheit der Sonne! Diese Beschwerden vernehme ich von allen Seiten. Nur die Asiaten bewahren den Gleichmuth. Gegen Abend fällt das Barometer sehr rasch, und der Kapitän erwartet Wind. Glücklicher Weise sind wir noch nicht in der Region der Typhone.

(19. Juli.) Seit vier Tagen fortwährend schlechtes Wetter. Die Nacht, wegen des gewaltigen Rollens, schlaflos zugebracht. Heute weht ein heftiger heißer Monsoon. Nach dem Frühstück führt mich der Kapitän in seine Kajüte und erklärt mir unsere Lage mit den guten und üblen Möglichkeiten. Der Monsoon ist beinahe in Sturm übergegangen. Indeß, das hätte nichts zu bedeuten. Es sind aber Anzeichen vorhanden, daß ein Typhon

von Nord-Weſt heranzieht. Welche Richtung wird er einſchlagen? Hierauf kommt Alles an. Vielleicht befinden wir uns ſchon in ſeiner Peripherie; vielleicht nicht. Bald wird man hierüber im Klaren ſein. Die Schifffahrt in den japaniſchen und chineſiſchen Gewäſſern iſt eine Lotterie, aber die ſchlechten Nummern ſind nicht zahlreich. Kapitän Cobb ſpricht mit der heitern Unbefangenheit eines Arztes, der, von einem Krankenlager kommend, einem Dritten die Natur des Uebels erklärt. Während ich ſeinem klaren Vortrage mit Aufmerkſamkeit folge, vergeſſe ich, daß wir der Kranke ſind.

In dieſem Augenblicke bietet der Ocean ein erhabenes Schauſpiel. Siedendes Waſſer! Der Schaum der Wellenkämme entflieht in horizontaler Richtung. Das Meer ſchwarz mit weißen Lichtern. Der Himmel eiſengrau. Im Weſten ein Vorhang von derſelben Farbe, aber dunkler. Das Barometer iſt wieder ſehr plötzlich gefallen. Ich ſehe unter mir einen weißen Regen. Es ſind kleine Stückchen geweihten Papieres, joss paper, welches die Chineſen durch die Lucken in das Meer warfen, um die Götter zu beſänftigen. Ich ſchreite an der Kabine meines Freundes, des Ingenieurs, vorüber. Die Thüre ſteht offen; er begießt ſeine Blumen. Die Reiſenden ſind im Salon verſammelt, mehrere tief bewegt.

Um Mittag klärt ſich der Himmel ein wenig auf, und alsbald verſchwinden die beſorgten Mienen. Ich habe oft bemerkt, daß die Menſchen, wenn ſie ſich in Gefahr befinden oder in Gefahr glauben, Kindern gleichen. Der geringfügigſte Umſtand ändert ihre Stimmung. Auf Thränen folgt Gelächter und umgekehrt. Der Bäcker aus Bombay, der chineſiſche Kaufmann und die beiden Japaner bewahren ihren vollen Gleichmuth. Erſterer flüſtert mir in das Ohr: „Die Geſellſchaft ſollte Malaien als Matroſen verwenden und nicht Chineſen; dieſe verlieren leicht den Muth und würden ſich ſogleich der Rettungsboote bemächtigen.“ Fang-Tang beurtheilt ſeine Landsleute nicht beſſer. Er ſagt mir: good men very good, bad

sailors very bad. Ich frage ihn: Was wird mit Fang-Tang geschehen, wenn wir untergehen? Er antwortet: If good, place above; if bad, below-stairs, punished.*)

(20. Juli.) In der Nacht fällt plötzlich der Wind und die See glättet sich. Die China hat die Region des Sturmes verlassen. Das Wetter lieblich und das Meer wie ein Spiegel. Aber um vier Uhr Nachmittags gerathen wir mit Einem Male in eine äußerst bewegte See. Riesige Wellenberge prallen an einander. Dabei kein Lufthauch. Hier war, wie man mir sagt, wahrscheinlich der Mittelpunkt des gestrigen Typhon. Er hat den Ort gewechselt, oder sich erschöpft, aber das von ihm aufgeregte Meer will sich noch nicht zur Ruhe begeben, so wie der Puls eines Fieberkranken noch einige Zeit forttobt, nachdem bereits der Anfall vorüber ist.

(22. Juli.) Die Tage folgen und gleichen sich. Die kurze Episode des schlechten Wetters abgerechnet, machen mir diese drei Wochen den Eindruck eines schönen Traumes, eines Feenmärchens, einer idealen Wanderung in einem bezauberten Schlosse, in unermeßlichen Sälen mit Wänden von Gold und Lapislazuli. Nicht Ein Augenblick der Ungeduld und Langenweile. Auf weiten Seereisen ist eine gute Zeiteintheilung und strenge Befolgung derselben nicht genug zu empfehlen. Man gewöhnt sich dann in Kürze an das Klosterleben, ja man lernt es sogar lieben.

Morgens nach dem Bade, während ein paar Stunden, einsamer Spaziergang am Deck. Dann mehrere Stunden Lektüre in meiner geräumigen Kabine. Um vier Uhr ist immer Reifspiel am Deck. Man schleudert aus Seilenden gefertigte

---

*) Wenn gut, Zimmer oben; wenn böse, zu ebener Erde, gestraft.

Ringe nach einem mit Kreide am Boden verzeichneten Viereck. Dies Spiel verlangt mehr Geſchicklichkeit und Uebung als man meinen ſollte. Die zwei engliſchen Herrn ſchlagen alle andern. Um fünf Uhr wird das Diner in dem großen Saale aufgetragen. An Bord der China iſt Alles geräumig und reichlich bis zum Ueberfluſſe. Nach Tiſche begegnen ſich die angloſächſiſche und die lateiniſche Raſſe im Rauchzimmer. Nur an dieſem Orte tauſchen ſie ihre Gedanken aus. Der Spanier aus Macao der Händler mit Menſchenfleiſch, iſt ſeiner Seelenſtimmung nach Philanthrop. Nichts leichter als ihn zu Thränen zu rühren. Mit Entſetzen erfüllen ihn die Erzählungen ſeines Nachbars, des italieniſchen Graineurs, der, ſeiner eigenen Angabe nach, Garibaldiſcher Held iſt und grauſamer Bourbonenvertilger. Aber im Punkte haarſträubender Geſchichten reicht Niemand dem jungen amerikaniſchen Arzte das Waſſer. Seine Abenteuer unter den Wilden, das Blutbad, welches er ſo oft unter ihnen angerichtet hat, paſſen wenig zu dem ſanften Geſicht und dem beſcheidenen Weſen des Mannes, aber ſie zeugen von einer fruchtbaren Phantaſie. All' dies iſt kurzweilig genug während der Dauer einer Cigarre.

Der ſchönſte Theil des Tages iſt die Nacht. Nirgends funkeln die Sterne wie hier. Die Milchſtraße webt am Himmel ihr ſtrahlendes Band, und ſpiegelt ſich in der Meeresfluth. Unſere Bauern ſagen, ſie führe nach Rom. Hier führt ſie nach den Südſeeinſeln, nach dem irdiſchen Paradieſe, dem Ideale der Philoſophen des vorigen Jahrhunderts. Mit ihren Werken großgezogen, wird es Dir leicht ſein, Dich dahin zu verſetzen; mit dem geiſtigen Auge die naiven Inſulaner, edle Naturmenſchen zu gewahren, wie ſie im Schatten der Kokuspalme ſich des Lebens erfreuen; die keuſchen Najaden zu belauſchen, die, von ſittſamen Wallfiſchfängern verfolgt, ihre ſchönen Glieder in die kryſtallhelle Fluth tauchen. Dann erſcheinen die Manen der Königin Pomaré und des hochwürdigen Pritchard. Die Wirklichkeit entreißt Dich den poetiſchen Träumen!

In den ersten Stunden der Nacht begegne ich gewiß dem Ingenieur, oder er ruft mich in seine Kabine, wenn ich vorübergehe. Noch immer sitzt Fang-Tang neben dem japanischen Exgouverneur. Beide betrachten die Sterne, denn das nächtliche Dunkel hat ihrem schriftlichen Gespräche ein Ende gemacht. Auch der Parsi hat sich noch nicht zur Ruhe begeben. Er kauert auf den Fersen und streicht seinen schönen Bart. Ich setze mich neben ihn, und er öffnet die Schleuße seiner Gedanken. Von den verschiedensten Dingen erzählt er mir, vom Weißbrot, das er für die britischen Merchant Princes bäckt, bis zur tückischen Politik der Tsungli-Yamen und der japanischen Reform.

So haben wir das Stille Meer durchschifft.

(23. Juli.) Heute ist Alles anders geworden: der Himmel, das Klima, die Stimmung der Reisenden. Noch wenige Stunden, und wir werden landen. Die Luft hat ihre Durchsichtigkeit verloren, die Sonne ist bläſſer geworden, der Himmel weniger blau. Große fantastisch geballte Wolken treiben am Himmel einher, noch die Umrisse der Berge bewahrend, welche sie kürzlich umhüllten. Sie sind die ersten Boten, die uns das Land zusendet. Um Mittag kommen andere an: zahllose Schmetterlinge, artige Thierchen mit langen schmalen Körpern und durchsichtigen Flügeln. Der Sturm hat sie ihren blühenden Büschen entrissen und nach den unwirthlichen Regionen des Oceans verschlagen. Erschöpft lassen sie sich am Deck, auf den Masten und Segelstangen nieder. Aber sie sind willkommen. Niemand thut ihnen etwas zu Leide. Wir werden sie nach der Heimath zurückführen.

Sie sind übrigens nicht die einzigen Schiffbrüchigen, welche die China an Bord hat. Auf ihrer letzten Rückreise geschah es, daß, mehrere hundert Meilen östlich von Japan, eine entmastete Djonke in Sicht kam. Ein Boot wurde ausgesandt und man

fand in der verunglückten Barke, neben mehreren Leichen, zwei Menſchen, die noch athmeten. Die kleine Nußſchale war auf der Fahrt von Hiogo nach Yokohama vom Sturm überfallen und nach dem Stillen Ocean verſchlagen worden; dann trieb ſie während ſechs Monaten, ein Spiel der Elemente, auf dem Meere umher. Die beiden Ueberlebenden wurden gerettet und nach San-Francisko gebracht. Eine reichliche Sammlung ward unter den Paſſagieren veranſtaltet. Jetzt bringen wir die beiden zurück. Es ſind ſchmucke junge Leute, die ſich vor Freude nicht zu faſſen wiſſen. In wenigen Tagen werden ſie bei den Eltern eintreffen. In einem hübſchen Matroſenanzug und mit einer namhaften Anzahl Dollars im Seckel, als reiche Leute, kehren ſie in ihr Dorf zurück! Welch' ſonderbarer Wechſel des Schickſals!

Unſere Ueberfahrt war im Ganzen eine glückliche. Mit Hülfe des beſtändigen Oſtwindes hätten wir ſchon heute, wenn nicht geſtern in Yokohama einlaufen können. Aber ſeit zwei Tagen wurde die Geſchwindigkeit abſichtlich vermindert. Ein Kapitän, der vor der vorſchriftsmäßigen Zeit einträfe, würde ohne Weiteres des Dienſtes entlaſſen. Mehrere Gründe ſprechen dafür, daß die Reiſen nicht in dem möglichſt kurzen Zeitraum zurückgelegt werden dürfen. Hier ſei nur der zwei wichtigſten erwähnt. Der Kohlenverbrauch ſteigt in einem ſehr großen Verhältniſſe zur Geſchwindigkeit; man wäre daher, abgeſehen von den erhöhten Koſten, genöthigt, die Dampfer zu überladen. Sodann würden auch die Kapitäne unter einander wettfahren zum großen Nachtheile der Maſchine.

Gegen Abend ſehen wir einen Dreimaſter, der alle Segel aufgeſetzt hat und gegen Nord-Oſt ſteuert. Es iſt, ſeit wir das Goldene Thor verließen, außer der Amerika, das erſte und einzige Schiff, das wir zu Geſicht bekamen.

Die Fahrt geht alſo zu Ende. Indem wir die China verlaſſen, ſcheiden wir von amerikaniſchem Boden. Ich blicke zurück nach Amerika und ſammle die Eindrücke meiner Reiſe.

Ja, es ist ein großes, ein glorreiches Land. Mit Recht seid Ihr stolz und bereit Euer Blut zu geben für das junge, das edle Vaterland. Kaum erstanden zu einer Nation aus der Berührung so verschiedener Menschenstämme auf jungfräulichem Boden, besitzt Ihr bereits die Tugend, welche die erste Bedingung ist für das Wachsthum, den Wohlstand, den Ruhm großer Völker: die Tugend der Vaterlandsliebe. Den Beweis hat Euer bedauerlicher Bürgerkrieg geliefert. Hier bleibe unerörtert, ob er zu vermeiden war; ob Ihr, Männer des Nordens, Euern Sieg mit Mäßigung verwerthet; ob Ihr, Männer des Südens, nicht besser thätet, die Hand der Brüder zu ergreifen, vorausgesetzt, daß sie Euch aufrichtig gereicht wird; ob es nicht besser sei für jene, die mit Waffengewalt errungenen Vortheile nicht allzu sehr auszubeuten, für diese einem, vielleicht ohnmächtigen, Hasse zu entsagen und unersetzliche Verluste zu vergessen; ob beide Theile nicht vor Allem, falls sie möglich, auf Versöhnung bedacht sein sollten. Alle diese Fragen, insbesondere letztere, welche nicht nur den Süden in seinem Dasein, sondern möglicher Weise den Bestand Eures großen Freistaates berührt, lasse ich hier unbesprochen. Ihr steht noch zu nahe an dem brudermörderischen Kampfe, als daß Ihr geneigt sein könntet, ähnlichen Rathschlägen Gehör zu schenken, selbst wenn sie von mehr berechtigten Stimmen geboten würden. Auch von dem Getriebe Eurer politischen Parteien will ich nicht reden. Ich kenne es nicht und gestehe, es flößt mir wenig Interesse ein. Für mich gibt es weder Demokraten noch Republikaner. Ich sehe in Euch nur Amerikaner. Was ich hier hervorheben will, ist, daß Ihr im Bürgerkrieg dieselben Tugenden bewährt habt: dieselbe Unerschrockenheit, dieselbe Ausdauer, denselben Opfermuth. Auf diesem Felde gibt es weder Sieger noch Besiegte. Ihr habt Eure Stammesverwandtschaft bethätigt, Euch als Glieder derselben Familie bewährt, würdig die Einen der Andern, ein Volk reich an Lebenskraft, an Jugendfrische, und wenn Ihr Euch nicht durch schwere Fehler versündigt, reich auch an Zukunft.

Dieſelben Eigenſchaften kommen Euch zu ſtatten auf einem anderen Gebiete, wo mehr Ruhm und mehr Gewinn zu ernten iſt: im Kampfe mit der wilden Natur. Mit Eurem Schweiße habt Ihr, in weniger als einem Jahrhundert, einen halben Welttheil befruchtet. Mit Eurem Unternehmungsgeiſte und Euren kräftigen Armen habt Ihr Wunder verrichtet. Die Welt ſieht Euch beim Werke, und ſie bewundert Euch.

Wenn wir Kinder des alten Europa, wir die, ohne uns dem Fortſchritte zu verſchließen, der unſere Zukunft umgeſtalten ſoll, an unſerer Gegenwart halten, die ja nichts Anderes iſt als die folgerichtige, natürliche, regelmäßige Entwickelung unſerer Vergangenheit, an unſeren Erinnerungen, an der Erbſchaft der Väter, an unſeren Sitten; wenn wir dennoch Eure Erfolge preiſen, obgleich ſie errungen wurden unter dem Schilde einer Verfaſſung, welche in mehrfacher und weſentlicher Beziehung der Gegenſatz der unſrigen iſt, ſo geben wir, glaube ich, einen Beweis der Unparteilichkeit, und unſer Lob iſt für Euch nur um ſo ſchmeichelhafter. Denn hierüber darf man ſich nicht täuſchen, Amerika iſt der geborne Gegner Europa's. Ich ſpreche von Eurem Amerika, von den Vereinigten Staaten, und von Europa ſo wie es iſt, wie es ſich entwickelt hat im Laufe der Jahrhunderte, und nicht wie Ideologen es umformen möchten nach Eurem Vorbilde oder nach irgend einem in ihrem Gehirn entſprungenen Ideal. Die erſten Ankömmlinge, die Vorläufer Eurer heutigen Größe, die, welche die Saat ausſtreuten, waren Mißvergnügte. Bürgerzwiſt und religiöſe Zerwürfniſſe hatten ſie ihrer Heimath entriſſen und nach Euren Ufern verſchlagen. Sie brachten mit ſich, ſie pflanzten in den Boden des neuen Vaterlandes die Keime des Gedankens, für den ſie geduldet und gekämpft: die Autorität des Einzelnen. Wer ſie beſitzt, gilt für frei im weiteſten Sinne des Wortes. Und weil Ihr, in dieſer Beziehung, alle frei ſeid, ſo ſeid Ihr auch alle untereinander gleich. Euer Land iſt alſo der klaſſiſche Boden der Freiheit und Gleichheit, und er iſt es geworden durch das Werk

von Menſchen, welche Europa von ſich ſtieß. Darum ſind wir, Ihr in Folge Eurer neuerlichen Entſtehung, wir in Gemäßheit einer ſich im Dunkel der Vorzeit verlierenden Geneſis, darum ſind wir geborene Gegner. Möglich, daß dieſer Antagonismus mehr ſcheinbar als wirklich iſt. Vielleicht ſeid Ihr nicht ganz ſo frei, vielleicht auch nicht unter Euch ſo gleich als man in Europa glaubt, und die alte Geſellſchaft iſt gewiß weder ſo geknebelt noch in Kaſten getheilt, als Ihr Euch vorſtellt. Doch laſſen wir dieſen Punkt unerörtert. Die Beſprechung hierüber würde zu weit und, in Hinſicht auf unſere beiderſeitigen Ueberzeugungen, zu keinem Ergebniß führen. Nur Eines will ich bemerken. Je mehr ich vorrücke in Jahren und je mehr ich reiſe, um ſo mehr erkenne ich, daß der Grund der menſchlichen Dinge ſich allenthalben ähnelt, und die Gegenſätze meiſt nur auf der Oberfläche liegen. Ueberall gewahre ich dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Beſtrebungen, dieſelben Enttäuſchungen und Schwächen. Die Verſchiedenheit liegt meiſt nur in der Form.

Aber Ihr bietet Jedermann Freiheit und Gleichheit. Dem Zauberreize dieſer beiden Worte, mehr als Euren Goldlagern, verdankt Ihr den Zufluß der Einwanderer und das wunderbare, raſche und ſtetige Wachsthum Eurer Bevölkerung. Auch Rußland und Ungarn verfügen über unbebautes Land, auch Algier ſucht Arme. Aber nur Wenige finden ſich angezogen. Die Engländer wandern auch nach Auſtralien aus, weil dies noch England iſt, und zwar ein England, welches mehr Aehnlichkeit mit Euch bietet, als mit ihrem Vaterlande. Aber die ungeheure Mehrzahl der Auswanderer zieht nach Nordamerika. Warum? Zunächſt, um Brot zu ſuchen, ein in dem übervölkerten Europa nicht mehr leicht zu findender Artikel; ſodann um Freiheit und Gleichheit zu finden. Ich weiß nicht, ob Ihr wirklich im Stande ſeid, den Ankömmlingen, in dem von ihnen geträumten Maße, dieſe beiden Schätze zu liefern, nach welchen die Menſchheit ſchon in ihrer Wiege ein ſo heißes Sehnen fühlte? Aber ganz gewiß bietet Ihr ihnen Raum. Der Raum

hat Euer Glück gemacht und wird das ihrige begründen, und zwar, weil Ihr die nöthigen Eigenschaften besitzt, um ihn auszubeuten, und weil die germanischen und celtischen Stämme, gleichfalls mit ihnen ausgerüstet, sie unter Eurer Leitung und nach Eurem Beispiel entwickeln und ausnutzen lernen. Es gibt noch andere Länder, denen es an Raum nicht fehlt. Zum Beispiele die Pampas, alle die weiten noch unbebauten Gegenden Südamerika's harren der Menschen, die es verständen den Schatz zu heben, der in ihrem Boden schlummert. Aber, abgesehen von dem ungesunden Klima, sind die Bewohner den Mühen des Kampfes mit der Natur nicht gewachsen, und obgleich auch sie die Worte Freiheit und Gleichheit auf ihre Fahnen schrieben, so schenkt Ihnen doch Niemand Glauben. Emporgekommene Soldaten, welche in periodischer Wiederkehr von Nebenbuhlern verdrängt oder ermordet werden, halten die sogenannte Freiheit in ihrer rohen Faust, und die Gleichheit besteht nur in der gleichen Unterwürfigkeit Aller unter die Willkür und Laune der vorübergehenden Herrscher des Tages. Man zieht also zu Euch. Man sucht Brot, persönliche Freiheit und sociale Gleichheit; und man findet Raum, das heißt die Freiheit in der Arbeit und die Gleichheit im Erfolge, vorausgesetzt, daß man die dazu nöthigen Bedingungen mitbringt.

Ich sagte, Jedermann bewundert Euch. Aber nicht Jedermann liebt Euch. Diejenigen von uns, welche Euch von ihrem ausschließlich europäischen Standpunkte beurtheilen, sehen in Euch nur die Feinde der Grundbedingungen unserer Gesellschaft. Je mehr sie Eure Werke anerkennen — und nur Blinde könnten Euch ihre Anerkennung versagen — um so mehr bewundern, und um so weniger lieben sie Euch. Ja mehr noch, sie fürchten Euch. Sie fürchten Euren Erfolg als ein für Europa gefährliches Beispiel, und sie trachten das Eindringen Eurer Ansichten abzuwehren. Aber sie bilden die Minorität. Viel zahlreicher sind Eure Freunde. Diese sehen in Euch das Urbild, das Endziel aller menschlichen Gesittung. Auf ihre Sympathien könnt

Ihr unbedingt zählen. Sie haben den lebhafteſten Wunſch, wenn nicht in ſtaatlicher Beziehung, was ſie nicht immer zu geſtehen wagen, ſo doch in ſocialer, Europa nach Eurem Vorbilde umzugeſtalten. Es gibt noch eine dritte, die am meiſten verbreitete Klaſſe, die der Ergebenen. Sie lieben Euch nicht, ſind aber bereit Eure Geſetze, Eure Sitten und ſtaatlichen Einrichtungen anzunehmen. Europa ſei nun einmal beſtimmt, ein zweites Amerika zu werden. Das Schickſal wolle es ſo, und mit dem Schickſal ſei nicht zu rechten. Dies iſt ihr politiſches Glaubensbekenntniß.

Ich theile weder dieſe Befürchtungen, noch dieſe Hoffnungen. Ich glaube auch nicht an das angebliche Verhängniß, und hier folgen die Gründe meiner Ungläubigkeit.

Vor Allem behaupte ich, daß all' dieſen Hoffnungen und Befürchtungen, ſo wie dem blinden Glauben an eingebildete Beſchlüſſe der Vorſehung, die Grundlage einer richtigen Auffaſſung und Kenntniß der amerikaniſchen Zuſtände mehr oder minder fehlt. Der Reiſende mag ganze Bibliotheken verſchlungen, Alles geleſen haben, was ausgezeichnete Schriftſteller über die Vereinigten Staaten drucken ließen, und dennoch, in dem Augenblicke, wo er den Fuß auf Euren Boden ſetzt, erkennt er, wie weit ab die Wahrheit von dem Bilde liegt, das er ſich aus Büchern zuſammengefügt. Auch nicht die geringſte Aehnlichkeit iſt vorhanden. Das ſind die erſten Eindrücke des Europäers, möge er nun als Einwanderer oder als Touriſt gekommen ſein. Man bringt Vorurtheile gegen Euch mit und vorgefaßte Meinungen zu Euren Gunſten, und nun, da man gelandet iſt, erkennt man den Irrthum in den einen und den andern. Die europäiſchen Demokraten fühlen ſich verletzt. Euer Luxus, die ſociale Ungleichheit, welche New-York zur Schau trägt, empören ſie. Dem Nicht-Demokraten iſt dieſelbe Entdeckung eine angenehme Ueberraſchung. Die Deutſchen, von allen Auswanderern die am weiteſten Vorgeſchrittenen, landen als feurige Republikaner, aber alsbald begreifen ſie, wie wenig Eure Republik ihrem Ideale entſpricht. Auch ſie haben Alles anders gefunden. Ich

könnte die Beiſpiele vervielfältigen. Auch der verſchiedene Geſchmack hat da ein Wort mitzureden; aber man ſtreitet nicht über Geſchmacksſachen. Alſo kein Wort hierüber! Ich wollte nur andeuten, daß das aus Büchern geleſene und das an Ort und Stelle betrachtete Amerika zwei verſchiedene Dinge ſind, und daß die gänzliche Umgeſtaltung Europa's anzuſtreben nach dem wandelbaren, äußeren und meiſt unrichtigen Bilde, das ſich ein jeder von Amerika und den Amerikanern in ſeinem Kopfe zuſammengeſetzt hat, ein leerer Wahn iſt, eine freiwillige Selbſttäuſchung, höchſtens ein mehr oder minder geiſtreiches Spiel, nie aber ein ernſtes und gedeihliches Werk.

Mit Europa verglichen, iſt Euer Land ein noch leerer Baugrund. Jedes Gebäude wird von den Grundfeſten auf neu errichtet. In Europa reſtaurirt man; man ändert, höchſtens daß man einen neuen Flügel anbaut, vorausgeſetzt, daß man den nöthigen Raum beſitzt, was bereits zu den Seltenheiten gehört. Aber von den Grundmauern auf neu zu bauen iſt nur dann möglich, wenn man vorher das Beſtehende abgetragen, zerſtört hat; denn was Ihr im Ueberfluſſe beſitzt, der Raum, das fehlt uns ja eben. Ein Amerika werden heißt einfach die Zerſtörung Europa's wollen. Ich hege eine zu hohe Meinung von dem praktiſchen Sinne unſerer Kinder und Kindeskinder, um eine ſo tiefgreifende Zerſtörung für möglich zu halten, und ich kann mit Vergnügen betheuern, daß, wenn es in Europa viele Träumer gibt, die Euch zu ihrem Vorbilde erkoren haben, ich nicht Einem Amerikaner begegnete, dem es beifällt ſein Land als endgültiges Muſter für andere aufzuſtellen. Was würdet Ihr ſagen, Ihr Herren in Boſton und New-York, wenn man Euch vorſchlüge nach dem Beiſpiele der californiſchen Pionniere, die den Urwald lichten in der Nähe ihrer Ranchos, wenn man Euch vorſchlüge die alten Eichen Eurer Parke und Luſtgärten zu fällen? Ihr würdet antworten: ſo thaten unſere Urgroßväter und ſie thaten recht; heute haben ſich die Dinge bei uns geändert; alles an ſeinem Orte und zu ſeiner Zeit!

Noch aus einem anderen Grunde könnt Ihr, obgleich mit Recht bewundert, bis jetzt nicht als Vorbild dienen. Das Modell ist nicht fertig; es ist noch in den Händen der unermüdlich wirkenden Zeit, welche die immer neuen Zuflüsse aus Europa und seit den letzten zwanzig Jahren aus Asien bei ihrer Arbeit verwendet. Wer Euer ungeheures Land durchreist, findet allenthalben, außer in dem jetzt kranken Süden, dieselbe Lebensfrische, dieselbe Fülle der Gesundheit, denselben Reichthum an Kraft; nur der Grad der Entwicklung ist verschieden. Aber eigentlich sind Eure Zustände unfertig und Ihr selbst seid es, denn Ihr befindet Euch noch im Alter des Wachsthums.

Was werdet Ihr sein, wenn zu voller Reife gediehen? Ihr wißt es nicht und Niemand kann es voraussehen, denn Eure Entstehung ist ohne Beispiel in der Geschichte. Die Nationen des Erdballes, die europäischen insbesondere, die großen wie die kleinen, sind Nationen, insofern sie einen gemeinsamen Ursprung haben und in den Adern derer, die ihnen angehören, dasselbe Blut fließt. Es gibt Staaten mit verschiedenen Nationalitäten; aber diese Volksstämme leben neben einander, indem sie ihre Eigenthümlichkeit bewahren. Sie haben den Landesfürsten gemein oder eine republikanische Centralgewalt, zuweilen die Gesetzgebung, die provincielle Zusammengehörigkeit und eine Menge hieraus erfließender Interessen, aber sie haben ihre Sprache bewahrt, ihre Sitten, zuweilen ihre Religion, vielleicht besondere historische Rechte. Physisch verschmolzen in einander sind sie nicht. Wo eine solche Verschmelzung stattfand, ging sie sehr langsam vor sich, war in der That das Werk von Jahrhunderten. Endlich, als allgemeine Regel, hatte jede Nation ihre Religion. Heute wurde in den meisten Ländern die sogenannte Staatsreligion abgesetzt und die Gewissensfreiheit als Grundsatz aufgestellt. Gegenwärtig ist man noch mit der Einbürgerung dieses Princips beschäftigt. Noch liegen keine praktischen Wirkungen vor, daher auch ein begründetes Urtheil

hierüber noch nicht gefällt werden kann. So zeigt ſich Europa mit Beziehung auf die Menſchenſtämme, die es bewohnen, und auf ſeine Staaten 'mit gemiſchter Bevölkerung. Ganz anders haben ſich die Dinge in Nordamerika geſtaltet. In den Anfängen gab es allerdings eine gewiſſe Analogie. Das anglo-ſächſiſche Element war das herrſchende, die Mehrzahl der Einwanderer Engländer. Holländer und Franzoſen konnten gegen ſie nicht aufkommen. Der Indianer floh in ſeine Wälder, wie das Thier der Wildniß bebaute Gegenden flieht. Die Engländer waren alſo die Herren des atlantiſchen Ufergebietes und der damals vollkommen richtige Name von Neu-England hat noch heute ſeine Berechtigung. Innerhalb dieſer Grenzen konnten die Nachkommen der brittiſchen Koloniſten, eben durch ihr numeriſches Uebergewicht, die fremdartigen Elemente mit Leichtigkeit aufſaugen und eine Nation bilden im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Der Engländer konnte geben und gab den Vereinigten Staaten, innerhalb ihres damaligen ſehr engen Umfanges, das Blut, die Sprache, die Sitten, den Geiſt des Mutterlandes, beeinflußt allerdings und zum Theile umgeſtaltet durch die politiſche Losreißung, durch die republikaniſchen Regierungsformen und durch die Beſchaffenheit des Bodens. So waren die Zuſtände noch bis vor dreißig Jahren. Aber ſeither iſt ein durchgreifender Umſchwung eingetreten. Die engliſchen Einwanderer, abgerechnet von den iriſchen, welche einer andern gegneriſchen Klaſſe angehören, bilden nicht mehr die Mehrzahl. Deutſche dringen in die Weſtſtaaten ein und mehren ſich täglich in den pacifiſchen. Hierzu treten die Chineſen. Wenn, wie höchſt wahrſcheinlich, das Zuſtrömen nichtengliſcher Elemente fortwährt, kann man glauben, daß der anglo-ſächſiſche Stamm im fernen und äußerſten Weſten das politiſche und ſociale Uebergewicht bewahren werde, welches ihm in den atlantiſchen Uferſtaaten offenbar für immer geſichert iſt? Wird er ſeine Herrſchaft befeſtigen am Geſtade des Stillen Meeres, wird er ſie ausdehnen können über die neuen und täglichen Eroberungen

der Irländer, der Deutſchen, der Chineſen? Auf das Gelindeſte geſagt, iſt dies ſehr zweifelhaft. Aber wer wird die Erbſchaft der anglo-ſächſiſchen Hegemonie antreten? Welche neue Raſſe wird entſpringen aus den Berührungen zwiſchen Celten, Deutſchen und Mongolen? Wer weiß es? Niemand. Nur Eines wiſſen wir: daß große Umgeſtaltungen bevorſtehen. Deshalb ſagte ich, Ihr ſeid noch nicht fertig.

Bleibt die Löſung des Problems der unbegrenzten Gewiſſensfreiheit, das heißt des Rechtes für einen jeden das höchſte Weſen, wenn er eines anerkennt, auf beliebige Weiſe zu verehren. Bisher gibt dies Syſtem, hier zu Lande unter den gegebenen Verhältniſſen, wie mir ſcheint, das einzig mögliche, befriedigende Reſultat. Die katholiſchen Prieſter, die ich ſprach, beloben ſich der ihnen geſtatteten Freiheit. In dieſer Beziehung wollten ſie mit keinem europäiſchen Lande tauſchen. Ich vermuthe, daß die Miniſter der proteſtantiſchen Glaubensgenoſſenſchaften eben ſo denken. Aber das beweiſt nichts. Das Leben wird einem jeden leicht, weil für Jedermann Platz vorhanden iſt. Will man eine unangenehme Begegnung vermeiden, ſo gehe man auf die andere Seite der Gaſſe. Sie iſt breit genug für Alle. In Beziehung auf dieſe große Frage vom Raum, betrachtet von der religiöſen Seite, bietet die Geſchichte der Mormonen ein reiches Feld der Belehrung. Sie wohnen im Staate New-York. Man liebt ſie dort nicht, man mißhandelt ſie; ſie ziehen nach dem Ohio. Auch dort genießen ſie keiner beſonderen Popularität; um einer gewaltſamen Vertreibung zuvor zu kommen, ziehen ſie abermals ab, diesmal nach Illinois, und laſſen ſich am Miſſiſſipi nieder. Dort ereilt ſie dasſelbe Geſchick; nur werden ſie diesmal nicht mit Schimpfworten und Stockſtreichen, ſondern mit Kanonenſchüſſen vertrieben. Schleunige Flucht allein rettet ſie. Glücklicher Weiſe fehlt es nicht an Raum. Sie können, ohne irgend Jemanden zu beeinträchtigen, ihre Penaten weiter tragen. Auch in Utah wird ihre Lage kritiſch und bereits iſt die Rede von einem vierten

Exodus nach Arizona. Dies beweist zweierlei: zunächst daß in Amerika für Jedermann Platz vorhanden, und sodann, daß die Gewissensfreiheit nur eine Wahrheit für den Stärkeren ist, der den Schwächeren mit Stockstreichen oder Kanonenschüssen vertreibt. Aber der, allerdings noch sehr, sehr ferne Tag wird kommen, wo der unbesetzte Platz nicht mehr so groß und wo es nicht mehr so leicht sein wird, sich durch die Flucht den Nachstellungen Andersgläubiger zu entziehen. Also auch bei Euch ist, im Vorbeigehen erwähnt, die Frage der Gewissensfreiheit noch nicht endgültig gelöst.

Das Gesagte kurz zusammengefaßt, besitzt Ihr Raum, woran es uns gebricht, und Ihr befindet Euch noch in der Epoche des Wachsthums. Niemand kann wissen, ob der reife Mann die Hoffnungen erfüllen wird, welche der Jüngling gibt.

Aber so wie Ihr seid liebe ich Euch, und ich werde Euch sagen warum.

Nordamerika bietet dem Einzelnen ein Feld unbegrenzter Thätigkeit. Es gewährt ihm nicht nur Gelegenheit zu arbeiten, es zwingt ihn alle seine Kräfte auf das Aeußerste zu entfalten. Die Ringbahn hat sich ihm erschlossen; sobald er sie betritt beginnt der Kampf, ein Kampf mit Aufgebot aller Kräfte. In Europa, im Gegentheile, sieht sich ein jeder in den engen Kreis gebannt, wo seine Wiege stand. Um ihn zu verlassen, muß er sich erheben über seines Gleichen, was ihm nur gelingt um den Preis unerhörter Anstrengung und wenn ausgerüstet mit außergewöhnlichen Eigenschaften des Geistes und des Charakters. Was bei Euch die Regel, ist bei uns Ausnahme. Ein Mann, der in Europa seine durch die Umstände mehr oder minder eng begrenzte Standespflicht erfüllt und den gewöhnlichen, auch durch die Umstände geregelten Preis seiner Mühe erntet, hat den Anforderungen seines Berufes, in seinen wie in seiner Mitbürger Augen, reichlich entsprochen. Warum die gebahnten Wege verlassen? Warum sich über die Gepflogenheit hinauswagen, da der Erfolg ungewiß, der Lohn unerheb-

lich ist? In Folge der großen Konkurrenz hat ein jeder genug zu thun, um sein Brot zu erwerben. Die Ehrgeizigen, die Unruhigen machen zwar Lärm, aber im Vergleich mit der Masse, die ich hier schildere, sind sie wenig zahlreich. Zum Beispiele, ich kenne einen Großstaat, dessen Industrie, obgleich sehr vorgeschritten, noch einer bedeutenden Entwickelung fähig wäre. Wenn man aber die vorzüglichsten Industriellen auffordert ihre Produktion zu vermehren, um mit andern Nationen auf den Hauptmärkten des Auslandes zu konkurriren, so erhält man zur Antwort: Wozu? Der Absatz unserer Erzeugnisse im Inland genügt uns. Sie geben sich zufrieden mit geringem Gewinn, gering im Vergleich zu dem möglichen aber von ihnen verschmähten Gewinn. Sie finden dies System bequemer und sicherer. Von ihrem persönlichen Standpunkte aus haben sie vielleicht Recht; aber die Nationalindustrie verliert dabei. In Amerika, wohin man blickt, in allen Sphären der menschlichen Thätigkeit, thut ein jeder sein Aeußerstes. Die Konkurrenz, eher ein Hinderniß als ein Antrieb, ist hier geringer, aber der Wetteifer viel lebhafter, weil der Erste Preis ein höherer und doch zugleich ein leichter zu gewinnender ist. In Europa wird gearbeitet um zu leben, höchstens um zu Wohlstand zu gelangen; hier um reich zu werden. Nicht Jedermann gelingt dies, aber Jedermann beabsichtigt es. Den ungeheuren Anstrengungen eines jeden entsprechen außerordentliche Erfolge: am Ufergebiete des atlantischen Meeres Städte, die es an Luxus, geistiger Bildung und, was auch gewisse Reisende dagegen sagen mögen, an Geschmack und in den höchsten Ständen an feiner Sitte unsern großen Hauptstädten gleich thun; im Innern Prärien und Urwälder, binnen wenigen Jahren, Dank der Thatkraft und Ausdauer einer Hand voll Pflanzer, umgewandelt in die reichsten Kornkammern der Welt; Eisenbahnen von Nord nach Süd, von einem Meere zum andern; die Flüsse belebt durch Dampfer, welche schwimmende Paläste tragen; in den entferntesten, unzugänglichsten Gegenden des ungeheuren Kontinents

Pionniere, die die Wildniß urbar machen und der Gesittung neue Bahnen brechen. Und wenn wir diese Wunder vergleichen mit der kleinen Schaar der Wunderthäter, so steigert sich unser Erstaunen. Kaum haben die Auswanderer sich in der Heimath von der Menge getrennt, kaum sind sie gelandet auf dem Boden des großen Freistaates, so vollzieht sich bereits in ihnen die Metamorphose: aus Atomen, die sie waren, sind sie Individuen geworden, berufen, ein jeglicher nach seinen Kräften, zur Theilnahme an dem gemeinsamen Werk.

Diese wunderbare Umgestaltung ist wohl großen Theiles dem Einflusse Eurer staatlichen Einrichtungen zuzuschreiben. Ein Blick auf Canada scheint dies darzuthun. Mit Ausnahme der alten französischen Kolonie, die in ihrer bukolischen Abgeschiedenheit an dem allgemeinen Fortschritte stets wenig Theil nahm, sind dort die Einwanderer fast ausschließlich Engländer. Klima und Bodenbeschaffenheit unterscheiden die Kolonie wenig von den alten atlantischen Uferstaaten der Union. Man sollte also meinen, daß die Ereignisse dieselben sein müßten. Dem ist aber keineswegs so. In Canada findet man weniger Betriebsamkeit und weniger Fortschritte. Vielleicht sind seine Bewohner nur um so glücklicher; aber Alles im Allem genommen steht in materieller Beziehung die brittische Kolonie, unerachtet ihres blühenden Zustandes, offenbar hinter Neuengland zurück.

Ich könnte noch andere Tugenden und Vortheile aufzeigen, die Ihr besitzt. Hier seien nur erwähnt die Euch angeborene Unbefangenheit des Geistes, insofern ihn die Leidenschaften des Tages nicht trüben, die Klarheit Eures Urtheils und, im Denken wie im Handeln, eine gewisse Großartigkeit. Praetor minima non curat. Ihr habt in Euch wenig Kleines und nichts Kleinliches. Dies ist einer der vorzüglichen Reize, die Amerika und Amerikaner auf mich ausüben. Personen, die Euch besser und länger kennen, als ich, behaupten, daß Ihr in den letzten Jahren viel gelernt habt in der bitteren Schule der Leiden und Prüfungen des Bürgerkrieges; daß Ihr gereift,

weniger von Euch ſelbſt eingenommen, weniger vorlaut ſeid als vordem; daß Ihr, was Europa Gutes beſitzt, mehr als ehemals zu würdigen wißt, kurz daß Euer geiſtiger Horizont ſich erweitert hat. Meines Theiles habe ich mich noch Eurer übrigens weltbekannten Gaſtlichkeit zu rühmen.

So vielen glänzenden Seiten entſprechen natürlich ihre Schatten. Jedes geſchaffene Weſen iſt mit den Fehlern ſeiner Tugenden behaftet. Auch Ihr unterliegt dieſem Geſetze.

Ihr habt große Erfolge errungen, und jeder Tag bringt deren neue; aber es geſchieht um den Preis großer Anſtrengungen, einer beſtändigen Spannung des Geiſtes und eines gleichfalls ununterbrochenen Verbrauches phyſiſcher Kraft. Dies Uebermaß von Arbeit, ſo erklärlich es iſt durch die gegebenen Zuſtände, halte ich für ein großes Uebel. Es muß vor der Zeit zur Abſpannung führen, zur Erſchöpfung, zum Alter; es beraubt die ſich dem Uebermaß von Arbeit Ergebenden ſchon jetzt der Zeit und ſpäter der Fähigkeit, die Ergebniſſe ihrer Anſtrengungen zu genießen; es verhindert ſie die höheren Anſprüche des Gemüthes zu befriedigen; macht den ſchnöden Gewinn, das Geld zur Hauptſache im Leben, ſchließt die Freudigkeit aus, ſtimmt vielmehr zum Trübſinn, der jedem Uebermaße, auch dem der Arbeit, auf dem Fuße folgt; tritt endlich der Erfüllung der Familienpflichten und den ſtillen Freuden am häuslichen Herde hemmend in den Weg. Auf dieſe Bemerkung erhalte ich immer dieſelbe Antwort. „Ganz richtig, aber dies Alles wird anders werden mit der Zeit. Wir leben jetzt in der Epoche der Arbeit. Wir ſuchen und machen unſer Glück; ſpäter wird die Epoche des Genuſſes und der Ruhe eintreten.“ Ich gebe dies nicht zu. Ein trübſeliges und vorzeitiges Alter erwartet die Menſchen, welche ihre Kräfte mißbraucht haben. Daſſelbe gilt von den Nationen.

Eine der Urſachen Eurer Größe iſt die faſt unbegrenzte individuelle Freiheit. Aber die Freiheit des Einzelnen muß nothwendiger Weiſe beſchränkt ſein durch die vom Staate ver-

tretene Freiheit Aller. Auf dem Gleichgewichte zwischen diesen beiden Freiheiten beruht ihre gegenseitige Bürgschaft. In den meisten Ländern der alten Welt nimmt der Staat zu viel für sich in Anspruch, und dem Individuum bleibt zu wenig. Ihr verfallt in den entgegengesetzten Fehler. Wenigstens viele Eurer hervorragenden Staatsmänner meinen, daß dem Individuum zu viel gegeben werde und dem Staate zu wenig. Und wirklich die bei Euch vorkommenden Aergernisse und Mißbräuche entspringen großentheils aus dieser Quelle. Die Ueberwachung durch die sogenannten Organe der öffentlichen Meinung, durch die Zeitungen reicht nicht hin. Es fehlt an einer wachenden und schützenden Macht, die Jedermann anerkennt und deren Ausspruch sich Jedermann fügt. Von allen Seiten hört man Klagen, deren Berechtigung Niemand bestreitet. Ich könnte sie nicht besser zusammenfassen als mit den Worten eines Buches, das soeben die Presse verließ, und dessen Verfasser Eure Landsleute sind.

„Die erzählten Thatsachen verrathen die faulen Schäden. Kein Glied unseres Körpers hat sich als gesund erwiesen. Die Börse ist eine Hölle, die Bureaux unserer großen Gesellschaften geheime Raubhöhlen, in denen die Administratoren den Ruin ihrer Aktionäre vorbereiten; das Gesetz ist eine Angriffswaffe in der Hand der Bösewichte; Parteigeist hüllt sich in den Hermelinmantel des Richters; der Gerichtssaal ist die Markthalle, wo Gesetze an den Meistbietenden veräußert werden, und die öffentliche Meinung schweigt oder läßt, in ihrer Ohnmacht, gewähren.“*)

Sind diese so schweren Anklagen nicht übertrieben? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß sie Jedermann auf den Lippen hat, daß Jedermann Reformen verlangt. Aber was für Reformen? Auf welcher Grundlage, innerhalb welcher Grenzen?

---

*) Chapters of Erie by Ch. and H. Adams. Boston 1871. Siehe Auszug in der Revue des Deux Mondes 1. April 1872.

Hier liegt die Schwierigkeit. Die große Reform, durch welche Ihr die Verfassung Washingtons in einem wesentlichen Punkte geändert, hat Euch kein Glück gebracht. Durch die Abschaffung des Wahlcensus, den Euer erster weiser Gesetzgeber aufgestellt, durch Einführung des allgemeinen Stimmrechtes habt Ihr Eure großen Städte mehr oder weniger der Pöbelherrschaft preisgegeben, jedenfalls dem rohesten Theile der Einwohner einen ungebührlichen Einfluß eingeräumt. Die Wirkungen liegen bereits am Tage. Sie sind im Westen weniger fühlbar, weil dort fast jedermann Grundeigenthümer und insofern, bis zu einem gewissen Grade, ein Konservativer ist. Aber in den Städten nimmt das Uebel bedrohliche Verhältnisse an. Die Verderbtheit und Käuflichkeit, über welche ihr klagt, entspringen zum Theile aus der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes. Früher oder später wird man eine Gegenreform versuchen müssen, was immer schwierig und oft gefährlich ist.

Neben diesen, in ihrem inneren Wesen socialen Fragen, drängt sich eine große politische Frage immer mehr in den Vordergrund. Zwischen dem Sankt-Lorenzstrom und dem Potomak, zwischen dem atlantischen Meer und dem Missouri dürfte schwerlich ein Mensch zu finden sein, der nicht bereit wäre für die Aufrechterhaltung des Gesammtbestandes Eures großen Freistaates mit dem Leben einzustehen. Dies aber setzt die moralische Unterwerfung der Südstaaten voraus. Die materielle genügt nicht. Auch der äußerste Westen, nämlich die pacifischen Staaten erheischen Eure Fürsorge. Neben großen Fortschritten vollzieht sich dort ein gewaltiger Umschwung. Fremde Elemente strömen zu, und immer mehr verliert die Bevölkerung ihr anglo-amerikanisches Gepräge. Zählt daher nicht allzusehr auf die Gemeinsamkeit des Blutes, die ja kaum mehr besteht; vergeßt auch nicht, daß diese Gemeinsamkeit — zwei große Ereignisse beweisen es: Eure Losreißung vom Mutterlande und der Aufstand der Südstaaten — keine hinlängliche Bürgschaft gewährt, wenn die Gemeinsamkeit der Interessen fehlt. Auf diese letztere

Gemeinſamkeit müßt Ihr alſo Bedacht nehmen. Ihr müßt Euren Mitbürgern an den Geſtaden des Stillen Meeres das Leben leicht machen, ſie durchdringen von der Ueberzeugung, daß die Zuſammengehörigkeit mit der Union ihnen weſentliche und dauernde Vortheile bringt.

Dieſe große Frage von der Aufrechterhaltung der Republik in ihrem heutigen Beſtande ſteht mit einer andern, äußerſt ſchwierig zu löſenden Aufgabe in innigem Zuſammenhang. Wie auf der einen Seite jedem Einzelnen und dem Staate, das heißt der Geſammtheit der Individuen, die ihn bilden, das richtige Maß der Freiheit gewährleiſtet ſein ſoll, ſo muß auch zwiſchen der Autonomie der Staaten und der Centralgewalt das Gleichgewicht bewahrt werden. Als Gegengewicht der Staatenautonomie aufgefaßt, iſt Waſhington nicht nur der Ring, welcher die verſchiedenen Glieder der Republik zuſammenhält. In Anbetracht der Machtfülle, mit welcher die Verfaſſung den Präſidenten ausrüſtet, des Einfluſſes, den er durch eine mit ihm ſtehende und nach vier, höchſtens acht Jahren verſchwindende Legion von Funktionären, Beamten und Agenten ausübt; in Anbetracht der ungeheuren Mittel, über die er verfügt, ſei es zur Handlung, ſei es zum Widerſtande, vertritt Waſhington, als der Sitz des Präſidenten, auch das Princip der perſönlichen Regierung. Man ſchreit nach Reform, und Reformen werden ſtattfinden, und vielleicht in weiterer Ausdehnung als die, welche ſie verlangen, heute ahnen oder wünſchen. Es könnte geſchehen, was bei Ausbeſſerung baufälliger Häuſer zuweilen vorkommt. Eine Wand ſoll erneuert, ein Gewölbe geſtützt werden, nichts Anderes; aber je weiter die Arbeiter vorſchreiten, je größere Schäden werden entdeckt. Nicht ſelten iſt der Architekt genöthigt, die Grundfeſten zu erneuern. Die öffentliche Meinung klagt mit immer lauterer Stimme über Mißbräuche aller Art. Man wird genöthigt ſein bis auf den Urſprung hinabzuſteigen, eine Aufgabe, die ſehr weit führen kann. Bei dieſem ſchwierigen und eine feſte, aber zugleich zarte Hand erheiſchenden Unter-

nehmen, — Eure Vaterlandsliebe und Eure Weisheit bürgen für den Erfolg — werdet Ihr bedacht ſein müſſen, die perſönliche Gewalt des Präſidenten nicht dem Staatenrecht, und das Staatenrecht nicht dem perſönlichen Regimente zu opfern. Im erſtern Falle würde der Geſammtbeſtand der Republik bloßgeſtellt, im zweiten würdet Ihr das Weſen Eurer Inſtitutionen vergiften und dem Cäſarismus Bahn brechen; der Cäſarismus aber iſt, die Anarchie ausgenommen, welche geordnete Zuſtände ausſchließt, von allen Regierungsformen die übelſte. Es gab und gibt, nicht unter Euch, aber in Europa, oberflächliche Träumer, welche Euch am Vorabende einer monarchiſchen Umgeſtaltung wähnen. Dieſe Täuſchung verdient keine Widerlegung. Die Monarchie iſt und bleibt Euch verſagt; denn es fehlen Euch ihre weſentlichſten Elemente. Könige laſſen ſich nicht improviſiren. Die Throne gleichen den Rieſen Eurer Urwälder. Sie erheiſchen einen eigenthümlichen Boden und wachſen nur langſam im Laufe der Jahrhunderte.

(24. Juli.) Der Morgen graut und ſchon ſind die Paſſagiere am Deck verſammelt. Zu beiden Seiten haben wir Land in Sicht. Bewaldete Hügel, hier und da ſaftgrüne Raſenteppiche und Reisfelder. Weiße Dunſtwolken verhüllen die Umriſſe der Berge. Ueber ihnen zeigen ſich Abfälle eines rieſigen Kegels. Andere Wolken lagern über ſeinem Scheitel. Es iſt der Fujiyama, ein ſich vierzehntauſend Fuß über den Meeresſpiegel erhebender, ſeit Langem erloſchener Vulkan. Nun rücken wir den Ufern näher und der Blick dringt in zahlreiche kleine Buchten. Prachtvolle Bäume beſchatten ſie, lange Reihen von Häuſern ziehen ſich am Ufer hin; Djonken liegen in großer Anzahl vor Anker, andere ſind in Bewegung, rudernd oder von ungeheuren Schilfſegeln getrieben. Mehrere dieſer ſeltſamen Schiffe, welche an die Galeeren der Alten erinnern, ſteuern an der China vorüber. Nackte Männer führen das Ruder und ſingen dazu oder

begleiten ſich vielmehr im Takt mit weithin ſchallendem Geſchrei. Ihre erzfarbigen, glatten oder tättowirten Körper entfalten bei der anſtrengenden Arbeit in klaſſiſchen Stellungen das Ebenmaß ihrer Glieder.

Gegen acht Uhr befinden wir uns den Bluffs von Yokohama gegenüber. Der Dampfer umſegelt langſam dieſe Anhöhen, auf welchen wir ſchöne Koniferen und die Fahnenſtangen der engliſchen Geſandtſchaft und einiger anderer Legationen gewahren. Gleich darauf fahren wir in die Rhede ein. Sie iſt mit Segel- und Dampfſchiffen aller Nationen bedeckt. Große und kleine Djonken kommen und gehen. Weiter hinaus reißen ſich die anmuthigen und impoſanten Umriſſe mehrerer Kriegsſchiffe vom lichten Himmel ab; ſie tragen die Flaggen von England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. Vor uns erſtreckt ſich eine lange Reihe ſchöner, mit Bäumen untermiſchter Gebäude: der Bund, die Hauptſtraße von Yokohama.

Um acht Uhr geht die China vor Anker. Kurz vor neun Uhr, genau wie man uns in San-Francisko geſagt hatte, betreten wir den noch geheimnißvollen Boden des Reiches der aufgehenden Sonne.

(Ende des erſten Theiles.)

Zweiter Theil.

Japan.

JAPAN.
von
Alexander v. Huebner.
Körner & Dietrich
Leipzig

I.

Yokohama.

Vom 24. zum 26., vom 28. Juli zum 3. Auguſt; vom 14. zum 18. Auguſt; vom 18. zum 19. September.*)

Erſte Eindrücke. — Phyſiognomie der Stadt. — Handelsverkehr. — Die Europäer in Yokohama.

Die Eindrücke des Ankommenden ſind in den letzten zwölf Jahren unzählige Male geſchildert worden. Engliſche, franzöſiſche, deutſche Revuen haben mehr oder minder ſtark gefärbte Beſchreibungen geliefert. Jeder franzöſiſche Proviantkommiſſär oder Seekadet an Bord der hier ſtationirenden Kriegsſchiffe hält ſich für verpflichtet, im offiziellen Blatte ſeines Departements einen Artikel zu liefern; desgleichen engliſche Officiere und Beamte. Auch an ernſthaften Büchern fehlt es nicht. Sir Rutherford Alcock, der Gründer von Yokohama, H. Oliphant und H. Richard Lindau haben ſich in dieſem Fache, jeder in ſeiner Art, verdient gemacht. Aber Alles, was der Reiſende geleſen hat, bleibt unter dem Eindrucke, den er empfindet in dem Augenblicke, wo er ſich mit Einem Male in eine ganz neue Welt verſetzt ſieht. Er traut den eigenen Augen nicht. Auf jedem Schritte frägt er ſich: Iſt dies Alles auch wahr und wirklich? Iſt es nicht ein Traum, ein Feenmärchen, eine Erzählung aus Tauſend und Einer Nacht? So ſchön iſt die Viſion, daß man zittert, ſie könne in Nebel zerfließen.

---

*) Ich befolge für japaniſche und chineſiſche Namen die engliſche Orthographie, weil ſie die verbreitetſte iſt und das Auge am wenigſten verletzt.

Eine Beſchreibung zu liefern halte ich daher, weil ſie doch nicht genügen würde, für überflüſſig. Jedermann weiß heute, daß das japaniſche Volk ſanft, liebenswürdig, artig, fröhlich, kindlich und kindiſch iſt; daß die Haut der Leute aus den untern Klaſſen von der Sonne gebräunt, häufig roth und blau tättowirt iſt und dann ungefähr ausſieht wie die Vaſen von Vieux-Lack; daß alle Männer ohne Unterſchied des Standes ihr Haar am Vorderſchädel raſiren und ein kleines Haarbüſchel ſtehen laſſen, welches, an der Wurzel mit einem Bindfaden zuſammengebunden, in zierlichen Schwingungen über dem nackten Scheitel ſchaukelt; man weiß, daß ſie im Sommer ſich ihrer Beinbekleidung entledigen und eine Tunika von Tafft oder Kattun mit dem Fundaſhi ihre ganze Bekleidung bildet. Letzterer iſt ein Lendengürtel, den Jedermann vom Mikado bis zum Kuli trägt. Die Kaufleute nehmen in der geſelligen Gliederung eine der unteren Stufen ein. Mehr oder weniger gehört Jedermann einem Klan an, der, ſelbſt in verſchiedene Kaſten zerfallend, eine einzige große Familie bildet. Der Daimio iſt ihr Haupt. Er hat ſeine Räthe, Vaſallen, ſeine Samurai oder Zweiſchwertmänner, Reiſige und Knechte. Ein jeder trägt am Rücken und auf den Aermeln ſeines Leibrockes den Wappenſchild ſeines Fürſten oder der Körperſchaft, der er angehört: eine Blume oder Buchſtaben in kreisförmiger Einfaſſung. Die Schwerter der Edelleute, das Schreibzeug, die Pfeife und die Börſe, die ſie im Gürtel führen, alles dies iſt bekannt. Ebenſo daß, wer ſein Leben liebt, den Herren Samurai aus dem Wege geht, beſonders wenn ſie im Gefolge ihres Fürſten reiſen, oder vom Sake erhitzt aus einem Theehauſe treten. Weniger bekannt ſind noch die Reformen, welche die gegenwärtige Regierung unternahm und die beginnende Zerſtörung des alten Lehenweſens. Aber die äußere Erſcheinung des Landes hat ſich noch wenig geändert.

Für die Frauen ſchwärmen Alle, die über Japan ſchrieben. Eigentlich ſind ſie nicht ſchön. Sie haben unregelmäßige Züge.

Die Backenknochen ſpringen zu weit vor. Die großen ſchönen braunen Augen ſind zu ſehr geſchlitzt, und den wulſtigen Lippen fehlt es an Feinheit. Und dennoch gefallen ſie. Wenn nur die jungen Mädchen die entſetzliche Gewohnheit ablegen möchten bei ihrer Vermählung die Augenbraunen auszureißen und die Zähne zu ſchwärzen. Die Abſicht iſt löblich. Sie wollen ſich gegen ſich ſelbſt ſicher ſtellen, dem Gatten eine Bürgſchaft der Treue geben, das heißt ſich weniger verführeriſch für Andere machend um ſo leichter der Verführung entgehen. Aber, nach wie vor, ſind und bleiben ſie einfach, fröhlich und anmuthig. Eine angeborene Vornehmheit zeichnet dies Geſchlecht aus. Die jungen Autoren, welche ihre Studien über japaniſche Sitten in den Theehäuſern in und um Yokohama gemacht haben, rühmen auch ihre große Zugänglichkeit. Wahre Kenner des Landes urtheilen anders. Der Kopfputz der Frauen beſteht aus zwei oder drei großen Haarbändern, welche zwei Nadeln zuſammenhalten. Mehrere Nadeln trägt nur die Kurtiſane. Das Haar iſt dunkelſchwarz und, weil immer ſtark geölt, glänzend. Ein Unterrock und eine kurze Jacke mit einer breiten Binde, die am Rücken in einem großen Knoten endet, bildet den Anzug. Die Fußbekleidung ſind Holzſandalen auf hohen Abſätzen, die mittelſt eines ſchmalen, durch die Zehen gezogenen Riemens am Fuße befeſtigt werden. All dies iſt ſattſam bekannt durch zahlloſe Beſchreibungen, Kupferſtiche und Photographien.

Aber kein Pinſel, keine Feder vermag die Wirklichkeit wiederzugeben. Man muß mit eignen Augen geſehen haben, wie die Menge ſich in den Gaſſen bewegt, wie einer dem andern anmuthig zulächelt, wie ſie ſich gegen einander tief verneigen, vor großen Herren auf den Boden werfen, eben ſo behend als würdevoll, nicht niedrig oder kriechend, ſondern gleichſam nur in einer Anwandlung von Artigkeit, und weil dies eben die Etiquette vorſchreibt. Wir gehen die Straße entlang, deren Reinlichkeit uns auffällt, blicken rechts und links, und bedauern nur zwei und nicht hundert Augen zu beſitzen. Kuli laufen an

uns vorüber. Auf ihren athletiſchen Schultern ruht ein dickes Bambusrohr, an dem Kiſten oder Waarenballen hängen. Dabei regeln ſie ihre Schritte durch einen eigenthümlichen Geſang oder vielmehr ſie ſchreien im Takt. Der Schweiß trieft von ihren glänzenden, tättowirten Körpern. Den Lendengürtel abgerechnet ſind ſie in dieſer heißen Jahreszeit vollkommen nackt. Auch ſie lachen unaufhörlich, ſchwatzen und ſagen ſich Artigkeiten.

Und die Häuſer! Wer kennt ſie nicht aus den zahlloſen Abbildungen? Viele haben auch ein wirkliches Haus auf der Pariſer Ausſtellung*) in Augenſchein genommen. Aber um ſich einen richtigen Begriff zu machen, muß man dieſe kleinen Gebäude an Ort und Stelle und in bewohntem Zuſtande ſehen. Man muß in das Innere blicken, was keine Schwierigkeit bietet, denn ſie ſtehen der ganzen Breite nach gegen die Gaſſe offen. Wie eigenthümlich da Licht und Schatten mit einander koſen. Einrichtungsſtücke gibt es nicht, wohl aber eine ſchöne reine Strohmatte. Im Hintergrund wird das Gärtchen ſichtbar mit ſeinen Zwergbäumchen, die den Rieſen des Waldes ähneln, gleichſam als Greiſe verkleidete Kinder.

Doch ich will nicht beſchreiben. Habe ich ja doch ſelbſt erklärt, daß weit geübtere Federn als die meinige der Aufgabe nicht gewachſen ſind. Alles iſt hier neu und ſeltſam. Wie die tauſendfältigen kleinen Bedürfniſſe des Lebens, die allen halb oder ganz civiliſirten Völkern gemein ſind, hier ſo ganz anders befriedigt werden! Man betrachtet, man prüft, man forſcht, meiſt vergeblich, nach der Erklärung. Das Geſammtbild iſt anmuthig, die Zeichnung zierlich, das Kolorit prachtvoll; aber in der Nähe beſehen iſt es ein ungelöſter Rebus.

Vergeſſen wir die Europäer nicht. Yokohama iſt die Schöpfung der erſten engliſchen Kaufleute, welche gleich nach Abſchluß der Verträge**) hierher kamen, um in dem bis damals hermetiſch

*) Und ſeither auf der Wiener Ausſtellung.

**) 1858.

verſchloſſenen Reiche der aufgehenden Sonne ihr Glück zu ſuchen. Während der brittiſche Geſandte Sir Rutherford Alcock mit den Miniſtern des Shogun über die den Europäern abzutretenden Grundſtücke verhandelte, hatten ſich dieſe in der Nähe des Fiſcherdorfes Yokohama*) auf eigene Fauſt einer verlaſſenen Stelle am Strande bemächtigt und dort einige Magazine und Häuſer erbaut. Die Oertlichkeit beſaß über die von Sir Rutherford empfohlene den bedeutenden Vorzug der leichteren Zugänglichkeit vom Meere her; bekanntlich iſt der Golf von Yedo ſehr ſeicht. Auch die japaniſchen Miniſter äußerten ſich zu Gunſten des Platzes, der, zwiſchen dem Meer und einem Sumpf, zwiſchen einem Kanal und einem Flüßchen gelegen, alle natürlichen Vortheile darbot, um in ein zweites Deſhima, d. h. in ein Gefängniß umgewandelt zu werden. Für Sir Rutherford ein Grund mehr von der Wahl abzurathen; aber am Ende mußte er dem ſtürmiſchen Drängen ſeiner Landsleute und der Macht der Umſtände weichen. Heute betrachten die Reſidenten ſich für vollkommen ſicher und belächeln die Beſorgniſſe und, ihrer Anſicht nach, zu weit getriebene Vorſicht ihres damaligen Geſandten. Weil in den letzten zwei Jahren kein Fremder mehr in oder bei Yokohama ermordet wurde, glauben ſie ſich geborgen, nicht anders als ob ſie in Charing-Croß oder am Strand wohnten. So iſt aber die menſchliche Natur. War das Wetter durch einen Monat ſchön, ſo glauben Viele es könne nie mehr regnen. Während der langen und glücklichen Friedensperiode zwiſchen den beiden Napoleonen gab es Männer von Einſicht, welche meinten, der Krieg ſei für alle Zeiten unmöglich geworden. Er vertrage ſich nicht, behaupteten ſie, mit dem Fortſchritte der Civiliſation. Er ſei fortan eine Anomalie, ein überwundener Standpunkt. Wer daran zweifelte war ein Träumer, in den Augen Mancher ein gefährliches Subjekt. In dieſer Gemüthsſtimmung finde ich hier die europäiſchen Reſidenten. Hoffen

*) Yokohama heißt „den Strand entlang".

wir, daß die Zukunft den Optimiſten Recht und dem klugen und vorſichtigen Sir Rutherford Unrecht gebe.

Die Stadt war kaum gebaut, als ſie ein Raub der Flammen wurde.*) Heute iſt jede Spur des Brandes verſchwunden. Yokohama bildet ein längliches Viereck, welches drei große Hauptadern von Oſt nach Weſt, und mehrere Quergaſſen von Süd nach Nord durchziehen. Dem Meere entlang entfaltet der „Bund" ſeine ſchöne Häuſerreihe. Oeſtlich vom europäiſchen liegt das japaniſche Viertel. Dort an der Ecke der Curioſtreet ſteht der Palaſt des kaiſerlichen Gouverneurs. Curioſtreet iſt die Verlängerung von Mainſtreet, und beſitzt ſchöne Kaufläden, wo Bronzen, moderne Lackwaaren, Porcellan und andere Kurioſitäten von Eingebornen feil geboten werden. Am Nordende der Stadt gelangt man durch ein von japaniſchen Truppen ſorgfältig bewachtes Thor und über eine Brücke nach dem Dorfe, welchem die Stadt ihren Namen entlehnte. Es bedeckt die beiden Abfälle einer ſteilen Anhöhe und ſteigt jenſeits in eine kleine Ebene nieder. Zwiſchen einer doppelten Häuſerreihe biegt die Straße nordwärts, um alsbald in den Tokaido, der nach Yedo führt, zu münden. Wer einen aus menſchlichen Weſen jeden Alters und Geſchlechtes beſtehenden Strom von Menſchen ſehen will, der luſtwandle zwiſchen Kanagawa und Kavaſaki. Vor ganz Kurzem noch eine kühne, ja verwegene That; heute ein harmloſes Vergnügen. Dieſer Theil des Tokaido wird veröden, wenn die im Bau begriffene Eiſenbahn nach Yedo vollendet iſt.**) Im Weſten der Stadt, jenſeits des erwähnten Flüßchens, erheben ſich die berühmten Bluffs, eine in das Meer vorſpringende Anhöhe, wo in den letzten Jahren mehrere ſchöne Häuſer entſtanden ſind. Dort ſieht man das unbewohnte brittiſche Geſandtſchaftshotel, das Haus des engliſchen Richters, die Wohnſitze mehrerer brittiſcher und amerika-

*) 20. November 1866.

**) Sie wurde ſeither dem Verkehr eröffnet.

nischer Residenten und einige fremde Legationen. Die meisten dieser Gebäude liegen im Schatten prachtvoller Bäume und genießen einer reizenden Aussicht: nordwärts nach dem Vulkan Fujiyama, gen West und Süd nach dem Stillen Weltmeer; ostwärts nach dem langen, niedern, bewaldeten Vorgebirge und der weißen Häuserreihe von Kanagawa. Am Fuße der Bluffs steht die französische Kaserne, am Scheitel die englische. Bekanntlich geschah es, daß während des Bürgerkrieges der japanische Gouverneur eines Tages erklärte, er könne nicht länger für die Sicherheit der Europäer bürgen. Da ließ der französische Admiral Jaurès seine Marinetruppen ausschiffen und der englische Gesandte ein Linienregiment von Hongkong kommen. Diese Besetzung dauert noch fort und hat auch, meiner Ansicht nach, ihre guten Gründe.

Die untere Stadt ist der Betriebsamkeit geweiht. Dort befinden sich die großen Banken, die Kontore der Handelsherren, die Bureaux der drei Dampfschifffahrtsgesellschaften, die Waarenlager, die mehr oder minder gut versehenen Kaufläden und eine Unzahl Trinkbuden.

Man sieht, es hat an Anstrengungen nicht gefehlt, um die kaum entstandene Faktorei zum Range einer großen Handelsmetropole zu erheben. Indeß sind die Anzeichen einer Stockung augenfällig. Schwieriger dürfte es sein die Ursachen zu ergründen. Jedenfalls sind hier, wie in China, die schönen Tage der raschen und fabelhaften Gewinne, wohl für immer, vorüber. Bis zu einem gewissen Grade erklärt sich dies durch das fortwährende Zuströmen europäischer und amerikanischer Kaufleute, durch die Errichtung so vieler neuer Handelshäuser und durch die stetige Zunahme der chinesischen Mitbewerbung. Hierzu treten die natürlichen Schwankungen des Handels und, ausnahmsweise, der Rückschlag der kriegerischen Ereignisse in Europa. Demungeachtet nimmt der Verkehr mit Europa im Ganzen zu; aber seit zwei Jahren machen die Engländer weniger Geschäfte. Von allen Seiten höre ich klagen. Begreif-

lich genug. Man hat ſich nicht zu den Antipoden verbannt und den Gefahren des Klima's ausgeſetzt, um viel zu arbeiten und wenig zu gewinnen. Beſſer, man wäre zu Hauſe geblieben: Man hatte ein ungeheures Vermögen in kurzer Zeit zu erwerben gehofft. Jetzt kommt die Enttäuſchung. Daher die üble Laune.

Natürlich enthalte ich mich des Urtheils über einen mir nicht völlig bekannten Gegenſtand. Aber ich fürchte, die Berechnungen und roſigen Ausſichten mancher fremder Kaufleute fußen auf Vorausſetzungen, welche eine genauere Kenntniß der Hülfsquellen dieſes Landes nur wenig rechtfertigen würde. Das japaniſche Volk ſcheint glücklich und zufrieden mit der Lage, in der es ſich befindet, oder, beſſer geſagt, bis in die letzte Zeit befand. Elend iſt beinahe unbekannt, aber ebenſo auch Ueberfluß. Die einfachen Sitten, die große Frugalität, die Unbekanntſchaft mit Bedürfniſſen, welche Europa befriedigen könnte und möchte, ſind, meiner Anſicht nach, eben ſo viele Hinderniſſe eines großartigen Austauſches zwiſchen europäiſchen und japaniſchen Erzeugniſſen. Der hierländiſche Thee findet in Europa keinen Abſatz und, ſeit die beſten Eier des Seidenwurmes von lombardiſchen Handelsreiſenden aufgekauft werden, haben die japaniſchen Seidenſtoffe an Qualität bedeutend verloren. Bleiben die zu eröffnenden Bergwerke, welche vielleicht Schätze liefern werden. Aber in ihrem heutigen Zuſtande ſind weder Volk noch Land reich. Mit Ausnahme der engliſchen Kattune, fühlen die Bewohner kein Bedürfniß nach europäiſchen Induſtrieartikeln; keinenfalls wären ſie im Stande dieſe zu bezahlen. All dies kann ſich ändern, aber nicht von heute auf morgen. Generationen werden vorübergehen, bevor ſolche Träume ſich verwirklichen laſſen. Die jetzigen Miniſter verfolgen das Ziel mit Rieſenſchritten. Kann die Nation, ſelbſt wenn ſie wollte, was noch zu beweiſen iſt, in dieſem Tempo vorwärtsſtürmen? Ich bezweifle es. Die europäiſchen Kaufleute hoffen es, weil ſie es wünſchen; ſie begrüßen die Reformen mit lautem Beifall, weil ſie ſie auszunutzen gedenken. Aber beſonnene, in ſolchen

Fragen bewanderte Männer fürchten, daß diese unvorbereiteten, voreiligen und kostspieligen Neuerungen für das Land, statt es zu bereichern, eine Quelle der Verarmung werden dürften, und daß der heute sehr beträchtliche Handelsverkehr mit dem Auslande bereits seinen äußersten Höhenpunkt erreicht habe.

Die amtlichen Tafeln für das Jahr 1870 weisen eine beträchtliche Zunahme des auswärtigen Handels nach. In runden Ziffern beträgt die Einfuhr in den fünf offenen Häfen einunddreißig, die Ausfuhr über fünfzehn, somit der Gesammtverkehr zwischen Japan und dem Auslande über sechsundvierzig Millionen Dollars.

Die Analyse dieser Tabellen zeigt eine nicht unbedeutende Verminderung des Verkehrs mit England und eine kleine Zunahme des französischen Handels.

Die fremde Schifffahrt hat zu-, die englische abgenommen. Dies erklärt sich dadurch, daß seit einem Jahre fast die gesammte Küstenfahrt durch die Dampfer der Pacific-Mail-Company versehen wird. Die Bedeutung der verschiedenen Flaggen nach dem Tonnengehalt läßt sich durch nachstehende Reihenfolge darstellen: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen und Holländer. Die deutschen Schiffe verführen als Fracht meist englische und Schweizerprodukte, und nur wenige deutsche. Selten kommen sie aus deutschen Häfen; und treiben bis jetzt hauptsächlich die Küstenfahrt zwischen Yokohama, Hiogo, Nagasaki und Shanghai. Aber ihre Flagge weht auf allen chinesischen und japanischen Meeren, und in allen, selbst in den entlegensten Häfen dieser beiden Reiche. Zu Wasser und zu Land steigt und verbreitet sich die Thätigkeit der Deutschen. Neben den Chinesen sind sie die gefährlichsten Nebenbuhler des brittischen Handels und der brittischen Schifffahrt. Die viel minder zahlreichen französischen Schiffe, immer mit französischen Erzeugnissen beladen, kommen fast alle aus Frankreich und kehren dahin zurück. In allen Geschäften richtet man sich nach den Notirungen von London und Liverpool. Diese beiden Plätze

reguliren namentlich den Seidenhandel. Eine bedeutende Menge japaniſcher Seide, die für franzöſiſche Spinnereien beſtimmt iſt, geht an Bord der Meſſageries maritimes nach Marſeille, von wo ſie durch Frankreich nach London und Liverpool verſandt wird. Dort verſieht ſich der Lyoner Fabrikant mit ſeinem Bedarf. Japan kauft nur engliſche Waare: Birmingham und Mancheſter Goods. Die Amerikaner führen aus Californien und Oregon Bauhölzer und Mehl ein und laden, als Rückfracht, Thee, welcher in den pacifiſchen Staaten in immer ſteigenden Quantitäten konſumirt wird.

Ihrem äußeren Anſtriche nach bietet die untere Stadt wenig Aehnlichkeit mit den großen Induſtrie- und Handelsplätzen Europa's und Amerika's. Keine dampfenden Eſſen, kein Gedränge von Fußgängern und von Fuhrwerken aller Art. Häuſer und Menſchen ſehen ruhig, reſpektabel und ein wenig ländlich aus. Die Wohnungen ſind dem Klima angepaßt worden, haben aber ſonſt ihren engliſchen Anſtrich bewahrt. Ueber die Dächer ragen Baumwipfel empor. Die Straßen beleben ſich Morgens und Abends, ein paar Stunden vor Sonnenuntergang, das heißt wenn man nach oder aus dem Kontor geht. Eine willkommene Unruhe zeigen die Gaſſen auch um die Mitte des Tages. Um dieſe Zeit ſchließen ſich Wechſelſtuben und Kaufläden. Alles eilt zum Tiffin, das hier wie in China und Indien das Hauptmahl bildet; das Diner iſt eine Ceremonie. Harte Arbeit kommt nur an den Poſttagen vor, wenn die großen Dampfer ein- oder auslaufen. Im gewöhnlichen Leben hat man um vier Uhr ſein Tagewerk vollendet und denkt nur mehr auf Unterhaltung. Die jungen Leute werfen die Feder weg und beſteigen ihr Pferd oder ihr Kanoe. Die Mode will, daß die Gentlemen ihr langes, ſchmales Boot ſelbſt über die Straße tragen und flott machen. Dann wird zum Ruder gegriffen und flugs ſind ſie uns aus den Augen entſchwunden. Unter allen Himmelsſtrichen liebt der Engländer athletiſche Spiele: das Zuſammenwirken von Muth, Behendigkeit und Kraft. Um

dieſe Stunde beginnt ſich der Bund zu beleben. Aus den Nebenſtraßen biegen Fuhrwerke ein: Gig und Phaeton, die in Hongkong gebaut und mit kleinen auſtraliſchen oder philippiniſchen Pferden beſpannt ſind. Darin ſitzen elegante Damen oder junge Ehepaare, denn Alles iſt hier jung, und Alles bewegt ſich jetzt in der Richtung der Bluffs, fährt den ſteilen Weg hinan, dann oben dem Race-Ground entlang, der in keiner brittiſchen Anſiedelung fehlt; erreicht endlich die neue Straße, die über bewaldete Höhen, zwiſchen ſmaragdgrünen Reisfeldern und Bambushainen nach der Bai von Miſſiſſipi hinabführt. Allenthalben begegnen wir engliſchen und franzöſiſchen Officieren, weiß gekleideten und beſchuhten Gentlemen mit dem weißen, indiſchen Kattunhelm bedeckt, alle auf Ponies reitend oder auf hohen engliſchen Pferden, den letzten Veteranen des chineſiſchen Krieges. Es iſt ein bewegtes, anmuthiges Bild; das ſchönſte dabei iſt aber der Hintergrund, die Landſchaft und, in dieſer Jahreszeit, die unvergleichlichen Sonnenuntergänge: der Himmel karmeſin, darauf einzelne große, geballte, tiefblaue Wolken; das lange niedere Vorgebirge von Kanagawa mit perlfarbigen Tönen übergoſſen; auf dem violetten Meer mit dem Purpurſchimmer die blaßſchwarzen Silhouetten der Schiffe und Djonken, die einen an ihrem Anker ſchwankend, die andern lautlos gleich Geſpenſtern dahingleitend.

Die Engländer bilden die große Mehrzahl der Reſidenten; nach ihnen kommen die Amerikaner, Deutſche und Franzoſen. Italien wird durch die Graineure vertreten, die im Sommer ankommen und im Herbſt abreiſen. Wenig zahlreich ſind die Frauen. Im letzten Winter hatten Sir Harry und Lady Parkes auf einem Balle deren dreißig vereinigt, und noch ſpricht man von dem Ereigniß. Auf einer Soirée, welche in dieſen Tagen den Officieren des engliſchen Regiments bei ſeinem Abmarſche gegeben ward, bewunderte ich die eleganten und friſchen Toiletten der jungen Damen und noch mehr ihren heroiſchen Muth, bei 30° R. zu tanzen.

In der europäiſchen Stadt ſieht man viele Eingeborene und Chineſen, die im Dienſte der Fremden ſtehen. Der ſo wichtige Poſten eines Comprador (Einkäufer, Haushofmeiſter, in den Banken Zahlmeiſter) wird ſtets von Chineſen verſehen. Ueberhaupt gewinnen letztere mit jedem Jahre an Bedeutung. Man zieht Diener dieſer Nation den Japanern vor. Die Japaner, ſagte mir ein alter Reſident, haben einſt von den Chineſen die Civiliſation, die Religion und ſelbſt die Schriftzeichen angenommen. Jetzt ahmen ſie die Europäer nach. Sie fühlen ein Bedürfniß nachzuahmen und ſich nach dem Vorbild Anderer umzumodeln. Es liegt dies in ihrer Natur. Man vergleiche nur japaniſche und chineſiſche Diener. Die erſteren beobachten die Gewohnheiten ihres Herrn und fügen ſich in dieſelben mit merkwürdiger Leichtigkeit. Nur darf man ſie nicht ihren eigenen Eingebungen überlaſſen, denn es ſind ſchwache Köpfe. Dagegen bleibt der Chineſe überall Chineſe; er beobachtet und ahmt weniger nach; aber was er thut iſt wohlgethan, beſonders wenn man ihm geſtattet, nach ſeinem eigenen Urtheile zu handeln. Der Japaner, vorausgeſetzt, daß man ihn nicht von den Vorſchriften der landesüblichen Etiquette entbindet, iſt ſanft, fröhlich und dem Herrn anhänglich. Läßt ihn letzterer prügeln, ſo thut das ſeiner Ergebenheit keinen Eintrag. Das Bambusrohr ſchmerzt, aber es entehrt nicht; der Vater hat ſeinen Sohn gezüchtigt. So wird hier die körperliche Strafe aufgefaßt. Behandelt man aber dieſe Leute wie europäiſche Diener, ſo werden ſie über die Maßen zuthulich, grob und unausſtehlich. Der Chineſe empfindet für den Europäer, dem er dient, keine Zuneigung. Er iſt ſtolz, rachſüchtig und ſehr empfindlich, dabei aber äußerſt artig. Bei der geringſten Bemerkung kündigt er den Dienſt auf, gewöhnlich unter dem Vorwande, ſeine Mutter ſei erkrankt, oder indem er in den ehrerbietigſten Ausdrücken und mit einem gewiſſen unheimlichen Lächeln erklärt, die beiderſeitigen Charaktere ſtimmen nicht zuſammen. Jedenfalls geht er; nichts vermag ſeinen Entſchluß zu ändern.

In einer der großen Straßen sieht man, hinter einer niederen mit dem Kreuzeszeichen geschmückten Mauer, eine schöne Kirche von mäßiger Größe. Vor dem Portale steht die Statue der Jungfrau, auf der rechten Seite des Vorhofes ein niederes Haus, die bescheidene Residenz des apostolischen Delegaten Mgr. Petitjean und seiner Vikare, sämmtlich Priester der Missions étrangères de Paris. Apostolischer Eifer hat diese frommen Männer nach dem fernen Gestade geführt. Aber die Landesgesetze, die eifersüchtige Wachsamkeit der japanischen Behörden, der Haß gegen das Christenthum, welchen die Neuerer des Tages bewahrt haben, die schuldige Rücksicht auf die Wünsche des diplomatischen Korps, welches Konflikte und Verwickelungen vermeiden will, haben bis jetzt die Ausübung ihrer Mission vereitelt. Sie sind Hirten ohne Heerde, ausgenommen wenige katholische Residenten, welche sich zuweilen erinnern, daß sie Christen sind, und die französischen und irländischen Matrosen, welche dies nie vergessen. In diesem Augenblicke schmachten Tausende von verfolgten Christen nach den Tröstungen der Religion; aber diese guten Väter können sie nicht reichen. Sie beten also und warten; vervollkommnen sich in der Kenntniß der Sprache, der Geschichte, der Sitten des Landes, versprechen sich viel von der bevorstehenden Revision der Verträge, hegen die vielleicht nicht leere Hoffnung, daß der Tag herannahe, an welchem sich Japan nicht nur dem europäischen Handel, sondern auch den Wahrheiten des Christenthums erschließen werde.

Alles in Allem, ist Yokohama ein bedeutender Platz. Man arbeitet hier, aber nicht zu viel. Die Thätigkeit ist nicht, wie in den großen Handelsplätzen Amerika's, eine fieberhafte und aufreibende. Es bleibt hinlängliche Zeit um auszuruhen, um sich zu zerstreuen, um des lieben Vaterlandes, nie ohne Wehmuth und Sehnsucht, zu gedenken. Nicht vierundzwanzig Stunden hat der Ankömmling in Yokohama verweilt, ohne zu entdecken, daß Jedermann am Heimweh leidet. Man arbeitet, wie gesagt, und man unterhält sich, jeder nach seiner Art. Unter

der Sphäre des Gentleman befindet sich die Schichte der Rowdies, besser gezügelt als im amerikanischen far West, wenn gleich lärmend genug in den zahlreichen Billardsälen und Trinkstuben Yokohama's. Aber Alle, hoch und niedrig, sehnen sich nach der Heimath. Spricht man ihnen von Altengland, so zieht eine Wolke über ihre Stirne. So ist der Mensch. Immer und überall sucht er in der Zukunft das Glück, statt es zu erfassen in der günstigen Stunde der Gegenwart. Das Leben in den fernen Gegenden entwickelt diese Seelenstimmung. Zwischen der Sehnsucht nach dem, was man verließ, und der Hoffnung dessen stehend, was die Zukunft bringen soll, verbringt man die Zeit in Unruhe und Zweifel. Die so wirklich reich geworden sind, und sie machen die Ausnahme, verlassen mit Freuden das Land der Verbannung, in dem sie die schönsten Jahre ihres Lebens verloren. Sie gehen heim. Sie sind homeward bound! Welche Musik in den beiden Lauten! Die Zurückbleibenden antworten mit einem Seufzer. Ich glaube aber, die schönste Zeit dieser glücklichen Sterblichen ist die Heimreise. Es ist eine Zeit süßer Täuschung. Kaum angekommen unter dem grauen Himmel, in der Nebelatmosphäre des Vaterlandes, sehnen sie sich nach der japanischen Sonne zurück, nach den schönen Cedern, die ihr Haus auf den Bluffs oder am Bund beschatteten, nach der zahlreichen Dienerschaft, nach der Arbeit, der Thätigkeit, der Aufregung ihres dortigen Daseins. In Yokohama waren sie Jemand, mindestens galten sie für einen Landesgouverneur, einen Chi-fu-Chi. In England sind sie Niemand, nobody. In Japan litten sie am Heimweh, in England leiden sie am Japanweh. Wäre ihr Leben wieder zu beginnen, würden sie wohl das Glück bei den Antipoden suchen?*)

*) Laut Bericht des Sir H. Parkes vom 29. April 1871 residirten damals in Japan: 782 Engländer, 229 Amerikaner, 164 Deutsche, 158 Franzosen, 77 Holländer, 166 Europäer anderer Nation, im Ganzen 1586.

II.

Yoſhida.

Vom 3. zum 14. Auguſt.

Japan, mit Ausnahme der Trade-Ports und der Städte Yedo und Oſaka, noch immer den Fremden verſchloſſen. — Wie man im Innern reiſt. — Uebergang über die Odawara. — Die Bäder von Miyanôſhita. — Die Fujiyama-Pilger. — Im Tempel von Yoſhida. — Der Engpaß von Toriſawa. — Hachôji. — Rückkehr nach Yokohama.

Die Verträge haben Japan nicht eröffnet. Nur in den fünf Häfen, welche die Engländer Trade- oder Treaty-Ports nennen, Yokohama, Hiogo (Kobe), Nagaſaki, Niigata und Hakodate und in den beiden Großſtädten (fu) Yedo und Oſaka iſt den Europäern Handel und Niederlaſſung geſtattet. Das übrige Land bleibt nach wie vor hermetiſch verſchloſſen. In der Umgebung eines jeden Vertragshafens iſt ein kleines Gebiet von einigen Quadratmeilen dem Zutritte der Fremden geöffnet. Die Grenzpfähle tragen in japaniſcher und engliſcher Sprache die Inſchrift: Vertragsgrenzen. Jenſeits beginnt das verbotene Land. Den Häuptern der Geſandtſchaften und den Generalkonſulen allein haben die Verträge das Recht geſichert, im Innern zu reiſen. Für alle andern Fremden wird das Verbot ſtrenge aufrecht erhalten. Nur zum Beſuche der Heilquellen von Miyanôſhita und Atami und zur Erſteigung des Fujiyama geſtattet man Privaten die Bewilligung auf beſonderes Verlangen der Geſandtſchaften. In ſolchen Fällen wird der Reiſende von untergeordneten Officieren begleitet und überwacht. Man nennt ſie in Yokohama gewöhnlich, aber wie man mir ſagt irrthümlich, Yakunin, ein Name, der höher ſtehenden Officieren gebührt. Die entfernteſten Punkte, welche der Fremde in Folge ſolcher Ermächtigung beſuchen kann, ſind Subaſhiri, am Fuße des Fujiyama, fünfzig Meilen, und Atami, ungefähr ſechzig Meilen von Yokohama entfernt. Bei der bevorſtehenden Re-

vision der Verträge*) wird die Absperrung Japans wahrscheinlich zur Sprache kommen. Wenn die Gesandten die Minister über diese heikle Frage sondiren, erhalten sie gewöhnlich die Antwort: So lange die Samurai (aus der Kriegerkaste) bewaffnet sind, müsse im Interesse der Fremden das Verbot aufrecht erhalten werden, da letztere sonst der größten Lebensgefahr ausgesetzt wären; die Frage der Entwaffnung sei aber eine innere Angelegenheit, welche sie mit fremden Gesandten nicht verhandeln dürfen. Hinter dieser Schlußfolgerung verschanzt man sich. Die Entwaffnung**) der Samurai sei eine Revolution; den Fremden die Reisen im Innern gestatten, so lange die Samurai nicht entwaffnet seien, hieße neue Mordthaten hervorrufen. Wie viele wurden bereits sogar auf dem den Fremden zugänglichen Gebiete begangen? Was würde erst im Innern des Reiches geschehen? Gegen diese Schlußfolgerung läßt sich nichts einwenden.

Sind heute die Reisen im Innern mit Gefahr verbunden? Hierüber vernahm ich verschiedene Meinungen. In den diplomatischen Kreisen gefällt man sich zur Stunde darin, Menschen und Dinge in Japan von der Glanzseite zu betrachten. Fortschrittsmänner, die sich für Freunde der Fremden ausgeben, sind an der Gewalt. Man will sie schonen, gewinnen, vielleicht sogar ermuthigen, auf der betretenen Bahn weiter zu schreiten. Man ist nicht abgeneigt, innerhalb gewisser Grenzen, ihnen die Erreichung ihrer wohlwollenden und aufgeklärten Absichten zu erleichtern. Allerdings, die Liste der ermordeten Fremden ist lang; sie flößt Entsetzen ein, wenn man die Menge der Opfer vergleicht mit der geringen Zahl der Residenten. Aber in der letzten Zeit, sagt man, sind ähnliche Blutthaten nicht mehr vorgekommen; und wenn, im Januar dieses Jahres, zwei Samurai,

*) Sie soll 1873 stattfinden.

**) Diese Maßregel wurde während meiner Anwesenheit angeordnet, aber nur sehr unvollständig ausgeführt. Nach den neuesten Nachrichten zeigen sich die Sumarai wieder bewaffnet.

denen ein dritter zufällig vorübergehender beisprang, zwei Engländer (im japanischen Dienste) auf offener Straße in Yedo niederhieben, so haben die beiden Herren dies Mißgeschick sich selbst zuzuschreiben. Was hatten sie Nachts auf der Straße zu thun? noch dazu in Begleitung einer Frau, und ohne die Wächter, deren sie sich, um allein zu sein, durch eine List entledigt hatten? Gewiß, Sir Rutherford erzählt in seinem Buche mit Recht, daß, wer einem mit seinem Gefolge reisenden Daimio begegnet, sich in äußerster Lebensgefahr befindet; aber erstlich reisen jetzt die Daimio häufiger zu Wasser als zu Lande, und dann sind die Samurai nicht mehr so schlimm als sie waren. Sie beginnen sich zu civilisiren. — Und der Mordanfall in Kiyôto auf Sir Harry Parkes, als er von seinen Ordonnanzen und brittischen Soldaten umgeben nach dem Palaste des Mikado zog! — O, seither sind drei Jahre verstrichen. Die Zeiten haben sich geändert. — Mit Einem Worte, in den Gesandtschaftskanzleien will man an keine Gefahr glauben.

Die meisten Residenten in Yokohama theilen diese Meinung. Einige haben mir allerdings ihre Unkenntniß der Zustände im Innern eingestanden. Auch die katholischen Missionäre, so wohl unterrichtet in andern Ländern des äußersten Ostens, besonders in China, konnten mir keine Auskunft geben. In Einem stimmen jedoch Alle überein: das Volk ist gutmüthig, freundlich und wohlwollend. Den Zweischwertmännern gehe man aus dem Wege. Das Uebrige weiß man nicht. Gar Vieles ist noch unbekannt. Ein dichter Vorhang verhüllt das Innere. Den Vertretern der Großmächte mag es gelingen, diesen Schleier hier und da ein wenig zu lüften, aber die Erkundigungen sind unsicher und lückenhaft; überdies haben sich alle Gesandtschaften, mit Ausnahme der englischen, die sich in Yedo befindet, in Yokohama niedergelassen. Auch machen die Umstände den Gesandten Zurückhaltung zur Pflicht. Sie können die Gefahren der Reisen im Innern nicht allzu sehr betonen, ohne die Bewohner der Faktorei in Yokohama in Unruhe zu versetzen; sie dürfen aber

auch nicht die wirkliche oder vermeintliche Sicherheit zu laut preiſen, denn hieße dies nicht die dem Angloſachſen angeborne Luſt an Abenteuern reizen, ihn mittelbar zu lebensgefährlichen Unternehmungen anſpornen, die Verantwortlichkeit für die etwaigen blutigen Folgen auf ſich ſelbſt laden? Sie ſchweigen daher. Aber in ihren Kanzleien, überhaupt in den officiellen, diplomatiſchen und Konſular-Kreiſen, herrſcht Vertrauensſeligkeit.

(3. Auguſt.) Der niederländiſche Geſandte Herr van der Hoeven hatte mir vorgeſchlagen, mich ihm auf einem Ausfluge nach dem Fujiyama anzuſchließen. Eine koſtbare Gelegenheit, die noch wenig bekannten Gegenden im Norden und Oſten des Vulkans zu beſuchen. Wir ſind ſechs Reiſegefährten, darunter Herr Kempermann, ein trefflicher Japanologe und Dolmetſch der Geſandtſchaft des Norddeutſchen Bundes.

Alle Vorbereitungen ſind getroffen, die Befehle der Regierung an die Ortsbehörden durch Eilboten abgefertigt; der Koch im Kangho, die Mundvorräthe, Küchengeräthe und Betten auf den Schuldern einer gehörigen Anzahl von Kuli ſeit geſtern unterwegs. Heute Morgens, um fünf Uhr, bei dem herrlichſten Wetter, aber ſchon zu dieſer frühen Stunde bei ſengender Sonne, beſteigen wir einen Char-à-bancs, der uns auf dem Tokaido bis zum Fluſſe Odawara bringen ſoll. Bis dorthin iſt nämlich die Heerſtraße fahrbar. Jenſeits wird zu Fuß, zu Pferd, zu Kangho gereiſt. Unſere Schutzengel, die Yakunin, reiten auf magern kleinen Kleppern neben und vor dem Wagen her. Kaum haben wir Platz genommen als ein jeder, mich ausgenommen, da ich immer unbewaffnet reiſe, ſeine Piſtolen, Jagdgewehre oder Hirſchfänger prüft. Der junge Herr neben mir zieht einen gewaltigen Revolver aus der Taſche. Die Art, wie er ihn handhabt, beweiſt, daß er beſſer mit der Feder als mit Mordwerkzeugen Beſcheid weiß, und zum erſten Male auf dieſem Spaziergange um die Welt zittere ich für mein Leben.

Der Tokaido ist, wie immer, belebt. Fast ohne Unterbrechung folgen sich die Reisenden zu Fuß, zu Norimon, zu Kangho, Weiber, Kinder, Zweischwertmänner, glatt geschorene Priester, von Zeit zu Zeit ein Eilbote. Wie die meisten Männer in dieser Jahreszeit trägt er als einzige Bekleidung den Lendengürtel, auf dem Haupt einen großen tellerförmigen Hut, auf der Schulter ein langes dünnes Bambusrohr, von dessen Enden hier seine Briefschaften, dort sein leichtes Reisegepäck herabhängen. Mit anmuthiger Behendigkeit hüpft er an uns vorüber; kaum daß die kleinen mit Strohsandalen beschuhten Füße den Boden berühren. Im Ganzen eine olympische Erscheinung, Gott Merkur; in Wirklichkeit ein armer Teufel im Dienste eines Daimio, oder der Regierung oder der Postverwaltung, denn es gibt eine Briefpost, der man sogar musterhafte Regelmäßigkeit nachrühmt. Unsere Yakunin sind hübsche Burschе; unter ihrem breitkrämpigen schwarzlackirten Papierhut, in dem weiten Seidengewande sehen sie schmuck und stattlich aus. Zu beiden Seiten der Straße folgen sich Dörfer, Häuser und Kaufläden in fast ununterbrochener Reihe. Dazwischen Gärten und einzelne Baumgruppen. Um halb acht Uhr langen wir in der Tempelstadt Fujisawa an. Die Gegend ist reizend: Anhöhen, die mit kleinen Thaleinschnitten wechseln; letztere abgeschlossen durch die Berge und gegen die Straße geöffnet; Alles, Berge, Thäler, Schluchten mit dem saftigsten Grün übergossen. Reisfelder beginnen in der Niederung, steigen dann von Terrasse zu Terrasse, von Schlucht zu Schlucht den Grat hinan, welchen prachtvolle Bäume krönen: Pinien, Kryptomerien-Bambus, japanischer Lorbeer.

Das Frühstück wird in einem großen Theehause eingenommen. Die Nesan, Fräulein, d. h. prosaisch gesagt, Kellnerinnen, welche alle Reisebeschreiber zu verherrlichen pflegen, kauern um uns am Boden, und obgleich hier die Erscheinung von Europäern keine Seltenheit mehr ist, so füllt sich doch das geräumige Haus mit Neugierigen. Um halb zehn Uhr wird auf-

gebrochen. Eine Stunde ſpäter überſchreiten wir die Vertragsgrenze, fahren durch den großen Flecken Oiſo, und erreichen gegen Ein Uhr das Ufer des Fluſſes. Jenſeits zeigt ſich die Reſidenzſtadt des Daimio von Odawara.

Hier ſpringen wir aus dem Marterkarren, und ein jeder legt ſich rücklings auf ein Brett. Zwei Oeffnungen am Rande geſtatten dem Reiſenden ſich mit den Händen feſtzuhalten. Dies geſchehen, laden vier nackte Kerle die Bahre auf die Schultern und ſtürzen ſich ſofort in den Strom. Nicht ohne einige Gemüthsbewegung ſehe ich, wie das Waſſer ihnen bis an die Schultern reicht. In der Mitte des Fluſſes reißt ſie die Strömung mit ſich fort, aber glücklich genug verliert keiner den Boden unter den Füßen. Die Ufer ſcheinen zu fliehen wie auf einer Flußſchifffahrt. Wir nähern uns dem Meere, und ſchon fällt der Donner der Brandung in den Geſang der Kuli ein. Auch hier verleugnet ſich das heitere Naturell dieſer Leute nicht; obgleich vollauf beſchäftigt, betrachten ſie uns von Zeit zu Zeit mit neugierigen Blicken, und brechen dann in ein gutmüthiges Gelächter aus. Wo lacht der Japaner nicht? Wir ſelbſt finden unſere Lager minder ſpaßhaft. Mit Leibeskräften klammern wir uns an die ſchwankenden Bretter. Eine eigenthümliche, phantaſtiſche Scene! Endlich erreichen die Männer das jenſeitige Ufer und laden uns am Strande ab. Noch einige Schritte, und wir ſind in Odawara. Am Eingange der Stadt empfangen uns der Ortsvorſtand und ſeine Adjunkten in vollem Staat, verrichten den Kow-Tow und geleiten uns in feierlichem Zuge nach einem großen Vorhaus, wo Herrn van der Hoevens geſtern vorausgeſandter Koch den Tiffin bereitet hat. Seit vorigem Jahre wurde Odawara mehrmals von Yokohama-Reſidenten beſucht; dennoch iſt die Ankunft weißer Menſchen noch ein Ereigniß, und wir haben daher Mühe uns der Neugierigen zu erwehren. Nach Tiſche bringt ein Mann eine ſchöne Lackſchachtel, die, in vier Fächer getheilt, blauen, rothen, ſchwarzen und weißen Sand enthält. Er ſtreut ihn auf den

Boden, wie der Landmann den Samen auswirft, und ſiehe da, es entſtehen farbige Zeichnungen, Blumen, Ornamente, Vögel, am Ende erotiſche Gegenſtände, die an Pompei erinnern. Frauen und Mädchen lachen mit, was uns keinen hohen Begriff gibt von weiblicher Sittſamkeit im Reiche der aufgehenden Sonne. Aber bewundernswerth iſt die Geſchicklichkeit des Geſellen: korrekte Zeichnung, ein merkwürdiger Farbenſinn, dazu die wunderbare Behendigkeit des Mannes und das eigenthümliche Verfahren! Indem ich ihm aufmerkſam zuſehe, glaube ich einen Einblick zu gewinnen in das Weſen der japaniſchen Kunſt.

Um vier Uhr Aufbruch, diesmal zu Pferde. Bis hierher ſind wir weſtwärts gereiſt. Jetzt wenden wir uns gegen Norden. Der Weg zieht am rechten Ufer des Waldſtromes hinan, gewährt einen Blick auf das von hundertjährigen Bäumen beſchattete Schloß eines Daimio, wird allmälig immer ſteiler, und ſchlängelt ſich dann das Berggelände hinauf. Eine üppige Vegetation bedeckt die Höhen vom Fuße bis zum Scheitel.

Ein beſonders reizendes Landſchaftsbild gewährt das kleine, in einer Schlucht gelegene Dorf Yumoto. Hier verlaſſen wir die Heerſtraße nach Kiyôto, erreichen auf ſchmalen Pfaden und über gebrechliche Brücken und Stege, zwiſchen bemooſten Felsblöcken und dunklen Baumgruppen fortwährend ſteigend, gegen ſieben Uhr Abends bei Einbruch der Dämmerung den Badeort Miyanôſhita.

Entfernung von Yokohama vierzehn Ri oder fünfunddreißig engliſche Meilen.

(4. und 5. Auguſt.) Miyanôſhita*) beſteht aus einem Tempel, Mia, und einer Gruppe von Häuſern, welche über einander emporragend theils in die Felswand gekeilt, theils über den Abhang einer gen Norden offenen Schlucht verſtreut ſind. In letzterer Richtung ſtreift der Blick längs den öſtlichen

*) Wörtlich: Unter dem Tempel.

Abfällen eines Hügelzuges hin; ringsum ſieht man nichts als Berge, ganz bedeckt mit Kryptomerien, anderem Nadelholze, Ahorn und Eichen. Alles iſt grün, außer die grauen Hausdächer, die rothen Pilaſter, welche ſie tragen, und die weißen Papierwände. Die Gaſſen ſind in den Granit gehauene Stufen. Die Gärtchen, welche die meiſten Häuſer umgeben, ſteigen terraſſenförmig in die Schlucht hinab. Kleine Waſſerfäden bilden kleine Kaskaden, beſchattet von kleinen Eichen, kleinen Cedern, kleinen Tannen mit künſtlich gekrümmten Aeſten. Kleine aus Einem Steine beſtehende Brücken führen über kleine Gießbäche. Gegen den Geſchmack der Anlagen ließe ſich Manches einwenden; man möchte ſagen Kinder haben ſie gezeichnet, aber Kinder mit ſinnreicher Phantaſie; das Ganze macht einen harmoniſchen Eindruck. Ich ſtehe auf dem Balkon und blicke in einen dieſer Gärten hinab. Er ſieht aus wie ein Park. Nun tritt aber ein Theemädchen ein, die höher iſt als die höchſten Cedern. Das ſtört die Täuſchung, man merkt nun, daß der Garten nichts Anderes iſt als ein Spielzeug, allerdings ein überaus reizendes.

Der Ortsvorſtand hat uns in den beſten Gemächern des beſten Wirthshauſes untergebracht. Eine Familie von Eingeborenen mußte uns weichen. Ich haſſe ſolche Machtſprüche der löblichen Behörden; aber da es nun einmal geſchehen, nehme ich, wie die Andern, von meinem geräumigen Zimmer Beſitz. Die Vertriebenen fügen ſich übrigens in ihr Schickſal und lächeln uns freundlich zu. Das Theehaus, eigentlich ein großes Hotel, beſteht aus mehreren abgeſonderten Pavillons. Der Gang, der ſie verbindet, geſtattet einen Blick in das häusliche Leben der Japaner. Faſt alle Anweſenden ſind Badegäſte. Am Ende des Korridors befindet ſich die allgemeine Badeſtube. Man ſitzt traulich beiſammen und begießt ſich abwechſelnd mit heißem und kaltem Waſſer; dann geht ein jeder in ſein Zimmer, das in der Regel offen ſteht.

Dort läßt man ſich von einem Blinden oder, wenn man eine

beſitzt, von ſeiner Frau kneten. So ſah ich einen dicken Herrn auf der Matte ausgeſtreckt; er rauchte und las, während die Frau, neben ihm kauernd, die breiten Schultern des Gemahls ſtundenlang mit ihren hurtigen, länglichen, feinen Fingern bearbeitete. Die Tochter, ein hübſches Mädchen mit reizendem Kopfputze und geſuchter Toilette, ſpielte dazu auf der Laute. Von Zeit zu Zeit krochen Diener auf allen Vieren in das Gemach, um Thee aufzutragen oder die Pfeife des Familienvaters zu ſtopfen. Letzterer iſt, wie ich höre, ein hochgeſtellter Bureaukrat aus Yedo.

In einem anderen Zimmer ſitzen unſere Yakunin im Kreiſe auf den Ferſen, rauchen, ſingen und ſchwatzen mit den Neſan. In der Küche wird fleißig gekocht; Weiber und Mädchen überwachen die Töpfe am Feuer und zerſchneiden lebendige Fiſche in Scheiben. Alles geſchieht methodiſch und mit muſterhafter Reinlichkeit. Nirgends wird das Auge verletzt. Alle lachen und plaudern; Alle ſind guter Dinge; Sorge oder Verdruß ſcheinen ſie nicht zu kennen. Da die Gemächer an einander ſtoßen und nur durch meiſt offenſtehende Papierwände getrennt ſind, ſo dringt der Blick allenthalben ungehindert ein. Hübſch gekämmte Köpfe, nackte Büſten laſſen ſich im Halbdunkel errathen, indeß durch irgend eine Spalte die Sonne einen Strahl ſendet, der wie ein Goldregen in die Dämmerung fällt. Weiter hinein, durch die Tiefe des Hauſes hindurch, wird der Tag ſichtbar. Da gewahrt man Bäume, wieder ein Stück Waſſerfall, Vorübergehende, welche die Felstreppen hinaufſteigen, im Waldesgrün oder in einer Hütte verſchwinden.

(6. Auguſt.) Kurz vor ſechs Uhr bricht unſere Karavane auf. Könnte man die Beine abſchrauben, ſo wäre das Reiſen im Kangho eigentlich nicht unangenehm. Die landesübliche Sänfte iſt ein offener Korb, drei Schuh lang, zwei hoch. Hiervon muß der Durchmeſſer des dicken Bambusrohres, an

dem er hängt, abgerechnet werden. Das Dach von Bambusblättern ſchützt nur unvollkommen gegen die Sonne und iſt ſo niedrig, daß der Reiſende am Rücken liegen und ſeine Beine an ſich ziehen muß, da ihn die Nähe des vorderen Trägers hindert ſie auszuſtrecken. Aber man gewöhnt ſich an Alles, und wer dies nicht kann, ſoll nicht nach Japan kommen, wo eben Alles anders iſt als in der übrigen Welt.

Von Miyanôſhita abreiſend, umgehen wir zuerſt die erwähnte Schlucht und kommen, immer nordwärts ziehend, durch einen ſchönen Wald. Nach dritthalbſtündigem Marſch wird im Dorfe Sengokunohara gehalten. Abreiſe um halb zehn Uhr. Wir haben die Schatten verlaſſen und erſteigen, den Strahlen einer unbarmherzigen Sonne faſt erliegend, die letzte Kette, welche uns vom Fujiyama trennt. Das Gras erreicht beinahe Manneshöhe und iſt auf der einen Seite weiß, auf der andern grün, daher die Berge je nach der Richtung des Windes hier lichtgrau dort hellgrün ſind. Allmälig wird der Pfad äußerſt ſteil. Hinter uns, im Weſten, breitet ſich ein dunkler ſchwarzer Waſſerſpiegel aus; es iſt das nördliche Ende des Sees Hakone. Gegen elf Uhr haben wir, durch einen Engpaß kletternd, den Kamm erreicht. Er iſt kaum einige Fuß breit und fällt auf der Nordſeite faſt ſenkrecht ab. Unten liegt eine wellenförmige Ebene, bedeckt mit Wieſengründen, beſät mit Baumgruppen, Alpendörfern und einzelnen Gehöften. Die Farben ſind das lichte und matte Grün des Sammetraſens; das dunkle, auf der Sonnenſeite glänzende des Laubes. Jenſeits der Ebene, gegen Nord-Weſt, in der Entfernung von vier bis fünf Meilen, erhebt ſich vierzehntauſend Fuß über den Meeresſpiegel ein ungeheurer Kegel, der heilige Berg, der rieſige Vulkan Fujiyama. Er erinnert an den Aetna von Taormina aus geſehen; nur ſind ſeine Abfälle weniger zerklüftet, die Linien weniger gebrochen; auch ſchmolz in dem ausnahmsweiſe heißen Sommer der Schnee, der ſonſt an manchen Stellen das ganze Jahr über liegen bleibt.

Die Reiſenden gleiten ſitzend auf den glatten Grasabhängen

in die Tiefe hinab. In wenigen Minuten haben sie die Ebene erreicht. Hier umweht sie frische elastische Alpenluft; mit Wollust schlürfen sie die balsamischen Wohlgerüche des Frühlings.

Um Ein Uhr Ankunft in Gotemba und Mittagsruhe in einem netten Theehaus. Die Weiterreise ist ein hübscher Spaziergang in einem englischen Park. Ueberall eine Fülle von Wasser und Schatten. Allmälig lichtet sich der Hain. Wir betreten die Steppe, welche den Vulkan umfängt. Es ist ein Gürtel von Grasland und Lavablöcken. Hier liegt Subashiri, unser Nachtquartier. Ankunft daselbst um halb sechs Uhr.

Entfernung von Miyanôshita sieben Ri oder siebzehn eine halbe Meile.

Die ganze Tagereise war unbeschreiblich schön. Wer im Kangho reist, streift so zu sagen am Boden hin. Als wir am Morgen über die Wiesengründe zogen, da streichelten Gräser, Schlingpflanzen und Blumen meine Wangen, und mein Blick drang in geheimnißvolle Regionen, die der Fußwanderer zertritt, ohne sie zu sehen. Für mich war es eine neue Welt. Die Sonne spielte mit den Schatten der Blumenstengel und Grashalme. Ich beobachtete Bienen und Schmetterlinge und tausend Insecten, wie sie heimlich in die Blumenkelche schlichen. Und was für Blumen! Große himmelblaue Glocken anmuthig geneigt über riesige Nelken; Lilien, die ihr reines Kleid entfalten unter schirmenden, aus feinen Gräsern gewebten Kuppeln. Alles lächelt in diesem Lande: die Natur und die Menschen. Betrachtet nur Eure armen Träger. Keinen Augenblick schweigen sie und niemals reden sie, ohne zu lachen. Und dennoch fließt der Schweiß von ihren ehernen Körpern. Von drei zu drei Minuten wird die Schulter gewechselt, was die Sache eines Augenblicks ist. Ein jeder von uns hat vier Kuli, die sich ablösen. An steilen Stellen unterstützen die Unbeschäftigten die Kameraden, indem sie die Hand gegen ihren Rücken stemmen. Alle zehn Minnten lösen sie sich ab, immer nach einem Wortgefechte von Artigkeiten. „Eure Herrlichkeit muß müde sein.

— Nicht im Geringsten, Eure Herrlichkeit irren.“ Darauf neues Gelächter und neue Komplimente.

(7. August.) Von Subashiri aus oder, wenn sie von Hakone kommen, auf einem westlichen Pfade, besteigen die Europäer den Fujiyama, natürlich nur wenn hierzu ermächtigt, und immer vorschriftsmäßig beschützt, geleitet und bewacht. Dies ist die Jahreszeit der Wallfahrten, und die Pilger strömen in großer Anzahl von allen Seiten herbei; doch ist Yoshida der gewöhnliche Ausgangspunkt. Jenseits Subashiri beginnt das geheimnißvolle, von Weißen wenig gekannte Land. Dort, im Nordosten des Vulkans liegt Yoshida, berühmt durch seine Tempel, durch die Sanctitas loci, durch die ungeheure Menge von Wallfahrern, welche vor oder nach Ersteigung des heiligen Berges dort ihre Andacht verrichten. Yoshida ist das Ziel meiner Reise. Den Fujiyama überlasse ich meinen Gefährten. Ich weiß, daß der Genuß die Anstrengung nicht aufwiegt. Ein gut erhaltener Pfad mit acht Stationen, wo man die Nacht in Hütten zubringen kann, führt zum Rande des erloschenen Kraters empor. Ist ausnahmsweise der Himmel klar, so genießt man dort einer weiten aber uninteressanten Aussicht. Der große Reiz sehr hoher Punkte besteht, wenn ich nicht irre, weniger in der Ausdehnung als in der Abwechselung der Rundsicht. Du stehst auf einem Gipfel des Hochgebirges. Mit Schaudern siehst Du hinab in die Schluchten und Abgründe, die Dich umgeben; dann, gleichsam um das Auge zu beruhigen, blickst Du über die Bergkämme hinweg nach der Ebene. Den Gesetzen der Optik gemäß, überragt sie scheinbar jene Kämme und steigt am Himmel hinan, bis sie die Höhe Deines Standpunktes erreicht hat. Diese Umgebung von Felsschluchten und Berggipfeln fehlt dem Fujiyama. Die nahen Höhenzüge erheben sich nicht über dreitausend Fuß. Daher kommt es, daß das Land vom Krater aus betrachtet aussieht wie ein verkrüp-

peltes, grünes, weiß gefleckte Stück Papier. Die weißen Flecken ſind Yedo, Yokohama und die unzähligen Städte, Märkte und Dörfer des Kuanto.*)

Die Vorbereitungen für die Erſteigung haben den Morgen ausgefüllt. Erſt um zwei Uhr brechen meine Freunde auf. Ich ſelbſt, in Begleitung des unſchätzbaren Herrn Kempermann, des Einzigen unter uns, der die Gabe der Sprache beſitzt, ſteige zu Pferde, um ſofort in unbekannte Regionen zu dringen. Die Sonne iſt grauſam und die Gegend, ſo lange uns der Weg durch eine tiefe Erdſpalte führt, ziemlich eintönig. Als wir ſie verlaſſen, erſcheint vor uns ein kleiner See; hinter ihm mehrere ſich überragende Bergzüge, zu unſerer Linken der Vulkan. Richtung Nord-Nord-Oſt. Am Seeufer angelangt, genießen wir während einiger Minuten die Gaſtfreundſchaft des Ortsvorſtandes von Yamanonaka. Es iſt ein kleines Dorf, das vom Seerande den Abhang eines Waldhügels hinanklettert. Unſere Ankunft bringt die Bevölkerung auf die Beine. Von allen Seiten ſtürzen die guten Leute herbei, betrachten uns neugierig und brechen dann in Gelächter aus, aber dies Gelächter hat nichts Beleidigendes. Wir ſind im Gegentheil willkommen. Der letzte Theil des Rittes iſt beſonders anmuthig. Dazu breitet der Fujiyama ſeinen wohlthuenden Schatten über uns. Um halb fünf Uhr reiten wir am Eingange des großen Tempels vorüber und erreichen gleich darauf die erſten Häuſer von Yoſhida. Der Bürgermeiſter harrt unſer bereits. Er hat im großen Gaſthauſe Quartier beſtellt und führt uns dort mit dem gewöhnlichen Ceremoniell ein.

Entfernung von Subaſhiri ſechs Ri oder fünfzehn Meilen.

(7. bis 10. Auguſt.) Die Stadt Yoſhida ſteht theils auf einer niedern Rippe des Fujiyama, theils im Thale. Ein Gieß-

*) Das iſt der Kollektiv-Name von fünf Provinzen.

bach durchbrauſt die Hauptſtraße, mehrere winzige Kaskaden bildend, ihrer ganzen Länge nach. Die Häuſer ſind klein und die Dächer mit großen Steinen belegt. Von ferne geſehen erinnern ſie an die Sennhütten in unſern Alpen. Man glaubt ſich nach Tyrol oder der Schweiz verſetzt. Blicken wir zurück, gerade in der Richtung der großen Gaſſe, durch welche wir einreiten, ſo ſehen wir den ungeheuren Kegel des Vulkans in unmittelbarer Nähe. Ueber den heiligen Hainen, welche die nächſten Anhöhen krönen, ragt er in die Luft empor. Gegen Oſt, alſo in entgegengeſetzter Richtung, erſcheint ein Wirrſal von Felsgebirgen, Thälern und zerklüftetem Erdreich, Alles bekleidet mit dem üppigſten Wachsthum.

Unſer Wirthshaus, zugleich auch Tempel, iſt ein weitläufiges Gebäude mit vielen Zimmern, die durch bewegliche Wände getrennt ſind. Vorne dehnt ſich ein weiter Hof aus. Ein langer, ſchmaler Raum längs dem Hauſe wird als Garten benutzt, falls einige Zwergbäume mit krampfhaft gewundenen Aeſten und einige Steinlaternen, wie man ſie in den Tempelhainen findet, auf dieſen Namen Anſpruch geben. Ueber die niedere Umfangsmauer blickend gewahrt man dann wieder den Fujiyama. Von meinem Zimmer aus, es iſt das nächſte am Heiligthum, bringt mein Auge durch die ganz oder halb geöffneten Schiebwände in alle Räume dieſer großen Karavanſerai. Da wohnen viele Wallfahrer, darunter einige Herrſchaften mit zahlreichem Gefolge, und in den Zimmern in der Nähe des Hofes eine Unzahl von Dienern und Reiſigen. Letztere ſind bewaffnet und tragen auf ihrem Leibrocke das Wappen des Gebieters. In der Gaſſe ziehen Schaaren von Pilgern unabläſſig vorüber. Alle ſind weiß gekleidet und mit einer Handglocke verſehen, welche ſelten ſchweigt. Sie kommen vom Fujiyama zurück. Unſer Wirth, zugleich Prieſter des großen Tempels, beſtätigt, daß ſie die Wallfahrt vollzogen haben, indem er ſeinen Stempel auf ihr Pilgergewand drückt. Dies Kleid vererbt ſich als koſtbare Reliquie von Vater auf Sohn.

Mein geräumiges Gemach ſtößt an einen kleinen Hof und an das Heiligthum. Letzteres enthält den Altar mit den üblichen Leuchtern und dem heiligen Spiegel, aber weder Ungeheuer noch Götzen. Edle Einfachheit herrſcht in dieſen Räumen, die, einer abſtrakten Idee geweiht, die äußerlichen Attribute des buddhiſtiſchen Kultus verſchmähen. Der verworrene Straßenlärm, das Getöſe in der Küche und in den von Bewaffneten und Pilgern beſetzten Zimmern dringen, gedämpft durch die Entfernung, in mein entlegenes Gemach. Magiſche, unerklärliche Lichter irren da im Raume umher, kriechen am Holzgetäfel empor, ſchimmern durch die Papierwände, ſpiegeln ſich in den lackirten Rändern des Fußbodens, erſterben endlich in den finſtern Ecken des Saales.

Wie noch am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts in den italieniſchen Wallfahrtsorten üblich war, beſchenkt hier der Edelmann bei der Abreiſe die Herberge mit ſeinem auf Holz oder Leinwand gemalten Wappenſchilde. Dies wird dann neben den vielen Votivtafeln des Tempels aufgehängt. Letztere ſind höchſt intereſſant. Man ſieht da den Donatair mit Familie oder Gefährten, im Hintergrunde gewöhnlich den ſchneebedeckten Fujiyama, oder geheilte Kranke, ſiegreiche Krieger, Räuber, die im Hinterhalte lauern, und wunderbar gerettete Reiſende. Einige dieſer Tafeln mögen dem ſiebenzehnten, höchſtens dem ſechszehnten Jahrhundert angehören. Obgleich ſie keinen Anſpruch auf künſtleriſchen Werth machen können, ſo zeugen ſie doch meiſt von feinem Naturgefühl und gewähren einen Einblick in die Wandlungen des Geſchmackes, in den Aufſchwung und Verfall japaniſcher Kunſt.

Der Wirth iſt, wie erwähnt wurde, Prieſter oder beſſer geſagt Tempelhüter; denn die Shintoreligion kennt, wie man behauptet, kein eigentliches Prieſterthum. Die heute am Ruder befindlichen Männer ſind ſyſtematiſche Gegner des Buddhismus, obgleich ſich die ungeheure Mehrzahl der Nation zu ihm bekennt. Die Glaubensſätze des Shintoïsmus ſind beinahe vergeſſen. Die Gelehrten allein kennen ſie oder glauben ſie zu

kennen. Die heutigen Träger der Gewalt wiſſen wenig oder nichts von ihnen, und verwechſeln ſie abſichtlich mit den Lehrſätzen des Konfucius, die eigentlich nichts anderes ſind als moraliſche Maximen. Bekanntlich antwortete der große chineſiſche Philoſoph auf eine Frage über die andere Welt: „Ich war nie dort; ich kenne ſie nicht.“ So oder ähnlich iſt das Glaubensbekenntniß der gegenwärtigen Miniſter des Mikado, und ſo verſtehen ſie den Shintoïsmus. Letzterer wird von ihnen begünſtigt und gewiſſermaßen dem Volke als Staatsreligion aufgezwungen. Der Shintoïsmus war ohne Zweifel die alte Religion des Landes. Er mußte aber dem Buddhismus weichen, der, gegen Ende des erſten Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung, auf Veranlaſſung des Kaiſers von China von Amtswegen im Reiche der Mitte eingeführt wurde und fünf Jahrhunderte ſpäter in Japan eindrang. Die Mikado fuhren fort, ſich der Form nach zu der alten Religion zu bekennen, aber dieſe nahm thatſächlich die Glaubensſätze und Gebräuche des Buddhismus in ſich auf. Die Shogun waren ſämmtlich Buddhiſten. Dies erklärt, warum die über China aus Indien eingeführte Religion in Japan ſpäter ſo feſten Fuß faßte, ſowie auch, warum die Dogmen der alten Religion zuerſt in Mißachtung und endlich in Vergeſſenheit geriethen: weil nämlich die politiſche Macht und der Einfluß der buddhiſtiſchen Shogune bedeutender waren als die nominale Oberherrlichkeit der Mikado. Der officielle Shintoïsmus des Tages iſt einfach die Verleugnung einer jeden Religion und die Abſchaffung eines jeden Kultus; er iſt die Zerſtörung der Buddhatempel (man hat ſie bereits begonnen mit der theilweiſen Niederreißung des Heiligthums von Kamakura und durch die beabſichtigte Einziehung der Kirchengüter), aber er iſt offenbar nicht die alte Religion des Reiches. In vielen Tempeln war eine Art von Simultankultus eingeführt worden. In andern, die dem Namen nach ſhintoïſch blieben, wie zum Beiſpiel die von Yoſhida und der Umgegend, wurden buddhiſtiſche Ceremonien, welche das Volk ſehr liebt, innerhalb gewiſſer Grenzen ange-

nommen. Nirgends haben ſich die Lehr- und Glaubensſätze und der Ritus der alten Religion ohne buddhiſtiſchen Beiſatz bewahrt. Hier und in dem ganzen Gebiete des Fujiyama bekennt ſich die ganze Bevölkerung zur alten Landesreligion, aber thatſächlich iſt ſie mehr oder minder buddhiſtiſch.

Unſer prieſterlicher Wirth gehört einer adeligen Familie an, trägt aber als geiſtlicher Herr keine Waffe. Jeden Nachmittag zieht er ſein amtliches Gewand an und begibt ſich nach dem großen Tempel. Seine Familie beſteht aus der Gemahlin, einer noch ſchönen Matrone, der ich etwas mehr Würde wünſchen möchte (leider betrinkt ſie ſich jeden Abend), ſeinen beiden Töchtern, welche die Reiſenden bedienen, und ſeinem Sohne, einem fünfzehnjährigen Knaben. Der junge Samurai, ein hübſches Bübchen, zeigt ſich uns gerne in ſeinem Anzuge als Edelmann mit den beiden Schwertern im Gürtel. Seinen feinen Manieren entſpricht offenbar ein zartfühlendes Herz. Er gab uns hiervon eine Probe. Einer meiner Gefährten wünſchte ein Votivbild als Andenken mitzunehmen. Die religiöſen Skrupel des Tempelwirthes wurden, nicht ohne Mühe, durch ein bedeutendes Angebot beſeitigt und das Bild von der Wand genommen. Da brach der Knabe in Schluchzen aus. „Vater", ſagte er, „Du haſt nicht das Recht das Bild zu verkaufen. Es iſt Tempelgut und eine Zierde unſeres Hauſes; es gehörte unſern Voreltern; jetzt gehört es Dir, einmal wird es mein ſein. Und dies ſoll verkauft werden, und noch dazu an Fremde! Welcher Schmerz, welche Schande!" Es verſteht ſich, daß die Tafel wieder an ihren Nagel zurückkehrte.

Der große Tempel liegt wenige Schritte vom Eingange der oberen Sadt in einem Haine von vielhundertjährigen Cedern und Kryptomerien. Eine lange Allee dieſer ehrwürdigen Bäume und eine doppelte Reihe von Steinlaternen führen von der Heerſtraße zur Gabel, d. h. zu dem freiſtehenden Thore, welches aus zwei aufrechten, nach innen etwas geneigten und aus zwei über einander gelegten Querbalken zuſammengeſetzt iſt,

und an einen Galgen erinnert. Solche Thore findet man in allen Shintotempeln. Unter der Furca durchgehend gelangen wir in den Tempelhof, der ein längliches Rechteck ist. In der Mitte des Platzes, gegenüber der Tempelhalle erhebt sich fünf bis sechs Fuß über den Boden eine Estrade, deren schwerfälliges Dach einem aufgestülpten Filzhut gleicht. Für die heutige Ceremonie hat man die Estrade durch einen erhöhten Brettergang mit der Tempelhalle verbunden. Zu letzterer, welche das gleichfalls isolirte Hauptgebäude ist, führen Stufen empor. Längs der ganzen Fassade läuft eine Gallerie. Diese durchschreitend gelangt man in die eigentliche Halle und, jenseits derselben, in das Heiligthum. Es steht dem Blicke des Profanen offen und enthält wie alle Shinto-Tempel den Altar mit den Kandelabern, dem (buddhistischen) Weihrauchgefäß und dem heiligen Spiegel Die Gesimse des Gebäudes sind reich geschnitzt und tragen noch Spuren von Vergoldung. Im Hofe sehen wir einige Prachtexemplare von Itchô (Salisburia adimantifolia) und einen phantastischen Brunnen, der durch ein Dach geschützt ist; die Rinne stellt einen Drachen vor; die Arbeit ist offenbar von hohem Alter. Dies ist der berühmte Tempel von Yoshida, den wir täglich besuchten.

Am Vorabende unserer Abreise wurde dort ein großes Fest begangen. Der Hof war mit Volk gefüllt. Auf der Estrade stand ein kleiner blumenbekränzter Altar mit dem heiligen Spiegel, und vor dem Altar tanzte ein Priester. Er war in einen weiten Talar von Seidenbrokat gekleidet, trug auf dem Haupte den Helm des Kriegers und hielt zwei Schwerter in den Händen. Sein Gegner ist unsichtbar, aber der Kampf darum nicht minder erbittert. Bald greift der Priester an, bald weicht er zurück, dann dreht er sich im Kreise auf den Absätzen, dringt wieder vor; erlegt endlich den Dämon. Da der Kampfplatz kaum zwanzig Fuß im Geviert mißt, ist der Kämpfer häufig genöthigt sich umzuwenden, aber er thut dies mit Grazie und edlem Anstande; dabei regelt er seine Bewegungen nach den

klagenden Tönen einer Flöte und den dumpfen Schlägen auf einer Trommel. Die beiden Muſiker, ein Greis und ein Knabe, kauern auf ihren Ferſen in einer Ecke der Eſtrade. Endlich zieht ſich der ſiegreiche Krieger über den Brettergang nach dem Innern des Tempels zurück. Auf den Stufen erſcheinen jetzt mehrere Prieſter, die den Frauen und Kindern im Hofe kleine Kupfermünzen zuwerfen.

Nun beginnt die zweite Ceremonie.

Ein Bonze erſcheint auf der Schwelle des Tempels. Majeſtätiſch, mit dem ſchleppenden Gange des Tragöden ſchreitet er über den Bretterſteg nach der Eſtrade. Sein Anzug ähnelt unſern Kirchengewändern. Ueber einem weiten Talar trägt er eine reich geſtickte Stola. Sein ungeſchornes Haupt (er iſt Shintoïte und nicht Buddhiſt) umfängt ein geſteiftes rothes Band, deſſen Ende ſich über ſeinen Scheitel erhebt. In der Hand trägt er einen Bogen und am Rücken den Köcher. Tiefes Schweigen herrſcht in der, hier wie überall in Japan, dunkelblauen und bronzefarbigen Volksmenge. Nur das monotone Gezirpe der Cicaden und das leiſe Flüſtern der Cedern unterbricht die ſonſt lautloſe Stille. Tauſend Augen ſind auf den Prieſter geheftet; aber keine Rührung, keine Andacht oder Sammlung, ja ſelbſt keine Neugierde belebt die Geſichter. Mehr als der Gottesdienſt erregen die beiden Fremdlinge die Aufmerkſamkeit der ihnen zunächſt Stehenden. Sie betrachten uns mit dem Ausdruck des Erſtaunens, faſt des Schreckens. Zwei Weiße im Tempel von Yoſhida! Im Augenblicke, wo der Prieſter auf der Eſtrade erſcheint, beginnt die Muſik. Die Flöte läßt ſeltſame Weiſen vernehmen, oder beſſer geſagt Recitative, deren Urſprung ſich offenbar in der grauen Vorzeit verliert. Zuweilen, entferntem Donner ähnlich, fällt die große Trommel ein. Der Bonze, die Augen gen Himmel gerichtet und immer wie auf dem Kothurn einhergehend, bewegt ſich im Kreiſe, verneigt ſich dann plötzlich, holt einen Pfeil aus dem Köcher, richtet ſich auf, zielt nach dem böſen Geiſte, den er in

der Luft entdeckt hat, und erlegt ihn. Da ſtimmt die Flöte eine Siegeshymne an. Der Prieſter beginnt einen neuen Rundgang, gewahrt und tödtet einen andern Geiſt, und das Orcheſter: die Flöte und die Trommel, malen in ſchrillen oder dumpfen Tönen die Wechſelfälle des Kampfes. Endlich iſt Yoſhida befreit von allen böſen Feinden; der Prieſter ſingt den Lobgeſang, wirft Bohnen in die Luft, ſtürzt vor dem heiligen Spiegel zu Boden und kehrt ſodann, feierlichen Schrittes wie er gekommen, nach dem Tempel zurück.

Ich finde keine Worte, um den Ausdruck ſeiner Züge zu ſchildern, das Mienenſpiel, die klaſſiſche Schönheit ſeiner Stellungen, die ergreifende Wirkung der uralten Weiſen, die edle und geheimnißvolle Heiligkeit des Ortes. Die Stellungen des Celebranten waren, wie geſagt, klaſſiſch, aber ſie waren dies nicht nur im allgemeinen Sinne des Wortes; ſie erinnerten vielmehr entſchieden an gewiſſe wohlbekannte und hochberühmte Typen der griechiſchen Kunſt. Dagegen trug der Uebergang von einer Stellung zur andern das Gepräge des japaniſchen Geſchmackes. Es waren kurze, heftige, unnatürliche, beinahe verzerrte, aber niemals häßliche Bewegungen. Daß dieſe Ceremonien älter ſind als unſere Zeitrechnung, unterliegt wohl keinem Zweifel. Daß gewiſſe rhythmiſche Bewegungen ſich wiederfinden in dem Schnitzwerk und den Andachtsbildern des Landes, kann nicht Wunder nehmen. Aber wie ſoll man ſich die klaſſiſche Reinheit der Stellungen und ihre auffallende Verwandtſchaft mit der griechiſchen Kunſt erklären, während dieſer Anflug von Klaſſicität den japaniſchen Kunſtprodukten ſo gänzlich fehlt? Man ſpreche mir nicht vom Zufall. Der Zufall erklärt Alles und Nichts. Ich frage mich: Iſt während des goldenen Zeitalters der griechiſchen Kunſt einer ihrer Strahlen, für Jahrhunderte belebend, nach dem äußerſten Oſten gedrungen? Die Geſchichte gibt hierüber keinen Aufſchluß.

Nachdem die Jagd nach böſen Geiſtern zu Ende war, erſchienen die Prieſter abermals auf der Tempelſchwelle, um Geld

auszuwerfen. Ermuthigt durch die harmloſe Haltung des Volkes, faſſen die beiden Fremdlinge ein Herz und ſteigen tapfer die Tempelſtufen hinan. Die Prieſter empfangen uns freundlich mit den üblichen Artigkeitsbezeugungen, nehmen eine beſcheidene Gabe an und verſehen uns mit kleiner Kupfermünze, die wir an ihrer Seite, nunmehr in Bonzen verwandelt, unter die Menge auswerfen. Einige Hunderte von Gläubigen balgen ſich um den kleinen Gewinn. Ein burlesker Auftritt, der allerdings mit der Sanctitas loci wenig ſtimmte. Wir hielten uns die Seiten. Auch die Prieſter lachten herzlich mit. Unter ihnen erkenne ich den Krieger, der den Schwerttanz aufführte und den Geiſterjäger. Sie haben ſich die Schminke abgewaſchen und ihre Waffen abgelegt und ſehen nun aus wie harmloſe, gemüthliche Schildbürger.

Auf den profanen Zwiſchenact folgt die Schlußceremonie. Die Prieſter verſammeln ſich im Heiligthum, ſetzen ſich im Kreiſe nieder und trinken der Reihe nach aus einem Gefäße. Hierauf folgt ein Chorgeſang. Dann erheben ſie ſich, durchſchreiten die Halle, ziehen auf der Tempelſchwelle ihre Schuhe an und gehen nach Hauſe. Alle tragen weiße oder blaue oder rothe Faltengewänder je nach ihrem Range. Die weiße Farbe bezeichnet den höchſten. Das Haupt hatten ſie unbedeckt und nur mit dem geſtreiften Bande geziert, oder ſie trugen den ſchwarzlackirten Papierhut der Höflinge.

Jetzt verſchwindet die Sonne hinter dem Fujiyama. Ihre elektriſchen Feuer vergolden die drei- oder vierfachen Bergreihen im Oſten, welche wenige Europäer betraten und die wir Glückliche morgen oder übermorgen überſteigen werden. Der Himmel iſt roſenfarb mit lichtblauen Wolkenflocken, wie ich dies nur in Yokohama, und auch da nur ſelten, ſah. Iſt dies Alles Wirklichkeit oder Traum, eine ideale Welt, ein Zaubermärchen? Noch im Schlafe verfolgen mich die geheimnißvollen Schauer des Tempels von Yoſhida.

(10. Auguſt.) Meine Gefährten ſind geſtern vom Fujiyama zurückgekehrt. Sie haben viel durch die Hitze gelitten, dafür aber die Nacht am Rande des Vulkans zubringen können. Sie beſtätigen, was andere Reiſende erzählen. Sie konnten Yedo und Yokohama erkennen. Im Uebrigen ſahen ſie nur einen großen dunklen Teppich mit weißen Punkten und einen ungeheuren Meereshorizont. Gegen Nord verhinderte Gewölke die Ausſicht.

Unſer heutiger Tagesmarſch iſt ſehr klein. Abreiſe um zwei Uhr Nachmittags. Richtung Oſt-Nord-Oſt. Den Rücken fortwährend dem Fujiyama zugewandt, durchwandern wir ein ſchönes, großes Thal. Die Berge ſind ganz grün. Eine einfache Reihe von Bäumen, zwiſchen denen der Himmel durchſieht, krönt und kennzeichnet die ſchmalen Bergkämme. Es iſt dies ein in japaniſchen Landſchaften ſich in das Unendliche wiederholendes Motiv. Wir kommen durch mehrere wohlhabende, reinliche, ich möchte ſagen kokette Dörfer. Ueberall der ſorgfältigſte Feldbau. In der Tiefe, wo eine ſchmale Ebene ſich zwiſchen den Thalwänden hinſchlängelt, Reisfelder und viele Maulbeerpflanzungen. Die Straße iſt eigentlich nur ein ſehr wohl unterhaltener Gehweg, auf welchem ſich Reiſende, insbeſondere Pilger, auf dem Fuße folgen. Letztere ziehen in größeren oder kleineren Banden einher, ſind ſämmtlich weiß gekleidet und laſſen ihr Glöcklein unabläſſig ertönen. Wenn Regen droht, werfen ſie ihre dichten Strohmäntel um. Einige laſſen ſich von Dienern begleiten. Pilgerinnen ſehen wir nur wenige. Auf dem ganzen Wege ergötzt ſich das Auge an reizenden Einzelnheiten; wie zum Beiſpiele, am zweiten Ri, unweit eines Theehauſes: einige Stufen führen zu Gräbern hinab, welche eine Gruppe von Kryptomerien beſchattet. Oder weiter unten, bei dem Dorfe Tôkaichiba: ein ſchöner Waſſerfall, umrahmt von der üppigſten Vegetation.

Um halb ſechs Uhr Ankunft in Yamura. Dieſe kleine Stadt liegt im Mittelpunkte eines der bedeutendſten Seiden-

distrikte. Man sieht nichts als Maulbeerbäume. Der Fluß, dessen Ufern wir den ganzen Tag gefolgt sind, braust hier zwischen kleinen, blumenbedeckten Wiesengründen schäumend und tosend an Felsen vorüber, deren Gestein sich verbirgt unter einer Decke von Moos, Rasen und Bäumen der verschiedensten Gattung. Hinter uns ein Wirrsaal grüner Bergzinken, überragt vom Kegel des Fujiyama.

Unsere Ankunft ist ein Ereigniß. Die ganze Bevölkerung läuft herbei, bleibt jedoch in ehrerbietiger Entfernung. Dieser Auftritt wiederholt sich übrigens überall. Die Babies weinen, die Kinder verkriechen sich hinter den Müttern, die jungen Mädchen fliehen; auch die Männer scheinen davon laufen zu wollen, nur die Matronen erweisen sich herzhaft. Mit ihnen wird das Gespräch angeknüpft; bald ist Jedermann beruhigt, und hat man sich vom ersten Schreck erholt, so sehen wir nur freundliche und lachende Gesichter. Man blickt uns wohlwollend an, man will sich nützlich machen, man kichert, man schwatzt, man umgibt den Reisenden, folgt ihm auf jedem Schritte, verläßt ihn nicht wieder, selbst während er seine Mahlzeit einnimmt oder badet, er müßte denn die Grausamkeit haben, die Papierwände seines Zimmers zu schließen. Das meiste Interesse gewährt er, während er sich an- oder auszieht. Ich spreche hier von den Volksklassen und nicht vom Adel.

Meine jungen Freunde haben unweit der Stadt eine einsame Stelle am Ufer entdeckt, und sind eben im Begriffe sich in die kalte, krystallhelle Fluth zu stürzen, als die gesammte Bevölkerung erscheint: Männer, Weiber, Mädchen, Kinder. Die Yakunin, welche uns sonst nie verlassen, sind verschwunden und ihrem Vergnügen nachgegangen. So werde ich denn über die öffentliche Sittsamkeit wachen. Mit einem langen Bambusrohre bewaffnet, fasse ich Stellung auf dem engen Damme, der nach dem Badeplatze führt. Die Männer werden zugelassen, aber für das schöne Geschlecht bin ich unerbittlich. Ein fruchtloses Beginnen! Auf die Gefahr hin in den Fluß zu rollen,

umgehen die Damen meine Position und klettern, mehrere mit ihren Säuglingen auf dem Rücken, über die steilen Abfälle des Dammes hinweg. Andere greifen mich von vorne an. Es gab sehr hübsche Wesen unter ihnen, und an allen bemerkte ich die größte Reinlichkeit. Da stehen sie vor mir auf ihren kleinen Holzsandalen, mit leicht gebeugten Knieen, die Arme vorgestreckt und die Hände nach rückwärts verdreht, wie dies nur dieser Menschenstamm zu leisten vermag. Den bloßen Kopf ein wenig zurückgeneigt, überschütten sie mich mit einem Wortschwall; dazu verführerisches Lächeln und bittende, sanfte Blicke aus den großen, braunen, weit geschlitzten Augen. Die Verdrehung der Gliedmaßen schadet vielleicht der Anmuth der Stellungen, aber Menschen und Dinge dieses Landes streifen immer an das Groteske. Diese Scene erhöhte meine Bewunderung für die Gewissenhaftigkeit und die Nachahmungsgabe der japanischen Künstler; denn die einzelnen Elemente dessen, was um mich vorging, waren mir nicht neu; ich hatte sie oft gesehen nicht nur in Kunstwerken, Elfenbein- und Holzschnitzwerk, Lack und Gemälden, sondern sogar in den rohen Bilderbögen, die überall um einige Pfennige feil geboten werden. Endlich des Widerstandes müde, öffne ich den Zugang, und die neugierigen Geschöpfe stürzen nach dem Badeplatz, nähern sich den Schwimmern so viel als möglich, weiden sich mit dem Ausdrucke der äußersten Befriedigung an dem nie erlebten seltsamen, phantastischen Anblicke fünf ganz weißer Männer.

Entfernung von Yoshida nach Yamura vier ein halber Ri oder ungefähr zwölf Meilen.

(11. August.) Abreise um fünf Uhr. Richtung Ost. Das Thal schlängelt sich immer zwischen drei- und viertausend Fuß hohen Bergen hin. Hinter uns erhebt sich der Fujiyama in seiner ganzen wilden Majestät. Zwei Ri von Yamura kurzer Halt in einem heiligen Hain. Um halb neun Uhr Ankunft in

dem großen und bedeutenden Marktflecken Saru-Haſhi. Hier führt eine höchſt eigenthümlich gebaute Brücke über ein Gebirgswaſſer, das in einer tiefen Felsſpalte fließt. Sie beſteht aus über einander gelegten und an einander befeſtigten Balken, welche allmälig von beiden Seiten des Ufers vorgeſchoben wurden, bis ſie ſich über der Mitte des Fluſſes begegneten. Es iſt dies die berühmte Affenbrücke, die wir in Yoſhida auf mehreren Votivtafeln abgebildet ſahen.

Die Gegend iſt fortwährend lieblich, bewahrt aber dabei den Charakter des Hochgebirges. Ohne die fremdartige Vegetation würden wir uns im Kanton Unterwalden glauben. Auch hier begegnen wir vielen kleinen Pilgerzügen. Ihre Glöckchen läutend und ſingend gehen ſie an uns vorüber. Von Andacht keine Spur. Herr Kempermann behauptet, kein religiöſes Gefühl ſetze dieſe Tauſende von Wallfahrern in Bewegung. Es ſei eine Gewohnheit, Sache der Ueberlieferung, eine phyſiſche Bewegung und gedankenloſes Plappern von Gebeten. Kopf und Herz blieben davon ganz unberührt. Vielleicht iſt es ſo, vielleicht auch nicht. Der Anſchein dieſer Leute gibt Herrn Kempermann Recht; aber wie wenig iſt Japan noch bekannt. Sind ja doch kaum einige Jahre verſtrichen, ſeit ſechs oder ſieben Punkte des Reiches den Fremden zugänglich wurden. Noch iſt man der Sprache nicht vollkommen Meiſter geworden. Wie will man da in die Tiefen des Volkslebens hinabſteigen, die Herzen und Nieren prüfen und über die Seelenzuſtände der Nation ein endgültiges Urtheil fällen? Ich frage, wer hat alle dieſe unzähligen Tempel gebaut, wer hat ſie beſchenkt und mit ſo reichen Stiftungen bedacht? Gewiß nicht das Volk. Es gab alſo eine Zeit, wo auch die Reichen und Vornehmen gläubig waren. In Folge welcher Umwälzungen haben ſie den Glauben verloren? Auf alle dieſe Fragen bleibt man mir die Antwort ſchuldig.

Schöne und große Dörfer folgen ſich in kurzen Zwiſchenräumen. Die reichliche Bevölkerung, das Leben in den Ort-

ſchaften, auf den Feldern, am Wege bilden nicht den geringſten Reiz dieſer Gegend. Wir ſind hier im Hochgebirge von Kuanto, und dennoch begegnen wir auf jedem Schritte den Spuren der menſchlichen Thätigkeit und einer uralten Civiliſation. Die Dörfer bieten alle denſelben Anblick. Ein kryſtallreiner Bach fließt in der Mitte der Hauptſtraße, meiſt eingeſäumt von Blumenbeeten voll rieſiger Balſaminen. Die Häuſer ſind faſt alle neu, ein Beweis, daß ſie vor Kurzem verheert wurden durch Typhon, Feuersbrunſt oder Erdbeben, dieſe drei Geißeln, die, wie bei uns gewiſſe Epidemien, Japan periodiſch heimſuchen. Aber wenn die Natur in ihrem Zorne eine Reihe von Häuſern binnen wenigen Minuten dem Erdboden gleich macht, ſo verſtehen es die Menſchen, die Gebäude binnen wenigen Tagen wieder aus dem Schutte emporzuführen.

Allenthalben ſind die Ortsvorſtände von unſerer Ankunft benachrichtigt worden. Sie empfangen uns am Eingange des Dorfes mit ihren Beiſtänden, machen die üblichen Fußfälle, ſtellen ſich an die Spitze unſerer Karavane und geleiten uns nach dem anderen Ende des Dorfes, um dort mit demſelben Ceremoniell Abſchied zu nehmen. Ueberall lächelt das Volk uns zu, ohne uns zu grüßen; aber die Leute werfen ſich zu Boden vor dem Anführer unſerer Eskorte, weil er in ſeiner gegenwärtigen Sendung die ſouveräne Macht des Kaiſers vertritt. Man frage in Europa einen Bauer, worin der repräſentative Charakter eines Geſandten beſtehe. Hier weiß es jeder Kuli; er kennt auch die Geſetze der Etiquette, befolgt ſie gewiſſenhaft gegen Jedermann und erwartet, daß man ihm gegenüber desgleichen thue.

In Saru-Haſhi verlaſſen wir das große Thal, das wir von Yoſhida an durchzogen hatten. Es bildet das Bett eines Fluſſes, der, ein Emiſſär des kleinen Sees Yamanonaka, ſich zuerſt nördlich wendet, ſodann von Yoſhida an gegen Oſt und bei Saru-Haſhi gegen Süd-Oſt fließt. Nach meiner großen japaniſchen Karte mündet er in das Meer bei dem Dorfe Oiſo (zwiſchen Fujiſawa und Odawara).

Ankunft in Toriſawa um halb zehn Uhr. Abreiſe um ein Uhr.

Hier gelangen wir in ein Labyrinth von Bergen und zugleich in eine der ſchönſten Gegenden die ich je geſehen. Der Weg oder vielmehr der Pfad erklettert ſteile Abfälle, bis er den ſchwindelnden Kamm erreicht, der oft gerade breit genug, daß ein Mann darauf gehen kann. An gewiſſen Stellen hätte ich nur auf Händen und Füßen kriechend mich vorbewegt; aber im Kangho iſt mein Vertrauen grenzenlos. Allerdings ſetzt dies einen Köhlerglauben voraus in die Tüchtigkeit und Sicherheit der Füße meiner Träger. Da ſie alle drei oder vier Minuten die Schultern wechſeln, ſo ſieht ſich der Reiſende abwechſelnd über dem Abgrunde zur Rechten und dem Abgrunde zur Linken ſchweben. Wer denkt da nicht an Blondin's Schwiegervater! Glücklicher Weiſe weichen etwaige Anwandlungen von Furcht beim Anblicke der Kuli. An den gefährlichſten Stellen lachen und ſchwatzen ſie und überhäufen ſich mit artigen Redensarten. Zu beiden Seiten des Kammes gähnt der Abgrund; Ein Fehltritt, und er iſt Dein Grab, allerdings ein ſchönes Grab, denn Du wirſt unter balſamiſch duftenden Büſchen ruhen, rieſigen Blumen, glänzendem Laubwerk und feinen Schlingpflanzen, Alles auf das Geſchmackvollſte geordnet, auf das Sorgfältigſte gepflanzt und gezogen von der großen Gärtnerin Natur. Aber wenn du nicht ſchwindlich biſt, ſo wage es, während Dein ſchwankender Korb Dich über dem Abgrunde ſchaukelt, einen Blick in die Tiefe zu werfen und ihn dann allmälig wieder zu erheben. Es iſt eine Rundſicht ohne Gleichen. Nach allen Richtungen ſteigen Bergketten hintereinander empor. An einer Stelle zählte ich zwölf verſchiedene Hintergründe. Die Landſchaft gleicht dem vom Sturm gepeitſchten, plötzlich verſteinerten Meere; darüber als Decke die üppigſte Vegetation. Die große Mannigfaltigkeit der Ausſicht erklärt ſich durch die verhältnißmäßig kleinen Dimenſionen der Beſtandtheile der Landſchaft und durch die geringe Breite der Bergzüge, die, ſchon ſchmal in ihren

Grundfesten, steil aufsteigen und in Kämmen von der Breite eines Messerrückens endigen. Die Gegend hat aber nichts Kleinliches; im Gegentheil der Charakter ist großartig, wild und doch anmuthig; die optische Wirkung schmeichelt dem Auge und erregt zugleich die Neugierde des Reisenden.

Auch in den Hochthälern kommen wir durch zahlreiche Dörfer; doch scheinen sie uns weniger wohlhabend als die von uns am Morgen gesehenen. In den meisten ist Jahrmarkt oder irgend ein religiöses Fest. Der Beweis die blumengeschmückten Stangen, Bilder, Papierstreifen an Bindfäden, farbige Bänder und die Masse von Pilgern.

Um halb Sieben Uhr erreichen wir Uyenohara.

Entfernung von Yamura neun ein halber Ri oder ungefähr fünfundzwanzig Meilen.

(12. August.) Es regnet und die Luft hat sich, Gott Lob, etwas abgekühlt. Um fünf Uhr aufgebrochen. Richtung Ost. Wir setzen in einer Fähre über ein breites, fließendes Wasser; weiter unten mündet es in den Fluß, der aus dem See Yamanonaka kommt, und dessen Ufern wir in den letzten zwei Tagen beständig gefolgt sind. Auf sehr steilen Pfaden wird sodann der hohe Engpaß erreicht, der über den letzten Berggürtel des Fujiyama nach der Ebene von Yedo führt. Bei klarem Wetter ist er in der Hauptstadt sichtbar. Noch immer bewahrt die Landschaft die charakteristischen Merkmale des Hochgebirges.

Von vier bis elf Uhr Rast im Dorfe Komakino; das Theehaus allerliebst. Die Kuli freuen sich Hachôji zu sehen und tragen uns um die Wette laufend in weniger als einer Stunde dahin. Um fünf Uhr Abends halten wir bei ungeheurem Volksauflaufe unsern Einzug.

Hachôji hat als Stapelplatz für den Seidenhandel einige Bedeutung. Die Einwohner sehen wohlhabend aus, und in der Hauptstraße stehen viele stattliche und elegante Häuser. Auch

unſer geräumiges, reinliches Wirthshaus hat ein vornehmes Gepräge. Unglücklicher Weiſe iſt unſer Kerzenvorrath erſchöpft, und wir müſſen uns mit landesüblicher Beleuchtung begnügen. Mehr Rauch als Licht, aber ſeht wie die hübſche Neſan die Kerze mit ihrer Haarnadel putzt. Welche Anmuth, welch' angeborner Adel in Bewegung und Haltung, welche (wahre oder gut vorgeſtellte) Beſcheidenheit! Meine jungen Reiſegefährten gerathen in Entzücken.

Auf der ganzen, jetzt zur Neige gehenden Reiſe fiel mir die Seltenheit der Thiere auf. Wir ſahen faſt keine Vögel, wenig Hunde, wenig Pferde, wenig Hornvieh; hier und da einige Hühner und Schweine.

Entfernung von Uyenohara nach Hachôji ſieben und ein halber Ri, ungefähr zwanzig Meilen.

(13. Auguſt.) Aufbruch um ein Viertel auf Sieben. Die Hauptſtraße iſt noch menſchenleer, aber ſchon haben die Bewohner ihre großen Regenſchirme von gelbem, geöltem Papier mit großen ſchwarzen Inſchriften auf der Gaſſe zum Trocknen aufgeſpannt. Die Sonne ſteht noch tief, ſie ſcheint uns in das Geſicht und verwandelt die Regenſchirme in leuchtende durchſichtige Scheiben. Von der Morgenluft bewegt beginnen ſie auf ihren Stielen zu tanzen. Kein Landſchaftsmaler dürfte wagen oder vermöchte die doppelte Wirkung des direkten und des durchgelaſſenen Lichtes wiederzugeben: die Tinten von mattem und gebräuntem Golde, die am Boden flimmern, auf den erzbraunen Beinen unſerer Träger emporkriechen, das Holzgetäfel der noch geſchloſſenen Häuſer belecken.

Seit Yoſhida ſind wir der Hauptrichtung nach öſtlich gereiſt. Jetzt führt uns der Weg gegen Süden.

Wir haben die Ebene erreicht. Es iſt ein zerklüfteter Boden, hier von prachtvollen Bäumen beſchattet, dort mit dichtem Bambusgehölze bedeckt. Ein Labyrinth von kleinen Pfaden führt

zu den Dorfſchaften, die buchſtäblich im Laube vergraben ſind. Ich war in Begleitung eines unſerer Gefährten früher als die Karavane aufgebrochen, meinend, daß ſie uns bald einholen würde. Sie nahm aber einen andern Weg. So ſetzten wir die Reiſe allein fort, uns mit der Geberdenſprache behelfend, und auch bereit den Tag über mit landesüblicher Koſt vorlieb zu nehmen. In einem vereinzelten Theehauſe wurde Halt gemacht. Eine unangenehme Entdeckung erwartet uns im Vorſaale. Da liegen auf dem hierzu beſtimmten Möbel mehrere große Schwerter. Ein Beweis, daß Samurai im Hauſe ſind. Eine fatale Begegnung; denn dieſe intereſſanten Weſen, welche das Ritterthum des Mittelalters ſo glänzend vertreten, haben bekanntlich die üble Gewohnheit, Europäer bei günſtiger Gelegenheit niederzuſäbeln. Offenbar gibt es keine beſſere. Wir haben uns vor dem Hauſe niedergelaſſen und mein Freund nimmt, wie gewöhnlich, bei den Neſan Sprachunterricht. Da erſcheinen unſere Zweiſchwertmänner. Es ſind ihrer drei; ſämmtlich hochaufgeſchoſſene Geſellen; am Kopfe tragen ſie eine Kalotte von lichtblauer, weißgeſtreifter Seide. Ihr Leibrock iſt von demſelben Stoffe und derſelben Farbe und mit dem Wappen ihres Daimio geſchmückt. Die jungen Mädchen brechen die Sprachlektion in Eile ab, laſſen ſich unwillig genug von den Geſellen einen Kuß rauben und fliehen in das Haus. Die drei Ritter halten ſich mit den Armen umſchlungen, wanken auf und nieder, meſſen uns mit herausfordernden Blicken und rücken allmälig näher. Sie haben offenbar gezecht und ſuchen Händel. Mit Entſetzen bemerke ich, daß mein Gefährte die Rechte in ſeine Hoſentaſche ſteckt. Ich weiß was ſie enthält: den furchtbaren Revolver, der mir ſchon bei der Abreiſe von Yokohama die Gänſehaut gab. Wenn die drei jungen Herren der Waffe anſichtig werden, ſo iſt dies unfehlbar das Zeichen zum Kampfe. Ueber den Ausgang hege ich keinen Zweifel. Glücklicher Weiſe erſcheint im kritiſchen Augenblick der Herr des Hauſes, nähert ſich den Samurai mit unterwürfiger Geberde und führt die

Widerſtrebenden, halb in Güte, halb mit Gewalt zurück. Unſere Kangho hatte er in Bereitſchaft ſetzen laſſen. In Eile beſteigen wir ſie. So raſch als die Beine der Kuli vermögen, ziehen wir von dannen.

Um zehn Uhr Ankunft in Tana. In der Nähe fließt ein ſchöner Fluß, der nach meiner Karte und wie mir ſpäter geſagt wurde, derſelbe iſt, dem wir von ſeinem Ausfluſſe aus dem See Yamanonaka bei Saru-Haſhi gefolgt waren. Eine Fähre bringt uns an das jenſeitige Ufer. Dort bieten Schiffer ihren Nachen zur Fahrt nach Atſugi an. Es war eine ſchöne und erregende Fahrt. Der Fluß bildet eine Reihe von Schnellen. Die Ufer ſind mit Schilf und Arbuſtus bewachſen. Am Rande ſitzen große Waſſervögel; unbeweglich und mit ſchläfrigen Augen betrachten ſie uns. Mein Gefährte vertieft abermals ſeine Hand in die bewußte Taſche, die ſein Arſenal iſt, zieht den berüchtigten Revolver hervor, richtet ihn gegen eine Gruppe von Pelikanen, zielt und ſchießt; aber der Revolver verſagt. Wir unterſuchen die Waffe. Sie erweiſt ſich als vollkommen harmlos. Wie ſchade, daß dieſe Entdeckung ſo ſpät kommt! Auf der ganzen Reiſe, jeden Morgen beim Aufbruche, in Mitten der Menge von Aufwärtern, Neugierigen und Dienern, glänzte dies Mordinſtrument in der Hand meines Gefährten; nie, ich geſtehe es, ohne in mir die ſchwärzeſten Ahnungen zu erregen. Eine jener periodiſchen Gemüthsbewegungen, welche das Leben friedlicher Staatsbürger verbittern. Nunmehr bin ich beruhigt. Nein, auf dieſer Reiſe vergießen wir kein unſchuldiges Blut.

Gegen ſechs Uhr Abends zeigte ſich zwiſchen Baumwipfeln eine Maſſe grauer Dächer. Dies iſt Atſugi, eine nicht unbeträchtliche Stadt. Hier haben wir die doppelte Befriedigung, unſere Karavane und ein unſrer harrendes Abendmahl zu finden.

Entfernung von Hachôji nach Atſugi ſieben Ri oder achtzehn Meilen.

(14. Auguſt.) Wir brechen um halb acht Uhr auf und erreichen um Mittag Fujiſawa. Die Gegend trägt denſelben Charakter wie die geſtern durchreiſte. Ein Wagen bringt uns nach Yokohama, wo wir, höchſt befriedigt und nicht allzu müde, um ſieben Uhr Abends eintreffen.

Entfernung zwölf Ri oder dreißig Meilen.*)

III.

Hakone.

Vom 22. Auguſt zum 1. September.

Das Theehaus in Hata. — Eine böſe Nacht. — Der See Hakone. — Naturgefühl und Schönheitsſinn im Volke. — Reiſende Geiſter. — Die Heilquelle von Atami. — Die heilige Inſel Enôſhima. — Daibutſu. — Die alte Hauptſtadt der Shogun. — Buddha in Ungnade. — Eine vornehme Dame. — Kanagawa.

(23. Auguſt.) Geſtern verließen wir Yedo. Meine Reiſegefährten ſind der brittiſche Geſchäftsträger Herr Adams und der Geſandtſchaftsdollmetſch Herr Satow. Bis Yumoto führte uns der Weg durch mir bekannte Gegenden. Dort wendet ſich der Pfad, der nach Miyanôſhita führt, gegen Nord-Oſt. Diesmal reiſen wir auf dem Tokaido in weſtlicher Richtung weiter. So erreichten wir heute Nachmittags, einem Waldbach entlang aufſteigend, das Dorf Hata, berühmt wegen ſeiner ſchönen Lage, ſeines guten Theehauſes und ſeiner reizenden Gärten. Es ſind eigentlich immer dieſelben Elemente und dieſelben Motive. Wer das alles nur ſo recht anſchaulich machen könnte, ohne den

*) Da der Weg, den wir von Subaſhiri ab verfolgten, ſehr ſelten gemacht und nie beſchrieben worden iſt, ſo hielt ich es für nützlich, die Zeit der Abreiſe und Ankunft genau anzugeben. Es iſt dies eine unvollkommene Art, die Entfernungen zu meſſen, wobei bemerkt werden muß, daß unſere Kuli im Durchſchnitte fünf Kilometer in der Stunde zurücklegten.

Leſer durch Wiederholungen zu ermüden! Wer es verſtünde mit der Feder die kleinen Abſtufungen zu malen, die feinen Tinten und Töne, die ja eben der vorzüglichſte Reiz dieſer Landſchaften ſind. Die Photographie iſt ganz unvermögend. Da wäre das ſchöne Holzgetäfel des Theehauſes zu beſchreiben, dann die niedlichen, plätſchernden Miniaturwaſſerfälle; die Pfade, die ſich über die Wieſen, durch dunkelnde Haine, zwiſchen Felsblöcken, den hohen Berg hinaufſchlängeln; die hübſchen Goldfiſche und die Rieſenkarpfen mit bemoosten Häuptern, würdig ihrer Brüder in Fontainebleau, und die hübſchen Theehausmädchen, die Neſan. Alle Abende laufen ſie den Teichen entlang mit den kleinen Händen klatſchend. Die Fiſche wiſſen, was das bedeutet, denn auf das Zeichen ſchlüpfen ſie in ihr Nachtquartier, eine Höhlung im Felſen, welche die Mädchen ſodann verſchließen. Eine nöthige Vorſicht gegen die vielen Füchſe und Schakale des nahen Waldes. All dies wurde in den letzten drei Jahren oftmals beſchrieben; aber wie geſagt, die Schilderungen ſind blaß und unähnlich und unvollſtändig im Vergleiche mit der idylliſchen, poetiſchen, phantaſtiſchen Wirklichkeit.

Von Fujiſawa, wo wir die letzte Nacht zugebracht, nach Hata elf Ri oder achtundzwanzig Meilen.

(24. Auguſt.) Da liegen wir ausgeſtreckt auf einer feinen, glatten, reinen Strohmatte, in einem gegen den Garten offenen Gemache, indeß reichlicher Regen den ganzen Tag über vom Himmel niederrieſelt. Mit Wolluſt pflegen wir der Ruhe, athmen wir die friſche, erquickende Bergluft. Dazu die ſympathiſche Geſellſchaft zweier hochgebildeter Männer, die dies Land, ein noch ungelöſtes Räthſel, ſo gut kennen wie irgend ein Europäer. Da werden Fragen und Antworten gewechſelt, bis wir von Japan auf das ferne, liebe Europa zu ſprechen kommen. Ein anmuthiger Tag!

Unſere Diener, der Theewirth, ſeine Ehehälfte, die Neſan

nahen uns nie ohne tiefe Verneigungen, kommen auf allen Vieren hereingekrochen, ſtrecken den Kopf vor, während ſie die Arme mit nach innen gekehrten Händen auf den Boden ſtemmen, nehmen am Ende in vertraulicher Weiſe auf ihren Ferſen Platz. Da die Herrſchaft auch am Boden liegt oder kauert, ſo befindet ſich Jedermann am ſelben Niveau. Es ſind eben die Formen einer uralten Etiquette. Aehnliche Ehrfurchtsbezeugungen waren in Europa noch bis gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts Sitte. Perſonen deſſelben Ranges verneigten ſich zur Erde, ehe ſie ſich umarmten. Kinder knieten nieder, um den Eltern guten Morgen zu wünſchen. Edelknaben bedienten knieend ihren Gebieter. Der Handkuß bei ſehr feierlichen Gelegenheiten hat ſich noch an mehreren europäiſchen Höfen bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber die fremden Kaufleute in Yokohama finden dieſe Gebräuche ſinnlos und entwürdigend, und haben ſie in ihren Häuſern verpönt. Die Folge iſt, daß die eingeborenen Diener grob und ungeſchlacht wurden. Gar leicht zerſtört man die Formen einer alten Civiliſation; ſchwer iſt es, ſie durch andere zu erſetzen.

(25. Auguſt.) Wir waren geſtern Abends kaum zu Bette gegangen, als uns das Heulen des Sturmes und das unheimliche Knarren der Balken und der Holzverkleidung des Hauſes aus dem Schlafe weckten. Zwei hier zu Lande häufige Naturerſcheinungen haben zuſammengewirkt: einer der furchtbarſten Typhone, welche je das Kuanto verwüſteten, und ein etwas minder heftiges Erdbeben. Heute herrſcht Friede in der Natur. Hata, welches auf feſtem Felsgrund gebaut iſt und in einem kleinen Bergkeſſel liegt, hat nur wenig gelitten; aber nicht ſehr angenehm war der Gedanke, von dem ſchweren Hausdache erſchlagen zu werden, ſowie die Unmöglichkeit zu entfliehen; denn die japaniſchen Häuſer werden Nachts durch eingeſetzte Bretterwände in eine verſchloſſene Schachtel verwandelt.

Das Wetter hat sich aufgeklärt, und um acht Uhr Morgens setzen wir die Reise zu Fuße weiter fort. Der Aufbruch in einem Theehause ist immer eine belebte Scene. Zwischen einer doppelten Hecke von Neugierigen schreitet man durch eine Reihe von Gemächern. Die Wirthsleute haben von Eurem Comprador die Bezahlung erhalten und verfolgen Euch mit ihren Dankſagungen und Segenswünſchen; lachend und mit einem großen Aufwande von Worten und Geberden laufen die Neſan hinter Euch her, glückliche Reiſe und baldige Wiederkehr wünſchend. An der Schwelle des Hauſes angelangt, ſucht und findet Ihr Eure dort bei der Ankunft gelaſſenen Schuhe. Da ſtehen bereits die löblichen Ortsbehörden, werfen ſich zu Boden und geleiten Euch ſodann bis an den Ausgang des Dorfes.

Wir reiſen noch immer am Tokaido, der hier ſehr ſchlecht gepflaſtert und an manchen Stellen für Pferde beinahe ungangbar iſt. Die Landſchaft bleibt dieſelbe. Große Bäume der verſchiedenſten Gattungen beſchatten den zerklüfteten, mit einem Blumenteppiche bedeckten Boden. Nachdem wir einen Gebirgskamm erklettert, ſteigen wir in das Seebecken von Hakone hinab. Am Ufer ſteht eine koloſſale Statue des Buddha. Hinter dem Götzen eröffnet ſich eine Allee von prachtvollen Kryptomerien. Bewaldete Vorgebirge und mit weiß und grünem Graſe bewachſene Höhen ſpringen in den See vor und ſpiegeln ſich in ſeinen ſtillen, ſchwarzen Waſſern. Dieſer Baumgang führt uns nach dem Städtchen Hakone, dem Ziel der Reiſe.

Entfernung von Hata zwei Ri oder fünf Meilen.

(26. Auguſt.) Am öſtlichen Seeufer befindet ſich der hochberühmte, altersgraue Shintotempel Hakone-no-Jinja. Wie ſo viele andere Heiligthümer iſt er ſo eben „gereinigt" worden; mit andern Worten, zum großen Kummer des Volkes, welches es jedoch in ſtillem Ingrimm geſchehen läßt, wurde er ausſchließlich dem Shintodienſte eingeräumt. Alle buddhiſtiſchen Vaſen, Statuen und Ornamente ſind entfernt oder zerſtört worden.

Hakone-no-Jinja liegt am Abfalle eines Berges. Zwei Steintreppen führen zu dem Tempel empor, wo wir einige prachtvolle Bäume und mehrere seltsame, offenbar sehr alte Gemälde auf Holz bewunderten. Die Halle ist baufällig, der heilige Ort einsam und verlassen, denn das seiner Götzen beraubte Volk verschmäht es, die ihm von Amtswegen aufgedrungenen Gottheiten zu verehren. Ich enthalte mich jeden Urtheils. Ich bin weder Buddhist noch Shintoite und kenne diese Frage nicht hinlänglich. Aber gewisse Dinge gleichen sich überall. Eine weise Regierung vermeidet so viel als möglich, die Gewissen zu beunruhigen. Sie vermag vielleicht die Landesreligion zu zerstören (an sich ein trauriger Erfolg); aber schwer wird es ihr gelingen, die Glaubenssätze ihrer Wahl dem Volke dauernd aufzubringen. Was hier geschieht, ist einfach ein Werk der Zerstörung.

(27. August.) Heute fuhr ich über den See. Da fiel mir die große Aehnlichkeit mit den schottischen Hochlanden auf. Allerdings Klima und Vegetation sind verschieden. Auch würde man vergebens nach den Dörfern, Cottages und Schlössern spähen, welche die Ufer des Loch Lomond und Loch Catherin beleben. Der See Hakone entfaltet seine schwarzen Wasser zwischen abgerundeten Berghalden, deren einzige Bewohner die Thiere der Wildniß sind. Mit Ausnahme der kleinen Stadt und des Tempels, denen der See den Namen gab, habe ich nicht Eine Hütte erblickt auf seinem einsamen Gestade. Zuweilen verscheucht ein Windstoß die Wolkenhülle vom Krater des großen Vulkans. Dann erscheint über den Bergen, die den See einrahmen, der Fujiyama: eine himmlische aber flüchtige Vision. Die Details der Landschaft sind heiter und lieblich, der Gesammteindruck ernst, fast finster, aber großartig und erhaben.

(28. Auguſt.) Ein amerikaniſcher Miſſionär, Doktor B. beſucht mich. Er hat ein Jahr auf der Nordküſte von Niphon, in Niigata, einem der fünf Treaty-Ports, zugebracht. Dort iſt das Klima gänzlich verſchieden. Die von der Mandſchurei faſt das ganze Jahr herüber wehenden Winde erkälten die Luft. Im Winter iſt die Stadt im Schnee begraben und, wie in Hammerfeſt oder den Loffoden, verkehren die Einwohner durch Tunnels. Aber unerachtet der lang anhaltenden Schneeperiode fällt der Thermometer ſelten unter den Gefrierpunkt. Auf Null iſt auch die Anzahl der europäiſchen und amerikaniſchen Reſidenten herabgeſunken; denn Geſchäfte werden dort wenig oder gar nicht gemacht. Der einzige Weiße, der ſich jetzt in Niigata befindet, iſt ein engliſcher Feldwebel, der Orderly des abweſenden brittiſchen Konſuls.

Ich bewundere meinen Reiſegefährten Hrn. Satow. Er ſchwatzt mit Jedermann, immer mit dem Taſchenbuch in der Hand. Da werden jedes Wort, jede Nüance in Sinn und Anwendung, jede ihm neue Redewendung ſorgfältig verzeichnet. Indem er ſodann ſeine Noten vergleicht, vermag er den Werth eines jeden Ausdruckes feſtzuſtellen. Es iſt eine unabläſſige Spannung des Geiſtes, ein fortwährendes Löſen von Räthſeln und, bei der Unvollſtändigkeit und Mangelhaftigkeit der beſtehenden Grammären und Wörterbücher, die beſte Methode die japaniſche Sprache zu entdecken.

(29. Auguſt.) Die Regengüſſe der letzten Tage haben die Flüſſe geſchwellt, die Brücken zerſtört und die Verbindung mit Yedo unterbrochen. Der Verſuch ſich über die Odawara tragen zu laſſen wäre thöricht. Bleibt alſo der Weg nach Atami, von wo wir zur See die Inſel Enoſhima und Yokohama zu erreichen gedenken. Dieſer Weg ſteht den Europäern offen, wenn ſie die Erlaubniß zur Reiſe nach Hakone und Atami erlangt haben. Wir ziehen einen andern weſtlicheren Pfad vor. Der

Bürgermeiſter von Hakone und unſer Wirth empfehlen ihn wegen der ſchönen Gegend, und in dieſem Punkte kann man ſich auf das Urtheil der Japaner, ſelbſt wenn ſie den unteren Klaſſen angehören, mit voller Beruhigung verlaſſen.

Um Mittag Abreiſe im Kangho. Zwiſchen einer doppelten Reihe von alten Kryptomerien erſteigen wir die Anhöhe, welche den See gegen Weſten begrenzt. Nach halbſtündigem Marſch erreichen wir den Kamm. Die Ausſicht auf die Bai von Suruga iſt feenhaft. Am höchſten Punkte liegt ein großes Theehaus, jetzt überfüllt mit Reiſenden der verſchiedenſten Stände. Sie ſind alle in Kiyôto zu Hauſe. Die hohe oder niedere Politik, perſönliche Anliegen und Geldgeſchäfte führen ſie nach Yedo, denn leider, leider ſagen ſie, hat ihre uralte und eben noch ſo reiche und blühende Stadt aufgehört die Reſidenz des Kaiſers zu ſein. Alle bewundern die ſchöne Ausſicht.

Der Japaner iſt Freund der Natur. In Europa bedarf der Schönheitsſinn der künſtlichen Entwickelung und Ausbildung. Unſere Bauern ſprechen von der Fruchtbarkeit ihrer Felder, von dem Ueberfluſſe an Waſſer, das ihre Mühlen treibt, von dem Erträgniß der Wälder, aber nicht von dem maleriſchen Reize der Gegend. Nicht als ob ſie hierfür ganz unempfänglich wären; aber was ſie empfinden iſt eine dunkle, kaum bewußte Befriedigung. Nicht ſo beim japaniſchen Landmanne. Ihm iſt der Schönheitsſinn angeboren. Vielleicht hat er auch mehr Zeit ihn zu entwickeln. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der Regen und die Sonne thun die Hälfte der Arbeit. Müßige Stunden bleiben ihm in Fülle. Da liegt er auf der Schwelle ſeiner Hütte ausgeſtreckt, raucht ſeine Pfeife, lauſcht dem Geſange der Töchter, läßt ſeine Blicke über die Landſchaft ſchweifen, und dieſe Landſchaft iſt überall ſchön. Wo möglich, baut er ſeine Kabane am Rande eines Baches. An gewiſſe Stellen legt er ein paar große Steine. So bildet er eine kleine Kaskade, denn er liebt das Plätſchern des Waſſers. Daneben ſteht eine junge Ceder. Er bindet einige Zweige zuſammen, andere trennt er,

wieder andere neigt er mit Hülfe eines Brettchens über ſeinen Waſſerfall, den ſie beſchatten ſollen. Es iſt dies ein Motiv, das man auf den illuminirten Bilderbögen immer wieder findet. Daneben pflanzt er einen Aprikoſenbaum. Zur Blüthezeit gerathen der Mann und die Familie in Entzücken.

Der Sinn für Naturſchönheit zeigt ſich beſonders in den Erzeugniſſen der japaniſchen Malerei. Weit mehr als in Europa ſind hier Kunſtgenuß und Kunſtgeſchmack bis in die unterſten Klaſſen verbreitet. Im ärmlichſten Haushalte findet man hiervon die Spuren: eine künſtliche Blume, ſinnreiches Kinderſpielzeug, ein Weihrauchgefäß, ein Idol, und auch andere Gegenſtände, die nur den Zweck haben das Auge zu ergötzen. Bei uns iſt die Kunſt, außer inſofern ſie der Kirche dient, das ausſchließliche Eigenthum der Reichen und Wohlhabenden. In Japan gehört ſie Jedermann; und wer zu arm iſt um ſeine Hütte mit einem Bilde des beſchneiten Fujiyama und des obligaten Birnbaumes im Vordergrunde zu ſchmücken; mit der Statue einer Sängerin, die auf einem Todtenkopf ſitzt; mit einem kleinen gen Himmel fliegenden Vogel, einem Schmetterling der auf einem Regenbogen ausruht; mit einer liebäugelnden Schnecke und einer die Huldigung verſchmähenden Schildkröte — ei, der betrachtet mit künſtleriſchem Auge ſeinen blühenden Aprikoſenbaum, ſeine kleine Ceder, und lauſcht mit Wolluſt dem leiſen Flüſtern ſeiner Kaskade.

Nur widerſtrebend entreißen wir uns dem Anblick der wunderbaren Fernſicht: ein Labyrinth von Thälern und Hügeln, die gegen eine kleine Ebene abfallen; dann der mit grünlichen Klippen beſäte Golf; jenſeits niedere, gegen Süd auslaufende Vorgebirge; über ihren phantaſtiſchen Umriſſen eine andere höhere Bergkette, die ſich gegen Nord erſtreckt, dann jenſeits noch eine Felsgallerie, und über dieſer noch eine andere, aber alle ganz grün, alle vom Fuße zum Scheitel bewaldet, oben im Kamme mit landesüblichen Federbüſchen geziert, nämlich mit der Reihe von Bäumen, zwiſchen denen der Himmel durchſchimmert.

Inmitten des vielfach abgeſtuften Grüns ſinken und ſchwellen die langen, flachen Wogen des Stillen Meeres.

Wir verlaſſen nunmehr den Tokaido und wenden uns gegen Süd-Süd-Weſt. Der Pfad verliert ſich im Graſe, und die Halme ſtreicheln die Naſen und Schultern unſerer Kuli. Vergeblich ſuchen ſie den Weg; jede Fußſpur iſt verſchwunden. Allmälig trennen ſich die Reiſenden. Bald haben wir uns ganz aus dem Geſichte verloren. Umſonſt ſchreien die Träger mit aller Kraft ihrer Lungen; nur die Echo der Wildniß geben Antwort. Ich befinde mich mit meinen Leuten am Rande eines Abgrundes, oder beſſer geſagt, eines beinahe ſenkrecht abfallenden Tiefgrabens, der mit dichtem Graſe bewachſen iſt. Die Männer ſteigen muthig hinab. Zuweilen fallen ſie; mein Kangho entgleitet ihren Schultern und ſchießt, in einen Schlitten verwandelt, pfeilſchnell in die Tiefe; am Ende aber hält ihn das dichte Gras wieder auf. Zu fürchten iſt da nichts außer Schlangen; aber wenn ſich dieſe braven Burſchen, in nacktem Zuſtande, in das Dickicht wagen, ſo kann die Gefahr nicht ſehr groß ſein. In wenigen Minuten ſind wir unten angelangt. Nun heißt es die andere Wand des Abgrundes erklimmen. Auf glattem Graſe zu gehen und zugleich eine ſehr ſteile Anhöhe hinanzuklettern überſteigt meine Kräfte. Beim erſten Verſuch rolle ich unter dem ſchallenden Gelächter der Kuli in den Graben zurück. Sie laden mich alſo auf ihre Schultern, ſchleppen mich den Berg hinan, finden auch wieder nach langem Suchen den Kangho, Alles mit unverwüſtlich guter Laune. Endlich haben wir dies Meer von Sargaß hinter uns gelaſſen, und zu meiner großen Befriedigung gewahre ich in der Ferne Herrn Adams, auf den Flanken eines Abhanges mit ähnlichen Mühſeligkeiten kämpfend. Endlich finden wir einen Pfad, der uns auf den rechten Weg führt. Plötzlich brechen die Kuli in wildes Gejohle aus, ſtellen die Kangho auf den Boden und laufen davon. Nach einigen Minuten kehren ſie zurück, einen jungen Bären ſchleppend, den ſie mit ihren Bambusſtöcken erlegt haben.

Um vier Uhr Ankunft in Karuizawa. Entfernung von Hakone ungefähr vier Ri oder zehn Meilen. Hier finden wir Satow, der, ein tüchtiger Fußgänger, schon vor einer Stunde eingetroffen ist. Der Ortsvorstand hat ihm gesagt, wir seien die ersten Europäer, welche die Einwohner dieses Dorfes zu sehen bekamen. Ihr Benehmen bestätigt dies. Es ist die Wiederholung desselben Auftrittes: Weinende Babies, versteckte Mädchen, die Männer in gehöriger Entfernung, und nur die alten Weiber beherzt genug, um uns anzulächeln und sich in ein Gespräch einzulassen. Allmälig wird die Menge zutraulicher, aber auf den ersten Schritt, den wir vorwärts thun, zerstiebt sie in allen Richtungen. Wer in einem Karpfenteich schwamm, kann sich das vergegenwärtigen. Das schöne Dorf liegt halb versteckt zwischen zwei bewaldeten Bergen. Ein Bach durchfließt es; an seinen beiden Ufern sehen wir schöne Blumenbeete mit prachtvollen Balsaminen. Das Haus des Vorstandes, bei dem wir abgestiegen sind, ist ein Juwel, desgleichen das Gärtchen. Im Hofe steht auf einem bewimpelten und bekränzten Gestelle ein offenes Tempelchen, in Wahrheit ein Käfig. Er soll die morgen von einer Reise zurückerwarteten Geister der Abgeschiedenen aufnehmen. Sie haben irgend eine ferne Region der Ewigkeit besucht.

Abreise von Karuizawa etwas vor fünf Uhr. Richtung südwärts. Wir ersteigen einen der beiden Berge, zwischen denen das Dorf liegt. Bäume und Unterholz verschlingen sich zu einem Tunnel. Wir brauchen eine halbe Stunde um den Kamm, und dann fünfzehn Minuten, um den Rand des südlichen Abfalles zu erreichen. Diese Berge sind die Verlängerung der unter dem Namen Hakonegebirge bekannten Kette. Sie ziehen von Ost nach West dem Stillen Meere entlang. Ihre Flanken, die oben sehr steil abfallen, springen langgestreckt in horizontalen Linien vor und stürzen dann fast senkrecht in die See. Von unserem Standpunkte gesehen, erscheinen die Vorgebirge wie die Kouliſſen eines Theaters. Aber ich glaube nicht, daß

die Dekorationsmaler der großen Oper in Paris je ein phantaſtiſcheres Bild zu erſinnen vermöchten. Im Hintergrunde einer kleinen Bucht, gerade zu unſeren Füßen, gewahren wir eine weiße Line. Dies iſt Atami. Es war längſt Nacht geworden, als unſere braven Burſche, immer lachend und ſchwatzend, uns vor einem ſtattlichen Gaſthofe abſetzten.

Entfernung von Hakone ſechs ein halber Ri, oder etwas mehr als ſechszehn Meilen.

(30. Auguſt.) Atami iſt ſchön gelegen am Ufer einer kleinen Bucht, am Fuße der Berge, einer Felsinſel gegenüber. Die Gaſſen fallen ſo ſteil gegen das Meer ab, daß ſie ſich an vielen Stellen in Treppen verwandeln. Eine Schwefelquelle zieht in der ſchönen Jahreszeit viele eingeborne und einige europäiſche Badegäſte aus Yokohama herbei. Alle vier Stunden quillt das heiße Waſſer mit großer Gewalt aus einer Oeffnung, welche mit Felsblöcken umgeben wurde. Innerhalb der Umfriedung hatte ein Engländer den ſonderbaren Einfall, ſeinem Hunde ein Grabmal zu errichten. Die Leute aus dem Orte hüten ſich es zu beſchädigen; einige bezeugen ihm ſogar ihre Verehrung. Vorſichtige Leute ſuchen eben mit den Geiſtern der Abgeſchiedenen, wären es auch Hundeſeelen, auf gutem Fuße zu leben. Hier wie in Hata verfertigen die Einwohner hübſche Köfferchen und anderes Geräthe von Kampherholz. Die Preiſe ſind unglaublich niedrig.

Um neun Uhr verlaſſen wir Atami in zwei ſechsrudrigen Booten. In dem einen befinden ſich die Reiſenden, in dem andern die Dienerſchaft. Die beiden Barken werden durch ein Seil zuſammengehalten und ſteuern nebeneinander. Die Schiffsleute ſtehen auf den Querhölzern, entfalten ihre athletiſchen, ſchmiegſamen, elaſtiſchen Gliedmaßen, beugen ſich nach vorne, werfen dann den Oberkörper zurück, im Takte eines wilden, weithin hallenden Geſanges. Einige unter ihnen könnten für das Ur-

bild männlicher Kraft und Schönheit gelten. Die meiſten haben allzu magere Beine, aber alle kleine, ſchön geformte Hände und Füße. Ich ſehe nur zweierlei Bewegungen, die ſich immer wiederholen. Beide ſind klaſſiſch. Um die griechiſche Skulptur aus der goldenen Zeit zu begreifen, muß man Japan im Sommer bereiſen. Die großen attiſchen und korinthiſchen Meiſter lebten unter wenig oder nicht bekleideten Menſchen und hatten daher das Muskelſpiel des menſchlichen Körpers fortwährend vor Augen; unſere Bildhauer müſſen ſich mit Modellen begnügen, deren Stellungen immer erzwungen ſind.

Zuweilen entfernt man das Seil und die beiden Mannſchaften beginnen eine raſende Wettfahrt. Dann ſind ſie nicht mehr Menſchen, ſondern Dämone; ſie ſingen nicht mehr, ſie heulen. Erſt noch klaſſiſchen Statuen ähnlich, ſind ſie plötzlich zu Wilden geworden. Zu beiden Seiten der Boote haben ſich die eben noch ſo friedlichen Fluthen in ſchäumende Gießbäche verwandelt. Endlich tritt die Natur in ihr Recht. Athemlos halten unſere Athleten inne, ſehen ſich an und brechen in Gelächter aus. Da wird es mit Einem Male ſtille. Man ändert den Kurs und ſteuert ſo geräuſchlos als möglich in der Richtung eines ſchwarzen Baumſtammes, der im Waſſer zu treiben ſcheint; in der That iſt es aber ein ungeheurer Hai, den die ſchwache Meeresſchwellung hebt und ſenkt. Einer der Schiffer iſt nach dem Vordertheil geſprungen. Da ſteht er, den Körper leicht zurückgeworfen, die Linke auf das Herz gedrückt, als wollte er der inneren Bewegung Halt gebieten. Jetzt erhebt er ſachte die rechte Hand über das Haupt, wiegt die Harpune in den feinen, langen Fingern, holt zum Wurfe aus. Vor uns, in der Entfernung einiger Braſſen, ſchläft das Unthier. Welch' klaſſiſche, welch' erhabene Scene! Wo iſt Phidias, um ſie wieder zu geben in pariſchem Marmor? Im entſcheidenden Augenblicke erwacht das Ungeheuer und verſchwindet in der Tiefe.

Ungeachtet dieſer Epiſode] haben wir ein gut Theil des Weges zurückgelegt. Anfangs ſteuern wir dem Ufer entlang,

welches hier mit faſt tropiſcher Vegetation überwachſen iſt: Orangenbäume neben Kryptomerien, dazwiſchen hohe Mauern zum Schutze der Gärten gegen wilde Thiere, insbeſondere Bären.

Wir kommen an Idzuſan vorüber, welches im Hintergrunde einer kleinen Bucht auf halber Höhe des Bergufers liegt, faſt verſteckt zwiſchen Orangen- und Bambuswäldern; an Yoſhihama, auch einem bedeutenden Flecken, am Vorgebirge Madzu-no-hama und an der Mündung der Odawara. Um fünf Uhr Abends haben wir Oiſo in Sicht. Hier treten die Berge zurück und das immer noch bewaldete Ufer verflacht ſich. Unſere Schiffer haben acht Stunden ohne Unterbrechung gearbeitet. Jetzt ziehen ſie die Ruder ein. Eine Hand voll Gerſte, denn Reis iſt das Vorrecht der Wohlhabenden, und ein Schluck friſchen Waſſers machen ihr Mahl aus. Aber wie ſie deſſen genießen! Arm, ja wohl, ſehr arm ſind ſie, aber nicht unglücklich, denn ſie kennen weder Elend noch Sorge.

Die Sonne ſank bereits als die Inſel Enoſhima erſchien, ihre anmuthige, jetzt im Abendrothe glühende Silhouette von dem dunklen Wolkenhimmel im Oſten ſcharf abreißend. Um acht Uhr Abends langen wir an. Da das Boot wegen der Ebbe dem Ufer nicht nahen kann, laden uns die Schiffer auf ihre Schultern. Ein nächtlicher Spaziergang im Waſſer, der beinahe zehn Minuten währt, aber unſeren Burſchen, die auch jetzt noch lachen können, nicht zu lange vorkommt. Endlich erreichen wir das japaniſche Paradies. Die Nacht iſt pechſchwarz; über den Hausthoren hängen große farbige Laternen, die ihr ſanftes Licht in die enge Gaſſe werfen. Alle Häuſer ſtehen offen und ſind mit Käufern und Verkäufern angefüllt. Hier werden Früchte feil geboten, dort ſieht man Weiber und Mädchen, die Reis ſieden und den Fiſch auf die Pfanne legen. Pilger ziehen im Lande umher; andere ſuchen Unterkunft. Ueberall flattern Wimpel in der lauen Luft. Von Haus zu Haus ziehen ſich bunte Blumengewinde; denn Enoſhima iſt das heilige Eiland,

und die Feste und heiligen Ceremonien folgen sich hier ohne Unterbrechung. Wir werden nach der besten Herberge geleitet. Sie ist voll Gäste. Ueberall wird getrunken, gesungen und musicirt. Der Wirth selbst kündigt das Abendmahl an, wobei er die vorgeschriebenen Ehrfurchtsbezeugungen nicht vergißt. Dann überreicht er uns ein kleines, sorgfältig gefaltetes Stückchen Papier, welches Zahnstocher und auf dem Umschlage folgende Inschrift enthält: „Kaiserliche Zahnstocher; Schiraki Wirth; Hauptstraße, fünftes Haus zur Linken; kaiserliche Nachtherberge, reichliche Kost, prompte Bedienung.“ Auf der Kehrseite findet man die Entfernungen verzeichnet zwischen Enoshima und Kamakura, Yedo und Kiyôto. Das Wort kaiserlich versinnbildlicht die Vortrefflichkeit von Menschen und Dingen.

Von Atami nach Enoshima 16 Ri oder 40 Meilen.

(31. August.) Leider war das Nachtlager keineswegs kaiserlich. Die Pilger machten furchtbaren Lärm, und an Schlaf war nicht zu denken. Aber die herrliche Morgenfrische erquickt uns, und bald ist die schlechte Nacht vergessen. Wir steigen durch die kleinen Gäßchen den Berg hinan. Die Wallfahrer drängen sich bereits vor den Läden, wo Rosenkränze, Votivbilder und Muscheln aller Art verkauft werden.

Enoshima ist mehrmals und zum Theil sehr gut beschrieben worden. Es ist ein liebliches Eiland. Von Kapelle zu Kapelle, auf Felstreppen emporsteigend, erreichen wir die Kuppe. Dort bilden alte Bäume, deren Wurzeln sich an den senkrechten Wänden in irgend einer Spalte festklammern, einen prachtvollen Baldachin. Die Tempel sind klein und ohne besonderes Interesse, doch fehlt es nicht an schönen Details. So kamen wir zum Beispiel an einem Brunnen vorüber, der das Vor- oder Nachbild einer venetianischen Palastcisterne scheint. Er stellt einen cylinderförmigen Felsblock vor, über den ein paar Schildkröten hinwegkriechen. Man sollte meinen sie entfliehen bei

unſerem Anblicke. Darüber erhebt ſich der eigentliche Brunnen, unten aus ſtark bombirten Steinen gebildet, welche ein breiter, glatter Reif zuſammenhält. In der oberen Hälfte verſchwindet das Ruſtico. Sie iſt ſorgfältig geglättet und mit Basreliefs und kleinen Kreisflächen geziert. Letztere ganz ſo, wie man deren häufig in byzantiniſchen Bauten ſieht.

Nach Weſt und Süd fällt der Fels ſenkrecht in das Meer. In kleineren Verhältniſſen der Salto di Tiberio auf Capri. Eine in die Wand gehauene Treppe führt nach dem Meeresrande herab. Wer als Pilger kam und über glatte wogenbeſpülte Granitblöcke zu ſpringen verſteht, beſucht die „ſchwarze Grotte".

Ein natürlicher Damm, der aber nur bei Ebbe gangbar iſt, verbindet Enoſhima mit dem Feſtlande. In dieſem Augenblicke bedecken ihn kommende und gehende Pilgerſchaaren. Wir ziehen den Seeweg vor, umſchiffen ein kleines Vorgebirge und landen nach einſtündiger Fahrt bei dem Dorfe Sakanôſhita. Hier ſind wir wieder an der Vertragsgrenze angelangt. Es iſt eine der lieblichſten und maleriſchſten Gegenden Niphons. Wir wollen heute drei berühmte, den Reſidenten von Yokohama wohlbekannte Punkte beſuchen: den Daibutſu, Kamakura, die alte Hauptſtadt der Shogun, und Kanazawa, geprieſen wegen der ſchönen Lage und der reizenden Gärten.

Die koloſſale Statue Buddha's, der Daibutſu, erhebt ſich inmitten einer Baumgruppe unweit eines kleinen Dorfes. Den Gedanken zur Errichtung dieſes Werkes gab der große Shogun Yoritomo; aber erſt fünfzig Jahre nach ſeinem Tode, gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, ward die prachtvolle Statue vollendet und auf dem Platze aufgeſtellt, den ſie noch heute einnimmt. Das Antlitz des Gottes athmet vollkommene Ruhe und unbeſchreibliche Sanftmuth. Ich frage mich, wie war es möglich, mit ſo einfachen Mitteln eine ſo große Wirkung zu erzielen? Auch die techniſche Vollendung, welche eine für jene frühe Epoche merkwürdige Entwickelung der Erzgießerei beweiſt,

iſt bewundernswerth. Das Fußgeſtell iſt vier Fuß hoch; die ſitzende Geſtalt des Gottes fünfzig; der Umfang des Kopfes mißt zweiunddreißig, die Länge der Naſe vier Fuß.

Die Luft iſt friſch und der Weg allenthalben beſchattet. Wir marſchiren alſo zu Fuße weiter, immer zwiſchen Reisfeldern und Wieſen. Ein einſames Theehaus, an dem wir vorüber kommen, war Zeuge der vor einigen Jahren an zwei engliſchen Officieren, Major Baldwin und Lieutenant Bird, verübten Mordthat. Sie kamen wie wir, um den Daibutſu zu beſuchen, als an dieſer Stelle ein Bonze und ein Zweiſchwertmann ſie plötzlich überfielen und niederhieben. Ihre Yakunin hatten nicht die Zeit oder fühlten in ſich nicht den Beruf, ihnen zu Hülfe zu eilen.

Hier beginnt die lange und prachtvolle Allee, die nach Kamakura führt, heute ein Dorf, einſt die blühende Reſidenz der Shogun. Dieſer Baumgang iſt Alles, was blieb von der ehemaligen Herrlichkeit. Er allein deutet darauf hin, daß die mit Ackerland bedeckte, auf zwei Seiten von Hügeln eingeſchloſſene Ebene die zweite Hauptſtadt des Reiches trug. Feuersbrünſte ſcheinen ſie zerſtört zu haben. Ihr Untergang begründete den Aufſchwung Yedo's. Das Hauptintereſſe dieſer verlaſſenen Stätte bildet der große Tempel von Hachiman, den Yoritomo am Ende des zwölften Jahrhunderts gründete. Yoritomo und nach ihm Taiko-Sama ſind in der japaniſchen Geſchichte die hervorragendſten Geſtalten. Ihr Lob iſt noch in Aller Munde; ihre Thaten leben fort in den Volksſagen von Geſchlecht zu Geſchlecht. Aber wenn Yoritomo der Gründer dieſes Tempels war, ſo beweiſt dies nicht, daß der Bau, welcher noch vor drei Monaten ſich hier in ungeſchmälerter Pracht erhob, jener fernen Epoche angehöre. Können überhaupt Holzbauten durch ſieben Jahrhunderte der zerſtörenden Wirkung des Wetters widerſtehen? Es darf bezweifelt werden. Heute liegen die ſchönſten Theile des Tempels, nämlich die dem Buddha geheiligten, in Trümmern. Die Miniſter des Tages ſind die Urheber der

Zerstörung. Nur die dem officiellen Gottesdienste geweihten Gebäude wurden verschont. Welche Verwüstung! Da liegen gestürzte Säulen, Trümmer von reich geschnitzten und vergoldeten Pilastern, von Leuchtern, heiligen Gefäßen und Ornamenten in Vieux-Laque. Der Schmerz, die Wuth der Bevölkerung begreift sich. Der Geschichtsforscher und Kunstliebhaber beklagt die Zerstörung so kostbarer Reliquien; der Christ bedauert, daß an die Stelle der Götzenbilder der magische Spiegel trat und nicht das Zeichen der Erlösung; der Staatsmann zuckt die Schultern; der Philosoph sagt sich lächelnd: Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Wir wandern weiter durch einen Hohlweg, den wundervolle Kryptomerien beschatten. Aus einem Engpasse tretend gewahren wir eine innere Meeresbucht. Sie ist mit lachenden Eilanden besät; ein grüner Gürtel von bewaldeten Hügeln umschlingt sie. Jenseits liegt die Stadt Kanazawa. Hier finden wir Gelegenheit, uns in japanischen Artigkeitsbezeugungen zu üben. Eine junge vornehme Dame aus Yedo — das Haupt ihrer Familie ist mit Herrn Adams näher befreundet — befindet sich hier zum Gebrauche der Seebäder. Kaum hat sie die Ankunft des Letzteren erfahren, als sie in Begleitung ihres alten Arztes erscheint. Sie ist aus Kiyôto gebürtig, ungefähr achtzehn Jahre alt; eine edle Erscheinung, auffallend schön, weiß wie eine Europäerin, etwas blaß, da sie leidend ist, und mit der den Damen vom Stande eigenthümlichen eleganten Einfachheit gekleidet. Sie wirft sich zu Boden, macht den Kowtow, das heißt sie berührt die Matte mit ihrer schönen reinen Stirne; liegt dann einige Augenblicke auf den Knieen, vorwärts geneigt und die nach innen gewandten Hände auf den Boden stützend; hierauf erhebt sie sich, bleibt in gebückter Stellung stehen, wobei sie die Hände auf die Kniee legt, läßt sich sodann auf ihre Fersen nieder. Die Komplimente sind vollendet; die Unterhaltung beginnt. Mein Freund, als galanter Mann, der zu leben weiß, hat dieselben Evolutionen ausgeführt. Einen Anfall von Lach-

luſt mit Mühe unterdrückend, bewundere ich immerhin ſeine Behendigkeit. Aber wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Die junge Japanerin erhebt ſich, wirft mir einen verführeriſchen Blick zu, ſtürzt zu Boden und vollzieht ſämmtliche Pflichten landesüblicher Artigkeit. Nun kam die Reihe an mich. Die Dame und ihr Arzt, zu wohlerzogen, um meine Ungeſchicklichkeit zu bemerken, nahmen ſodann die Unterhaltung wieder auf: ein Gemiſch von viel banalen Redensarten, von freundlichen Blicken, von Kichern und Lachen. Später ſandte uns die Dame zwei Körbe mit Früchten und Zuckerwerk.

(1. September.) Abreiſe um ſechs Uhr. Als wir eben unſere Kangho beſteigen wollen, erſcheint die liebenswürdige Nachbarin mit dem Doktor. Sie wollte, ſagt ſie, uns glückliche Reiſe wünſchen. Ihre ganze Toilette beſtand aus einem Hemd von Tafft; an den bloßen Füßchen trug ſie die landesüblichen Holzſandalen, und das Haar war aufgelöſt, da ſie in Eile ihr Lager verlaſſen hatte. Im Ganzen ein reizendes Negligé.

Der letzte Theil der Reiſe, fünf Stunden Weges, verging unter Ausrufen der Begeiſterung über die Schönheit der Gegend und unter Schmerzenslauten, welche uns die Kangho entriſſen. Die Kuli liefen die ganze Zeit im Trabe und wir wurden jammervoll geſchüttelt. Dazu überwältigende Hitze. Um die Mittagsſtunde ſetzen ſie uns vor dem Hotel International in Yokohama ab.

Entfernung von Kanazawa fünf Ri oder zwölf eine halbe Meile.

IV.

Yedo.

Vom 26. zum 28. Juli; vom 18. zum 22. August; vom 3. zum 18. September.

Allgemeiner Anblick. — Die Umgegend. — Besuch bei dem Minister des Aeußern, Sawa. — Die deutsche Schule. — Die Shiba und ihre Kunstschätze. Offenbarer aber unerklärlicher Einfluß des italienischen Barokism. — Gespräche mit dem neuen Minister Iwakura. — Seine Reformpläne. — Kaufläden, Seidenstoffe, Kuriositäten. — Der Tempel von Meguro. — Saigo. — Die Heiligthümer von Ikegami. — Die siebenundvierzig Ronin. — Ein Abend bei Sawa. — Der Palast Hamagoten. — Diner bei Iwakura. — Der Erste Minister Sanjo. — Im Tempel von Asakusa. Die dramatische Kunst. Eine japanische Posse. Das Figurenkabinet. — Yedo zur Nachtzeit. — Im Theehause des Yaozen. — Audienz beim Mikado. — Die brittische Gesandtschaft. — Abreise.

(26. bis 28. Juli.) Mein erster Aufenthalt ist einer allgemeinen Betrachtung Yedo's gewidmet. Erst seit zwei Jahren den Fremden eröffnet, wurde die große, noch immer geheimnißvolle Hauptstadt Japans früher von den Botschaftern Lord Elgin und Baron Gros, und seither von mehreren Europäern besucht. Die fremden Gesandtschaften schlugen dort für einige Zeit ihren Sitz auf. Unter den verschiedenen Beschreibungen, deren Zahl ich nicht zu vermehren gedenke, ist Richard Lindau's Schilderung*) die bekannteste und meiner Ansicht nach die beste. Es kommen darin zwar viele Lücken vor, denn zur Zeit seines Besuches waren mehrere Tempel, namentlich die Gräber der Shogun, die Shiba, die Perle und das letzte Werk japanischer Kunst, den Ausländern noch unzugänglich. Dies schmälert aber nicht das Verdienst des deutschen Schriftstellers, der auch noch mit andern jetzt beseitigten Hindernissen zu kämpfen hatte.

*) Gerichtet an die Londoner Asiatische Gesellschaft; North China branche. December 1864.

Hier mögen nun einige an Ort und Stelle von mir gesammelte Notizen folgen.*)

Man stelle sich eine wellenförmige Ebene vor. Im Süden begrenzt sie der seichte Wasserspiegel des Golfes; im Osten und Norden ein schöner breiter Strom. Niedere Anhöhen durchziehen sie in ihrem südlichen Theile parallel mit dem Meere. Ungefähr im Mittelpunkte der Ebene, aber näher am Golf, erhebt sich ein isolirter Hügel, der ungefähr drei bis vier Meilen im Umfange hat. Im Nord-Osten läuft eine andere Hügelkette, vom Strom ausgehend, gegen Westen.

So ist der Boden beschaffen, auf welchem sich Yedo (jetzt Tokio) erhebt. Der Strom heißt Sumidagawa. Der isolirte Hügel im Centrum trägt das Schloß der Shogun, seit zwei Jahren die Residenz des Mikado. Der bewaldete Hügel im Nordost ist Uyno, der Tempelgrund und die Begräbnißstätte mehrerer Herrscher von Yedo. Der andere Hügel im Süden ist die Shiba mit den prachtvollen Gräbern anderer Shogun.

Zwischen den Anhöhen und rings um den niederen Kegel, der das kaiserliche Schloß trägt, dehnt sich die Stadt aus. Ihre Grenzen sind im Norden der Sumidagawa, welcher nach einer scharfen Biegung südwärts in das Meer fließt; im Osten ein hügeliges Terrain; im Süden der Golf; gegen West kleine seichte, mit Nadelholz, Bambus und Reisfeldern bedeckte Thäler und Hügel. Land und Stadt fließen da sozusagen ineinander. Oestlich vom Strome ist die große Vorstadt Hondjo; südwestlich von der Stadt das große Dorf Shinagawa, eigentlich nur eine Fortsetzung der Vorstadt Takanawa.

Yedo besteht aus vier Quartieren: dem Jiro, dem Sotojiro, dem Midzi und dem Hondjo.

Der Jiro, das kaiserliche Schloß. Nur die Ringmauern sind sichtbar. Die von dem großen Taiko-Sama vor nicht ganz

*) Sie machen, ich wiederhole es, keinen Anspruch für eine Beschreibung zu gelten.

dreihundert Jahren*) gepflanzten Bäume entziehen dem Blicke der Profanen den Ort, welchen heute der Sohn der Götter bewohnt. Ein grüner Sammetteppich von immer frischem Rasen bedeckt die Abhänge des Kegels; ein mit Wasser gefüllter breiter und tiefer Burggraben, jetzt mit blühenden Lotusblumen gefüllt, umfängt ihn. Kein Sterblicher, außer den durch ihr Amt hierzu Berufenen, überschreitet die Schwellen des Palastes. Nur bei den seltenen Audienzen haben die fremden Minister Zutritt.

Rings um den Siro erstreckt sich der Sotojiro. Er enthält die Yashke (Paläste) der großen Hofwürdenträger, der Staatsminister und Daimio, welch' letztere unter den Shogunen sechs Monate des Jahres in Yedo zubringen mußten. Seit dem Sturze ihres Gebieters zogen sie sich meist auf ihre Besitzungen zurück. Ein breiter Kanal, ein unregelmäßiger Kreis, bildet die Grenze dieses Quartiers. Nur ostwärts erstreckt es sich bis an den Sumidagawa. Diesen Theil vom Sotojiro durchziehen mehrere lange und, letztere im rechten Winkel kreuzend, eine Unzahl kleiner Gassen. Es ist die Residenz der Handelswelt, die City, wie sie die Engländer mit Recht nennen. Die schönen und reichen Kaufläden, das Treiben in den Straßen, wo sich die Menge von früh Morgens bis zu Sonnenuntergang drängt, bilden einen grellen Gegensatz mit den meist geschlossenen Palästen, mit der Stille und Einsamkeit des aristokratischen Quartiers.

Nördlich, westlich und südlich am Sotojiro entfaltet sich der Midzi oder die eigentliche Stadt. Mehrere hochbogige Brücken stellen die Verbindung mit dem Sotojiro her. Die berühmteste ist Niphonbashi oder die „japanische Brücke", so genannt, weil über sie die große Kaiserstraße läuft, welche die Insel Niphon von ihrem südlichen Ende, gegenüber der Insel Kiushiu bis zur Nordspitze, gegenüber von Hakodate auf Yezo durchzieht. Innerhalb Yedo heißt sie Odori, große Straße;

*) 1598.

zwiſchen Yedo und Nagaſaki Tokaido, Weſtſtraße, von Yedo bis gegenüber von Hakodate, Oſhiukaido oder Nordſtraße. Der Tokaido iſt, ſei im Vorbeigehen bemerkt, faſt überall gut unterhalten, bis zum Fluſſe Odawara ſogar fahrbar, in den Bergen jedoch häufig durch Steintreppen unterbrochen und daher für Pferde kaum überall gangbar. Niphonbaſhi gilt für den geographiſchen Mittelpunkt des Reiches. Auf den amtlichen Tabellen werden die Entfernungen nach allen Punkten des Reiches von der Niphonbrücke aus berechnet. In ihrer Nähe wurde Herr Heusken, Sekretär der Nordamerikaniſchen Geſandtſchaft, ermordet. Der Midzi iſt ein buntes Gemenge volkreicher und verlaſſener Straßen, von Gärten, Reisfeldern, Tempeln, deren vorzüglichſte die Aſakuſa, der Unno und die Shiba ſind, von Luſtgärten und heiligen Hainen. Die belebteſten Theile des Midzi ſind Odori und die anderen mit dem Meere parallel laufenden Straßen, die Umgegend der Shiba und der Aſakuſa. An andern Stellen könnte man ſich am Lande glauben. Nördlich von Takanawa, gegen Meguro, geht die Stadt allmälig in Haine und Reisfelder über. Südlich am Meeresufer, in geringer Entfernung von der Mündung des großen Stromes, entſtand in den letzten zwei Jahren Tſukiji, das Fremdenviertel. Von Kanälen umgeben und durchſchnitten, ohne Gärten und baumlos, ſieht es langweilig und traurig aus. Hier befindet ſich das neue, faſt immer leerſtehende ſogenannte amerikaniſche Aktienhotel, eine franzöſiſche Garküche mit dem pomphaften Namen Hotel de France, und die Konſulate und die Wohnhäuſer von etwa dreißig bis vierzig Europäern und Amerikanern. Weiße Frauen fehlen derzeit noch. In der Nähe, am Geſtade des Golfes, erhebt ſich das kaiſerliche Luſtſchloß Hamagoten mit ſeinem prachtvollen Parke. Im nördlichen Theile des Midzi befindet ſich das berüchtigte Yoſhiwara. Wer hat nicht die lügenhaften oder übertriebenen Schilderungen dieſer Anſtalten geleſen, welche die Regierung überwacht und zum Theil ſelbſt errichtet hat? Einige Reiſende haben behauptet, in Japan gelte

das Gewerbe der Kourtiſanen für ehrbar, anſtändige Männer wählen ihre Gattin in Yoſhiwara und dergleichen mehr. Dagegen wird mir von glaubwürdiger Seite verſichert, daß dies ganz falſch ſei; es möge hier wie anderwärts vorkommen, daß ein Mann ſich in eines dieſer unglücklichen Weſen verliebe und ſie heirathe, aber in Japan wie überall ſind dieſe armen Geſchöpfe ehrlos und die Orte, wo ſie ihr Gewerbe treiben, Brutſtätten von Krankheit, Laſter und Selbſtmord. Ein Staatsbeamter, der beim Beſuche eines ſolchen Hauſes betroffen würde, verlöre ſeine Anſtellung.

Am linken Ufer des Sumidagawa liegt die große Vorſtadt Hondjo mit ihren vielen Theehäuſern, und Hatagoya, wörtlich überſetzt Häuſern der Ruhe, in der That aber verrufene Orte, welche hauptſächlich von Studenten beſucht werden. Mehrere große Regierungsmagazine und die Paläſte einiger Daimio befinden ſich im Innern der Vorſtadt. Im nördlichen Theile hauſen die Eta, der verfluchte Stamm, die Parias von Japan.

So ſieht Yedo im Allgemeinen aus. Vier Elemente wiederholen ſich in das Unendliche. Sie ſind: der Tempel, das Yaſhke, ſo heißen die Paläſte der Daimio, das Bürgerhaus und der feuerfeſte Waarenthurm.

Im Tempel waltet der buddhiſtiſche Charakter vor. Yedo iſt weſentlich eine Schöpfung der Shogune. Sie haben die Stadt erbaut und zur Hauptſtadt gemacht, und waren von jeher Anhänger und Beſchützer des Buddhismus.

Die Yaſhke haben mit dem Palaſt nur den Namen gemein. Es ſind Häuſergruppen umgeben von einſtöckigen, weißgetünchten Nebengebäuden, deren Fenſter mit einem ſchwarzen Holzgitter verſehen ſind. Dieſe Nebengebäude bilden zugleich die Ringmauer und werden von den adeligen Zweiſchwertmännern, den Reiſigen und Dienern bewohnt. Es ſind immer niedere, weitläufige Parallelogramme mit einem kaſernenartigen Ausſehen. Das Dach iſt mit ſchwarzen, weißgeränderten Ziegeln bedeckt.

Weiß und Schwarz ſind die beiden in Sotojiro vorherrſchenden Farben.

Hier wie überall in Japan iſt das Bürgerhaus ein auf Pfeilern ruhendes, ſchwerfälliges Dach. Gegen die Straße ſowie gegen den Hof ſteht die Behauſung bei Tage gänzlich offen; während der Nacht wird ſie durch verſchiebbare Bretterwände nach außen geſchloſſen. Die Zwiſchenwände im Innern ſind gleichfalls bewegliche mit weißem Papier beſpannte Holzrahmen. Von der Straße aus dringt alſo der Blick ungehindert in die Häuslichkeit der Inwohner. Der Japaner hat für Niemanden ein Geheimniß; zwei oder drei, in dieſer Jahreszeit vom Gürtel aufwärts unbekleidete Weiber gehen ihren häuslichen Verrichtungen nach; ein oder mehrere nackte Männer liegen rauchend oder ſchlafend am Boden ausgeſtreckt; im Halbdunkel ſpielen die Kinder. In einer Ecke brennt das Feuer, in einer andern eine Lampe zu Ehren des Hausgötzen; ſeinen Altar ſchmücken weiße Papierſchnitzel und Blumen. Auf einem viereckigen lackirten Theebrett ſtehen die winzigen Taſſen von feinem Porzellan, am Heerde der Theekeſſel mit ſtets ſiedendem Waſſer. Keine Einrichtungsſtücke, außer der ſchönen am Boden ausgebreiteten Matte. Alles äußerſt reinlich. Iſt das Haus zugleich Kaufladen, ſo beſitzt es meiſt ein Obergeſchoß, das als Waarenlager dient.

Endlich der unverbrennbare Thurm, der aus Holz gebaut, meiſt ſehr niedrig, mit einer dicken Schicht Cement bekleidet und ſchwarz übertüncht iſt. Die ſehr kleinen Fenſter werden durch Läden von maſſivem Eiſen geſchloſſen. Dies iſt der Sicherheitsort. Wenn Feuersbrünſte, Erdbeben oder Typhone wüthen, ſchafft der Eigenthümer ſeine werthvollen Gegenſtände eilends in den Thurm, verſchließt ihn und rettet ſich ſodann wie er kann. Seine Habſeligkeiten ſind in Sicherheit; Sturm, Feuer, Erdbeben können ihnen nichts anhaben.

Dies ſind die vier Elemente, welche der Phyſiognomie von Yedo ihren eigenthümlichen Charakter verleihen. Man ſtelle

ſich vor, daß die Tempel in der ganzen Stadt verſtreut ſind, die Yaſhke ſich hauptſächlich in der Nähe des kaiſerlichen Schloſſes zuſammendrängen, im Hondjo hier und da, im Südweſt der Stadt ſelten vorkommen; man ſtelle ſich ſodann ein Meer vor von unter einander vollkommen ähnlichen kleinen Häuſern und in Sotojiro, neben den meiſten Kaufläden, den niederen ſchwarzen Thurm; in den langen und nicht breiten, aber wegen der geringen Höhe der Häuſer breit ſcheinenden Straßen eine Menge von Männern und Weibern aus den unteren und mittleren Klaſſen, denn die vornehme Dame zeigt ſich ſelten oder nie; von Kindern, von Blinden in entſetzlich großer Zahl, von Norimon, Kangho und Jinrikiſha. Bekanntlich iſt der Norimon ein geſchloſſener, der Kangho ein offener Korb, welcher, an einem dicken Bambusrohr hängend, von Kuli getragen wird. Beide, der Norimon und der Kangho, erſetzen den indiſchen Palankin. Der Jinrikiſha beſteht erſt ſeit einem oder zwei Jahren, und zählt man deren in Yedo bereits über zwanzigtauſend. Er iſt ein zweirädriges Fuhrwerk, mit lackirtem Kaſten und einem Oberdache von Segeltuch, nach Art unſerer Kaleſchen. Ein Mann vertritt die Stelle des Zugviehs. Der Name bezeichnet dies.*) Der Erfinder iſt ein reicher Mann geworden. Der Kuli legt im kleinen Trab drei bis vier Meilen die Stunde zurück. Wer ſich des Fuhrwerkes bedienen will, vermeide die Berührung mit dem dienſtbaren Geiſte, der zugleich Kutſcher- und Pferdeſtelle vertritt, ſitze aufrecht und ziehe Füße und Kniee an ſich. Er ſei auch auf häufige kleine Unfälle gefaßt. Ein verlorenes Rad, ein zuſammenbrechender Sitz, der Verluſt des Daches, wenn es an einem Aushängeſchilde hängen bleibt, gehören zu den gewöhnlichen Ereigniſſen. Alſo dieſe Fuhrwerke ſtelle man ſich vor, in ununterbrochener Reihe auf einander folgend und gefüllt mit Weibern, Bonzen, Tänzerinnen und

*) Jin, Mann; riki, Kraft; ſha iſt das verdorbene engliſche Wort car: Ein durch Menſchenkraft bewegter Karren.

Sängerinnen — sie sind an dem übertriebenen Haarputze erkenntlich —, kurz mit Japanern und Japanerinnen, genau wie sie auf den tausend Vasen, Fächern und Bilderbögen, die Jedermann gesehen hat, vorkommen, und man bildet sich, ohne allzu großen Aufwand von Phantasie, eine ziemlich richtige Vorstellung von der großen Hauptstadt des Ostens. In den reicheren Stadtvierteln, wo die mögliche Beute die Diebe anzieht, vervielfältigen sich die Wachtposten und Straßengitter, welche Nachts geschlossen werden zur großen Unbequemlichkeit der ehrlichen Leute und ohne allzu großen Nachtheil für die Strolche. Aber eine Schattenseite des Gemäldes darf nicht unerwähnt bleiben: die Männer, die den Dünger in großen Körben nach den Gärten und Feldern tragen. Rasch den Kopf gewandt und die Nase zugehalten! Auch die Gossen verbreiten keine Wohlgerüche; aber, dies ausgenommen, gibt es in Asien keine, in Europa gewiß nur wenige Städte, die im Punkte der Reinlichkeit mit Yedo den Vergleich aushielten.

Es ist nicht nur eine reinliche, es ist auch eine heitere, wohlhabende Stadt. Kein Tag vergeht, wo nicht in irgend einer Gasse dem Lokalgötzen gehuldigt würde. Vor den Häusern erheben sich Fahnen und hohe Bambusrohre, an deren Spitze Wimpel flattern. An Bindfäden sind Papierschnitzel gebunden. Künstliche Blumen und natürliche im Ueberfluß. Vor dem Tempel beflaggte Stangen. Bonzen in Menge. Musik und Trommeln. Die ehrsamen Bürger an der Schwelle ihrer Buden die Procession erwartend. Für Jedermann eine treffliche Veranlassung den Tag über nichts zu thun. Was liegt auch daran! Reis oder mindestens Gerste hat man ja doch, und der Reis oder die Gerste genügt; im alten Japan gibt man sich mit Wenigem zufrieden. Ueberfluß und Elend sind unbekannt. Man hält die Mitte. Es ist dies das Loos der Glücklichen und, trügt der Anschein nicht, das Loos der Mehrzahl der Bewohner dieser Stadt. Nur wenige Bettler sah ich. Es gibt deren am Tokaido und gewiß auch in Yedo. Aber sie

drängen sich nicht auf. Die, welche mir vorkamen, schienen eher ein Gewerbe auszuüben und sahen eigentlich nicht elend aus. In den Theehäusern kamen Kinder an uns heran um zu betteln. Sie waren dazu abgerichtet, ihren großen rasirten Kopf zu schütteln, dazu die Händchen hin und her zu bewegen und das Lob des Reisenden zu singen. Die Wirkung war überaus komisch. Ist dies nicht seltsam? Das Elend, welches um Mitleid einzuflößen als Karikatur auftritt! In Europa will der Bettler rühren, hier will er heiter stimmen. Die Seufzer lassen uns kalt, denn wir halten sie für erkünstelt. Aber die Schwänke des armen Japaners rühren zuerst die Milz und dann das Herz. Der Gedanke ist nicht schlecht; er ist praktisch, ich möchte beinahe sagen tief.

Ich habe umsonst nach einem Höhepunkte geforscht, von welchem man die ganze ungeheure Stadt übersehen könnte. Die Beschaffenheit des Bodens und der Mangel an Thürmen machen dies unmöglich. Vom Dache des großen Hotels im Fremdenviertel sieht man ein Dreieck, dessen Scheitel das Schloß ist. Gegen Nord und Südwest begrenzen der Uyno und die Shiba den Horizont. Südlicher zeigen sich die Seeforts, welche bei Annäherung des amerikanischen Geschwaders in Eile errichtet wurden*), das Vorgebirge von Kanagawa und der Golf. Jenseits desselben fließen Luft, Erde und Wasser in einander.

Im Sotojiro, in unmittelbarer Nähe des Schlosses, erhebt sich zu ungefähr gleicher Höhe mit letzterem ein Hügel, den ein ärmliches Theehaus krönt. Von da übersieht man denselben Theil von Yedo, aber in entgegengesetzter Richtung. Blicken wir um uns: von Nord nach Süd, zu unserer Rechten ist die Aussicht durch eines der Schloßthore und eine Baumgruppe beschränkt; links durch die Anhöhen von Uyno; vor uns zu unsern Füßen entrollt sich ein Bild, das einzig ist in seiner Art. Ich habe schönere Fernsichten gesehen, aber keine so seltsam eigen-

*) 1854.

thümliche. Auch die Verhältniſſe ſind überwältigend, eine Beſchreibung kaum möglich: in einen ungeheuren grünen Teppich ſind weiße Linien, graue und weiße Punkte eingewebt. Je mehr ſie ſich dem Horizonte nähern, je dichter erſcheinen ſie dem Auge. Eine natürliche Wirkung der optiſchen Geſetze. Kein Anfang, kein Ende. Ich weiß, daß hinter dem Uyno zu meiner Linken, hinter dem Schloſſe zu meiner Rechten, ſich ein Gemiſch von niedern Häuſern, Bäumen, Gärten, Feldern ausdehnt. Ich ſehe es nicht, aber ich weiß es. Vor mir rollt ſich daſſelbe Bild auf. Nichts was den Blick beſonders feſſelte. Hier und da ein ragendes ſchwerfälliges Tempeldach; viele Fahnenſtangen und Holzpfeiler, an welchen die Verordnungen, darunter die das Chriſtenthum verpönenden Dekrete, angeſchlagen werden. Die kleinen unverbrennbaren Thürme ſind zu niedrig um bemerkt zu werden. Nur zwei Gebäude erheben ſich über das allgemeine Niveau: das Aktienhotel und das Zollhaus, welches ein engliſcher Architekt für die japaniſche Regierung eben aufführt. Die Entfernung mildert die ungefällige Wirkung dieſer beiden fremdartigen Elemente. Nichts ſtört alſo den Eindruck des Geſammtbildes. Ueber der Stadt herrſcht tiefes Schweigen. Der Geſang der Laſtträger und Beto verhallt ungehört. Kaum daß ich das dumpfe Dröhnen der Tempelgong vernehme. Vögel, ſoviel ich weiß, gibt es nicht. Einzelne ſchwache, verworrene Töne dringen zwar zuweilen an mein Ohr, aber ſie ſind ſo verſchieden von dem Straßenlärm unſerer Städte, daß ſie in dem Europäer die Empfindung des nie Dageweſenen nur erhöhen. Das Ganze hat etwas Unerklärliches, Geheimnißvolles beinahe Unheimliches! Ich verzichte auf den Verſuch dies Etwas zu beſchreiben.

Im Nord-Oſten der Stadt gewährt die Anhöhe Atagoyama den Blick nach einem andern Theile Yedo's. Zwei ſteinerne Treppen führen zu ihr hinan. Prachtvolle Kryptomerien krönen den Scheitel und werfen ihre breiten Schatten über ein elegantes Theehaus. Man muß gegen Sonnenuntergang hingehen. Süd-

wärts dehnt sich der westliche Theil des Midzi aus. Nach der entgegengesetzten Richtung gewandt, erfreut sich das Auge in unmittelbarer Nähe an niedern Waldhügeln, kleinen mit Rasen bekleideten Schluchten, schönen Baumgruppen und saftgrünen Reisfeldern. Ein überraschender und unbeschreiblich reizender Gegensatz. Hier eine unermeßliche Stadt, dort hart daneben eine Gebirgslandschaft. Beides ist Yedo.*)

Niemand unterlasse Oji zu besuchen. So heißt ein kleiner Belustigungsort außerhalb und im Nord-Westen der Stadt. Kleine Hügel, ehrwürdige Kryptomerien, kühle Schatten, ein rieselnder Bach, Wasser in Menge, hübsche, zierliche Theemädchen die die Gäste anlächeln, ihnen Thee, Tabak und köstlichen Fisch serviren, im Kreise sitzend Unterricht ertheilen in der schwierigen Kunst, statt Messer und Gabel die kleinen Elfenbeinstäbe zu handhaben; die nach vollendetem Mahle niedere, schmale Schemel bringen. Ein jeder ist mit einer kleinen Rolle von Baumwolle versehen, die, in ein frisches Blatt Papier gewickelt, als Kopfkissen dient. So strecken wir uns auf der leuchtenden, glatten, reinen Strohmatte aus. Die Nesan schieben die Papierwände zusammen und entfernen sich, die Reisenden der Ruhe überlassend. Nur die dem Garten zugewendete Seite des Gemaches ist offen geblieben. Da entschlummern wir. Ein frisches Lüftchen ist in die Schlucht gedrungen, spielt mit den Wasserfällen, mit den riesigen Blättern der Lotusblume, mit den flüsternden Zweigen uralter Zwergeichen, fächelt und kühlt unsere brennenden Wangen. All dies ist reizend und hundertmal beschrieben worden. Die Nesan sind, wie gesagt, Aufwärterinnen, die sich wie vornehme Damen kleiden und die Formen der großen Welt angenommen haben. Nicht mehr und nicht weniger. Was

*) Ich gebe absichtlich keine statistischen Einzelnheiten, weil ich den vorhandenen nur wenig Glauben schenke. Gewöhnlich wird der Flächenraum Yedo's auf 85 Quadrat-Kilometer, die Bevölkerung sehr verschieden auf zwei, anderthalb Millionen, ja nur auf 800,000 Einwohner berechnet. Ich verbürge keine dieser Zahlen.

man ſonſt von ihnen erzählt beruht auf Vermuthungen, vielleicht auf Verleumdungen. Wer an ſolchen Geheimniſſen Gefallen findet, möge die Wahrheit ergründen.

In geringer Entfernung von Oji, etwa zwanzig Minuten Weges, befinden ſich Theepflanzungen. Ich vergaß den Namen des Ortes. Ein gewaltiger Bach ſtürzt von einem Fels herab. Alte Pinien haben mit ihren Aeſten über den ſchäumenden Waſſern eine immergrüne Kuppel gebaut. Hier werden Douchebäder genommen. Daneben ſah ich ein mir neues Spielzeug*), wie es nur der Genius dieſer Nation zu erfinden vermochte. Ein ausgehöhlter, kugelförmiger, rothlackirter Kürbis wird in den Waſſerſtrahl eines Springbrunnens gebracht. Die Kugel dreht ſich um ſich ſelbſt, ſteigt durch die Waſſerkraft in die Höhe, ſinkt, am Scheitel des Strahles angelangt, durch ihr eigenes Gewicht herab bis wo ſie, überwältigt durch letzteren, wieder nach oben getrieben wird.

Der Rückweg führt uns durch eine Allee von Zwergbäumen mit künſtlich verſchränkten Aeſten. Eine ſchöne junge Frau, mit einem Kinde auf dem Rücken, einem andern an der Hand, tritt uns lächelnd entgegen. Plötzlich ſtößt ſie einen Schrei aus. Tödtliche Bläſſe übergießt ihr Antlitz. Wir eilen herbei und gewahren auf einem nahen Baum eine Schlange. Den Schweif hat ſie um einen Aſt geſchlagen, den flachen Kopf und den ſchwarzgeſprenkelten Oberleib ſtreckt ſie gegen die junge Mutter aus. Dieſe ſteht wie feſtgebannt, zitternd und unfähig zu entfliehen. Unſere Wächter entfernen ſie mit den Kindern und verneigen ſich bis auf den Boden vor dem Thiere, welches die Nähe ſo vieler Menſchen nicht zu beirren ſcheint. In der That es hat nichts zu befürchten. Schlangen ſind heilig und zwar aus guten Gründen. Weiß man nicht, daß Drachen zuweilen die Geſtalt von Schlangen annehmen, und Götter in Geſtalt von Drachen zu uns irdiſchen Weſen herabſteigen? Wer eine

*) Ich höre, daß es vor einigen Jahren nach Europa gebracht wurde.

Schlange tödtet, begeht vielleicht einen Göttermord. Darum befinden sich diese Thiere so wohl im Reiche der aufgehenden Sonne.

(18. August.) Ich genieße hier die liebenswürdige Gastfreundschaft des Herrn Adams und kehre von meinen verschiedenen Ausflügen mit immer neuem Vergnügen nach der brittischen Gesandtschaft zurück. Heute Morgens hier angekommen, fand ich den englischen Richter Herrn Hannen und seine liebenswürdige Gemahlin, die andern Glieder der Legation und Doktor Wheeler. Welcher Abstand zwischen diesem Kreise angenehmer und unterrichteter Menschen und dem wilden Treiben im Gasthaus zu Yokohama!

(19. August.) Langer Spaziergang in der Umgegend. Ein englischer Park mit japanischer Vegetation. Alles ist hier anders als in der übrigen Welt. Zum Beispiel: wir verlassen den in einer sehr belebten Straße gelegenen Gesandtschaftspalast; wir treten in die nächste Nebengasse. Allmälig gewinnt sie das Ansehen eines Dorfes. Noch einige Schritte, und ländliche, schweigsame Abgeschiedenheit umfängt uns. Wieder einige Schritte weiter und wir befinden uns mitten in einer volkreichen Stadt. Uebrigens hört man wenig Lärm, selbst in den bevölkertsten Stadttheilen: denn es gibt kein Pflaster, keine Wagen, fast keine Pferde. Die Strohsandalen der Fußgänger dämpfen den Schall des Trittes. Eigentliches Gedränge ist selten, und wo es vorkommt, gleiten die Menschen sanft an einander vorüber. Sie sind nicht schweigsam; im Gegentheil, es wird fortwährend geschwatzt, aber nicht überlaut, und man vernimmt mehr Gelächter als Worte.

(20. August.) Heute ist Sonntag. Im Tsukiji, dem europäischen Quartier, gibt es weder Priester noch Prediger, weder Kirchen noch Kapellen. Dagegen liest man an allen Orten, wo

die Regierungserlasse angeschlagen sind, das Verbot gegen die Ausübung der christlichen Religion. Die gegenwärtigen Träger der Gewalt, obgleich Männer des Fortschrittes, sind insofern Konservative, als sie die christliche, besonders die katholische Religion hassen. Die Ausübung ihres Kultus ist den fremden Residenten in den Treaty-Ports gewährleistet. Aber wie verhält es sich mit Yedo und Osaka? Diese Frage wird bei der bevorstehenden Revision der Verträge wohl eine befriedigende Lösung erhalten.

Heute Nachmittag war ich bei Sawa Nabuyoshi, dem Ersten Minister des Aeußern. Er ist nur fünfzig Jahre alt, sieht aber wie ein Greis aus. In Japan wird rasch gelebt. Sein Gesicht gefällt mir; offen, wenn er scherzt, ein wenig satirisch, aber wohlwollend und gemüthlich. Man kann den alten Herrn nicht ansehen, ohne ihm gut zu sein. Er und sein Sohn tragen eine einfache Tunika von leichtem Seidenstoffe. Ihr Benehmen ist würdevoll und ungezwungen. Das Gemach, in dem wir uns befinden, entbehrt aller Einrichtungsstücke, den Tisch ausgenommen, den der Minister für die fremden Diplomaten aufschlagen ließ. In einer Nische steht eine Vase von böhmischem Krystall, ein Andenken der österreichischen Gesandtschaft, welche Japan im vorigen Jahre besucht hat. Auf Befehl seines Vaters bringt der Sohn die Gallakleider seiner Mutter herbei und legt sie unter vielem Lachen an. Es sind reiche schwere Gold- und Seidenstoffe. Sawa ist Gelehrter und erzählt uns viele interessante Dinge. In den alten Gebräuchen, in Geschichte und Archäologie gilt er für sehr bewandert. Seine Liebhaberei für Alterthümer benutzend, bringe ich meinen Wunsch an, Kiyôto (Miako) zu besuchen. „Was wollen Sie in Kiyôto machen?" sagte er mit verlegener Miene. „Es ist eine alte Stadt; ein wenig herabgekommen, seit der Kaiser seine Residenz nach Yedo verlegt hat, und überdies unlängst durch Feuersbrünste theilweise zerstört. Wenn Sie nach Kiyôto gehen, werden andere Europäer dasselbe thun wollen. In Kiyôto gibt es böse Leute.

Es könnte Ihnen ein Leid geſchehen. Gehen Sie nicht hin. Sind ja doch gerade die neuen, die ſchönſten Häuſer abgebrannt." — „Ich bin überraſcht", antwortete ich, „Sie ſo ſprechen zu hören. Nicht der neuen Häuſer wegen will ich nach Kiyôto reiſen; die alten Gebäude und Tempel, die ſchönſten und berühmteſten in Japan, möchte ich beſichtigen. Sawa, ein ſo großer Kenner der Alterthümer, ein ſo feiner Würdiger der Architektur, könnte er ernſthaft behaupten, daß Kiyôto nicht die älteſte Stadt des Reiches iſt?" Die Bemerkung wirkte. Der Miniſter lächelte, gab mir Recht und erbat ſich nur einige Tage, um „die nöthigen Gründe zu finden, mit denen er im Miniſterrath meinen Wunſch zu unterſtützen" gedenke.

Sawa iſt ein aufgeklärter Geiſt, er begünſtigt die Reformen und huldigt dem Fortſchritt, wenn er gleich zu verſtändig iſt, um die Ueberſtürzungen der gegenwärtigen Rathgeber des Mikado zu billigen. Dennoch iſt ihm der Gedanke unangenehm, daß ein Europäer die heilige Stadt betrete, und nicht ohne Schwierigkeit wird es ihm gelingen, die Zuſtimmung ſeiner Kollegen zu erhalten. So tief wurzelten hier während der letzten drei Jahrhunderte die Furcht vor den Fremden und der Grundſatz ihrer Ausſchließung. Dies hindert aber die neuerungsſüchtigen Miniſter keineswegs, junge Leute maſſenhaft nach Europa zu ſchicken, unſere Tracht anzunehmen und den Eingebornen aufzudrängen, und das Studium unſerer Sprachen zu begünſtigen. Soeben haben ſie in Yedo eine deutſche Schule errichtet.

Ich beſuchte ſie unlängſt und fand ein Dutzend Knaben und Jünglinge, welche folgende zwei Sätze im Chor wiederholten: „Der arme Mann will ſein wie der reiche Mann" und „Der reiche Mann will nicht ſein wie der arme Mann." Zuweilen irrten ſie ſich und ſagten, der Reiche will ſein wie der Arme. Der Lehrer, das Urbild des deutſchen Schulmeiſters, gerieth in Entrüſtung: „Arimazen", rief er mit ſtrengem Tone, „arimazen, nicht, nicht!" Und die Knaben fielen wieder im

Chore ein: „Der—ar—me—Mann—will—nicht—ſein—wie—der—reiche.“ Hierauf neuer Zornesausbruch des Schulmeiſters. Das Wort reich bereitete den japaniſchen Kehlköpfen unüberwindliche Schwierigkeit. Ich glaube in meinem Leben nicht herzlicher gelacht zu haben. Das Komiſchſte war aber der Herr Lehrer. Dieſe Jungen werden wahrſcheinlich das Deutſche wieder vergeſſen; noch wahrſcheinlicher werden ſie es nie erlernen; aber der Grundſatz wird in ihren Gemüthern eingeprägt bleiben — es ſteht nicht im Evangelium — daß Reichthum mehr werth iſt als Armuth.

(21. Auguſt.) Ich war heute zum dritten Male in der Shiba und habe dort den ganzen Morgen zugebracht.

Die Shiba enthält mehrere Shogungräber, Tempel und reiche Klöſter. In dieſem Augenblicke werden die Bonzen der letzteren theilweiſe ihres Beſitzthums beraubt. Mit ein wenig Geld und der Aufhebung des Cölibats findet man ſie ab. Die mit Beſchlag belegten Klöſter werden in Kaſernen verwandelt. Dies iſt die neueſte Maßregel, ſchwerlich die letzte ihrer Art. Im Miniſterrathe erheben ſich Stimmen, welche die Abſchaffung des Buddhismus von Amtswegen, die Aufhebung aller Klöſter und die Abtragung der Shibatempel verlangen. Letztere enthalten bekanntlich mit denen von Kiyôto die äußerſten Leiſtungen japaniſcher Kunſt. Heute beſtehen ſie noch in all' ihrer zauberhaften Pracht.

In der Mitte des Hofes erhebt ſich die große Tempelhalle, neben ihr die mit einem ſchweren Dache bedeckte Eſtrade; zwiſchen alten Bäumen ein mehrſtöckiger, vierſeitiger Thurm. Dieſe Gebäude ſind im gewöhnlichen Style der Buddhatempel aufgeführt, aber alle andern übertreffen ſie durch die Vollendung des Schnitzwerkes, durch den Reichthum im Einzelnen, durch den verſchwenderiſchen Aufwand an Vergoldung. Die unbeſchreibliche Harmonie der Farben läßt das Barbariſche der Architektur, das Groteske der Bildhauerei überſehen. Gewiß,

die Gottheit herrſcht hier, aber umweht von Hofluft. Unwillkürlich denkt man an die Kapelle Ludwigs XIV. in Verſailles.

Die wahren Schätze der Shiba ſind die Gräber. Von einander durch niedere Mauern getrennt, folgen ſie ſich eine breite Allee entlang. Die Bäume, Koniferen verſchiedener Art, wurden zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts von Taiko-Sama gepflanzt.

Die älteſten Gräber reichen nicht über das erſte Drittel des ſiebenzehnten Jahrhunderts zurück. Ich habe ſie alle zu wiederholten Malen beſucht und aufmerkſam beſichtigt. Sie zeugen von einer allmäligen Entartung der Kunſt. Dies iſt wenigſtens mein Eindruck. Erſt nach dem Beſuche der gleichfalls von Taiko-Sama herrührenden großen Tempel und des Schloſſes von Kiyôto werde ich mir ein Urtheil bilden können.

Die Mauſoleen der Shiba beſtehen aus drei verſchiedenen Elementen: dieſe ſind der Hof, die Tempelhalle und hinter dem Tempel das Grabmal.

Der Hof iſt von dem großen ſoeben erwähnten Baumgange durch eine Mauer getrennt, die nach innen eine bedeckte Gallerie bildet. Die Fenſtergitter dieſer Mauer ſind durchbrochene Hautreliefs in Holz geſchnitzt, Pfauen, auf Wolken ſitzende Faſanen, ſchwimmende Waſſervögel vorſtellend. Das Vor- und Zurücktreten der Glieder verräth eine ſeltene techniſche Fertigkeit. Die Farbenpracht und die reiche Vergoldung erhöhen den wundervollen Eindruck dieſer kleinen Meiſterſtücke, in denen die Naturwahrheit der ſchuldigen Rückſicht für den idealen und ſymboliſchen Charakter des Gegenſtandes mit merkwürdigem Zartgefühl bis zu einem gewiſſen Grade geopfert wird.

Im Hofe ſind hohe Steinlaternen, wie ſie in keinem Tempel fehlen und in den meiſten Gärten vorkommen, in doppelter Reihe aufgeſtellt. Bei jedem Schritte neues Erſtaunen über die Verſchwendung des Materials, den Reichthum an Ornamenten, die Vollendung im Einzelnen, die feierliche Pracht des Ganzen.

Gegenüber dem Eingange ſteht der eigentliche Tempel. Hier erinnert Alles an die Größe des verblichenen Potentaten, an ſeine Macht, ſeinen Reichthum, ſeinen myſtiſchen Glauben. Zu beiden Seiten der Thüre gewahrt man die in Buddhatempeln ſelten fehlenden zwei Götzen in Lebensgröße. Der eine, mit roth lackirtem Geſichte und zornigem Ausdruck, ermahnt den Eintretenden zur Gottesfurcht oder zu anſtändigem Benehmen; der andere, gewöhnlich grün lackirten Antlitzes und mit verhältnißmäßig minder ſcheußlichen Zügen, heißt ihn willkommen. Dieſe Erklärung gab mir ein Bonze. Wenn irrig, bitte ich Fachgelehrte um Berichtigung. Eine reich geſchnitzte und mit Goldbronzen eingelegte Thüre führt in das Innere. Bei meinem erſten Beſuche ſtand die Sonne bereits tief, und mein Auge bedurfte einiger Zeit, um ſich an das geheimnißvolle Dunkel zu gewöhnen; dann aber gewahrte ich in ſeiner vollen Majeſtät, unter den goldkantigen Balken und Geſimſen des Heiligthums, hinter dem blumengeſchmückten Altartiſch, Gott Buddha, das Symbol der äußerſten Unempfindlichkeit, der abſoluten und ewigen Ruhe.

Grato m'è il sonno e l'esser di sasso.

Von der Decke hängen Kronleuchter herab. Feine Strohmatten bedecken den Boden; ein Rahmen von rothbraunem Lack grenzt ihn gegen die Wände ab.

Der Geſchmack am Grotesken und das Suchen nach dem Schönen, techniſche Vollendung, eine ſchöpferiſche Phantaſie und das zarteſte Naturgefühl, beide beſchränkt und zurückgehalten durch die Anſprüche der indiſchen Theogonie und der Heiligkeit des Ortes: dies ſind die charakteriſtiſchen Merkmale der wunderbaren Schöpfungen, mit welchen die Shogune ihre letzte Wohnſtätte verherrlichten. Wie kommt es, daß hier gewiſſe Skulpturen ein offenbares Gepräge des italieniſchen Barokismus tragen? So lange der Künſtler mit heiligen Vorwürfen zu thun hat, hält er ſich ſtrenge an die Ueberlieferung; aber mit Vögeln, Blumen, Wolken, Meereswogen legt er ſich weniger Zwang auf, verläßt er gerne die alten Pfade, bewegt er ſich, wenn er es

wagen darf, mit aller Freiheit und ſchafft Werke, die aus Borromini's oder Bernini's Studien zu ſtammen ſcheinen. Erkläre das wer kann!

Hinter dem Tempel iſt das Grab: eine Steinſäule, die in einen Federbuſch ausläuft. Zwei concentriſche mit Schnitzwerk verzierte Steingeländer umgeben ſie. Einige Stufen führen hinan. Das Ganze großartig, einfach, barbariſch. Taiko-Sama's ehrwürdige Bäume bilden die Einfriedung. Von ihnen tönt unabläſſig der monotone, eigentlich zweitönige Triller der Cikaden herab. Er erhöht den Eindruck der Verlaſſenheit und der Trauer an den Gräbern der Helden.

(3. September.) Während unſeres Ausfluges nach Hakone verloren die Neuerer ihre Zeit nicht. Durch das Dekret vom 29. Auguſt haben ſie mit einem Federſtrich die Han abgeſchafft. Bekanntlich theilen ſich die japaniſchen Städte in drei Klaſſen: die Fu, deren es nur drei gibt: Kiyôto (Miako), bis zum vorigen Jahre die Reſidenz des Mikado; Yedo, bis zur Aufhebung des Shogunats Haupt- und Reſidenzſtadt des Shogun; endlich Oſaka, die Perle der japaniſchen Städte und das große Emporium des Binnenhandels. Die übrigen Städte ſind entweder Han, d. h. Lehenſtädte der Daimio, oder Ken, welche unter der unmittelbaren Landeshoheit des Mikado ſtehen. Die Verordnung, durch welche die Miniſter die Lehensherrlichkeit der Daimio aufheben, iſt ein Gewaltſtreich von äußerſter Tragweite, denn ſie zerſtört Zuſtände, deren Urſprung in das graue Alterthum zurückreicht, ſie eröffnet eine Epoche der radikalſten, ſocialen und politiſchen Umwälzungen. Auch in den oberſten Kreiſen der Regierungen ſind Veränderungen eingetreten. Unter Anderem wurde der alte Sawa ſeines Poſtens enthoben.

Dieſer große Herr von altem Schlage, Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaft, Kenner der Kunſt und ſelbſt Künſtler, trägt ſeine Ungnade mit edler Ergebung. Heute kam er mit

ſeinem Sohne auf die Geſandtſchaft und blieb zu Tiſche. Er war ſehr gut aufgelegt, ſchwatzte und lachte viel und ſagte, von ſeinem Rücktritt ſprechend: „Nun, ſo wären wir denn wieder zu unſern Büchern zurückgekehrt.“

(4. September.) Heute erſchien Iwakura Tomomi im Geſandtſchaftshotel. Es war ſein erſter Beſuch, ſeit er Sawa im Miniſterium des Aeußeren erſetzt hat, und derlei Antrittsviſiten dauern nach Landesgebrauch mindeſtens ein paar Stunden. Dies bot mir Gelegenheit, die Bekanntſchaft dieſer einflußreichen Perſönlichkeit zu machen.

Iwakura gehört der Klaſſe der Kuge an, d. h. dem alten und hohen Hofadel der Mikado. Dem ungeachtet lebte er zu Kiyôto in freiwilliger Zurückgezogenheit. Erſt die Revolution von 1868 führte ihn auf die politiſche Schaubühne. Seither ſpielte er eine große Rolle und heute gilt er für den bedeutendſten Mann im Miniſterium. Er iſt, wie er mir ſagte, achtundvierzig Jahre alt. In Japan wie in China iſt es Artigkeitspflicht, nach dem Alter einer neuen Bekanntſchaft zu fragen. Sein Geſicht hat nichts Ausgezeichnetes, doch beleben es die, wenn er ſpricht, feurigen Augen und zuweilen ein ſarkaſtiſches Lächeln. Seine Art zu reden iſt kurz und trocken, ſeine Manieren die des Mannes der großen Welt: einfach, ungezwungen, natürlich.*)

Eine Unterhaltung entſpann ſich ſofort über die neueſten Vorgänge. Was mir Iwakura ſagte iſt kein Geheimniß.

Ich ſprach ihm zuerſt von meinem Wunſche Kiyôto zu beſuchen. Kiyôto, die „Hauptſtadt des Oſtens“, iſt die heilige Stadt und als ſolche Fremden ganz beſonders unzugänglich. Als der engliſche Geſandte, Sir Rutherford Alcock, Niphon be-

*) Iwakura hat ſeither als Botſchafter die meiſten Höfe Europa's beſucht.

reiſte von Nagaſaki bis Oſaka und Yedo, ließ man ihn bitten, Kiyôto nicht zu berühren, und er hat es nicht geſehen. Baron Richthofen, der bekannte Chinareiſende, welcher ſich auch in Japan viel bewegte, war nicht glücklicher, und als vor drei Jahren die Geſandten Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und der Niederlande ſich auf den Wunſch des Mikado dahin begaben, ereignete ſich der bekannte blutige Mordanfall auf den brittiſchen Miniſter Sir Harry Parkes. Die Legationen eilten nach Oſaka zurück. Die heilige Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu ſehen hatte man weder Luſt noch Zeit. Herr von Brants und einige andere Diplomaten haben dort unlängſt einen kurzen Beſuch gemacht, aber außer dieſen officiellen Perſönlichkeiten und zwei Europäern im Dienſte der japaniſchen Regierung ſcheint bisher kein weißer Fremdling nach Kiyôto gedrungen zu ſein. Jedenfalls hat Niemand eine Schilderung geſchrieben oder veröffentlicht, ausgenommen den Doktor Kämpffer, der die Stadt am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts beſuchte und ihr in ſeinem ſchätzbaren Werke über Japan einige Zeilen widmete. Bekanntlich war er Arzt der holländiſchen Faktorei auf Detſima und begleitete eine der Botſchaften, welche die Kolonie alle vier Jahre nach Yedo ſchicken mußte. Unterwegs wurden die Delegirten als Staatsgefangene behandelt; ſie mußten im geſchloſſenen Norimon reiſen, durften die Herberge nicht verlaſſen und wurden Tag und Nacht bewacht. Kiyôto iſt alſo bis zur Stunde eine Terra incognita und ich wünſche lebhaft ſie zu beſichtigen. Ich brachte alſo dies Anliegen zur Sprache und Iwakura, bereits hiervon verſtändigt, ſagte ſeine Unterſtützung im Miniſterrathe zu.

Noch einen andern Gegenſtand hatte ich mit ihm zu verhandeln: meine Audienz beim Mikado. Als allgemeiner Grundſatz iſt der Sohn der Götter Sterblichen unzugänglich. Ausnahmen werden nur gemacht für ſeine Diener und, ſeit Amerikaner und Europäer an der Küſte Fuß faßten, für die fremden Geſandten. Bei ſolchen Gelegenheiten wurden auch die fremden Admiräle

empfangen. Herr Seward, ehemaliger Miniſter des Aeußern der Vereinigten Staaten, iſt der einzige Ausländer ohne amtlichen Charakter, welcher dem Kaiſer vorgeſtellt ward. Dank der indirekten aber einflußreichen Unterſtützung des engliſchen Vertreters wird mir dieſelbe Gunſt zu Theil werden.

Wir kamen ſodann auf die brennende Tagesfrage zu reden, die Aufhebung der Lehensrechte.

„Die Daimio", ſagte Iwakura, „wurden durch den Shogun im Zaum gehalten. Mehrere von ihnen ſtanden unter ſeiner unmittelbaren Herrſchaft, die andern unter der des Mikado. Nach der Aufhebung des Shogunat wähnten ſich die einen wie die anderen vollſtändig unabhängig. Sie thaten was ſie wollten. Dies durfte nicht geduldet werden. Man mußte das Anſehen und die Macht des Mikado wieder herſtellen. Dies Werk haben wir unternommen. In drei Jahren wird es vollendet ſein. Die Han wurden abgeſchafft. Die ehemaligen Daimio werden nicht einmal unter dem Titel von Statthaltern in ihren Dominien gelaſſen werden. Wir werden ſie zwingen, mit ihren Familien nach Yedo zu kommen. Fähige Leute, ohne Rückſicht auf ihre Kaſte, ſollen zu Statthaltern ernannt werden. Nur unter der Bedingung, daß ſie die nöthigen Fähigkeiten beſitzen, können auch Daimio in Zukunft ſolche Poſten bekleiden. Die kleinen Klane werden mit größeren verſchmolzen; auch wollen wir eine kaiſerliche Armee bilden, und zwar aus den Kriegsmännern und Rittern der ehemaligen Daimio.

„Unſere Gegner beſchuldigen uns, Feinde der Volksreligion zu ſein. Dies iſt unrichtig. Wir beabſichtigen nicht den Buddhismus auszurotten. Aber die ehemaligen Shintotempel müſſen gereinigt werden. Die Shogune hatten nicht das Recht, ſie in Buddhatempel zu verwandeln oder den Buddhadienſt neben dem Shintokultus einzuführen. Letzterer war von Altersher Religion des Mikado, alſo Staatsreligion.

„Die Steuern betreffend gebe ich zu, daß die Daimio ſie dem Bauer in Mißjahren erließen, was die kaiſerliche Regierung

nicht thun kann, weil die Verwaltungskoſten in guten wie in ſchlechten Jahren dieſelben ſind. Aber wir werden die Laſt, die auf den Bauer drückt, zu erleichtern ſuchen, indem wir den bisher abgabenfreien Kaufmann und Handwerker an der Steuerlaſt betheiligen."

(5. September.) Morgenbeſuch in mehreren großen Kaufläden. In Yokohama findet man vorzugsweiſe Waaren für den europäiſchen Markt. In Yedo richten ſich die Producenten nach dem Geſchmacke der Eingebornen. Wozu all' dies Geräthe, deſſen Zweck und Beſtimmung ſich nicht errathen laſſen? Welcher Widerſpruch mit der Einfachheit eines japaniſchen Haushaltes! Wiſſen doch Reich und Arm nicht, was Möbel ſind. Aber nichts iſt intereſſanter, als eine eingehende Betrachtung all' dieſer Gegenſtände. Da findet man eine ſeltene Erfindungsgabe, die ſich aber in Phantaſtereien gefällt; ein Schönheitsgefühl, das fortwährend mit dem Hange zur Karikatur zu kämpfen hat; ein augenſcheinliches Beſtreben, große Wirkungen mit kleinen Mitteln hervorzubringen; den Kultus der unbelebten Natur mit abſichtlicher Uebertreibung; dabei eine große Freiheit der Bewegung vereint mit einer noch größeren Ehrfurcht für die überlieferten Vorbilder und die ererbte Routine. Vergleicht man die Kunſtwerke, von denen ich an einem andern Orte ſprechen werde, mit den Induſtrieerzeugniſſen, ſo findet man eine gewiſſe Analogie mit unſeren mittelalterlichen Zuſtänden: der Künſtler hat hier viel vom Handwerker, und der Handwerker iſt, innerhalb gewiſſer Grenzen, weſentlich Künſtler.

Nichts unterhaltender als ein Beſuch der vielen Spielzeugbuden. Ich frage, wie iſt es möglich, ſo viel Geiſt, Erfindung, Geſchmack und Wiſſen zu verſchwenden für Kinder, welche dieſe kleinen Wunderwerke ja nicht zu ſchätzen vermögen. Darauf wird geantwortet: In dieſem Lande iſt Jedermann Kind; in e dem Alter unterhält man ſich mit Spielzeug. Ich ſah Groß-

vater, Vater und Sohn mit einem fliegenden Drachen beſchäftigt. Damen von Stand, welche ihre Wohnung ſelten verlaſſen, verbringen ihre Tage ſpielend wie Kinder. Gegenwärtig iſt der Tôſenkio, das Fächerſpiel ſehr in der Mode.*) Eine kleine Schachtel von leichtem Holz wird auf den Boden geſtellt, und auf die Schachtel ein Figürchen von Rohr, welches mit Seide überzogen iſt und einen Schmetterling vorſtellt. Die Spieler, gewöhnlich Damen, liegen oder kauern in einer gewiſſen Entfernung auf der Matte und ſchleudern ihre Fächer nach dem Schmetterling. Die Aufgabe iſt dieſen zu treffen, ohne die Schachtel umzuwerfen. Gewinn und Verluſt werden durch eine Tabelle geregelt, welche die verſchiedenen Lagen des Fächers und des Schmetterlings bildlich darſtellt. Den Gemahlinnen und den Hofdamen des Mikado hat dies Spiel ſeine große Beliebtheit zu verdanken. Für unglaublich wenig Geld kaufte ich eine Menge kleiner Gegenſtände, deren einige wirklichen Kunſtwerth beſitzen, wie zum Beiſpiele kleine Thiere, Gruppen von Schildkröten und dergleichen in Bronze. Die Abſicht iſt augenſcheinlich, eine komiſche Wirkung hervorzubringen. Aehnliche Arbeiten fand ich in andern Butiken. Die Motive waren dieſelben, aber es waren doch keine Kopien. Nicht daſſelbe Modell wird mechaniſch wiederholt, wohl aber derſelbe Gedanke verwerthet. Dabei bleibt dem Arbeiter, ich möchte beinahe ſagen dem Künſtler, ein gewiſſer Spielraum. Er bildet nach, aber zugleich komponirt er.

Vergeſſen wir nicht die feinen reinen Hände mit den langen zarten Fingern der Weiber, die die gekauften Gegenſtände mit großer Sorgfalt in weiches Reispapier wickeln.

Wir ſind auch in den zwei berühmteſten Seidenhandlungen geweſen. Man führt uns in einen geräumig niederen Saal im Obergeſchoß. Er iſt überfüllt mit Kunden, darunter mehrere vornehme Damen. Alles, Herren und Frauen, ſitzt auf den

*) Tô heißt ſchlagen oder treffen; ſen Fächer; kio Spiel.

Ferſen um einen niederen, kaum einen Fuß hohen Tiſch, auf welchem die Waare gezeigt wird: feine Krepe und ſehr ſchwere Stoffe, ohne oder mit Deſſin. Die Farben ſchienen mir ſehr lebhaft. Die Brokate könnten, wenn ſie nicht ſo theuer wären, als Möbelüberzüge oder für Kirchengewänder gebraucht werden. Hier macht man aus ihnen Prachtanzüge für beiderlei Geſchlecht.

Uebrigens iſt die Seidenkultur in Verfall gerathen, und auch dies Uebel kommt von Europa. Die vorzüglichſte Seidenzucht wird in den Provinzen Oſhiu und Shinſhiu getrieben. Die Städte Yoneſawa, Uyeda, Choſiu und Shimamura dienen als Magazine. Nirgends iſt das Klima günſtiger für die Eiererzeugung, welche eine trockene Luft erheiſcht, wie ſie ſich hier zu Lande nur auf den ſeltenen und wenig ausgedehnten Hochebenen findet. Noch bis vor Kurzem holten die Seidenproducenten aus anderen Gegenden Japans ihren Bedarf an Eiern in dieſen beiden Provinzen. Aber ſeit die italieniſchen Graineure, in Folge der Krankheit des lombardiſchen Seidenwurmes, die Eier von Oſhiu und Shinſhiu um fabelhafte Preiſe aufkaufen, haben die Fabrikanten im Süden und in anderen Theilen des Reiches aufgehört, ihren Eiervorrath aus dieſen zwei Provinzen zu beziehen. Man begnügt ſich mit den an Ort und Stelle erzeugten Eiern von mittelmäßiger Qualität. Daher kommt es, daß die japaniſchen Stoffe ſo ſehr an Gehalt und Werth verloren haben.*)

Nach dem Tiffin langer reizender Spaziergang nach Meguro. Dies Dörfchen liegt nordweſtlich von Yedo und verdankt ſeine Berühmtheit einem großen Tempel und mehreren von der eleganten Jugend vielbeſuchten Theehäuſern. Herr Mitford gibt in ſeinen Tales of old Japan eine gute Schilderung. Dies Buch iſt ſoeben in London erſchienen und ein Exemplar macht

*) Siehe hierüber die Berichte des Herrn Adams, der die Frage an Ort und Stelle ſtudirte, im engliſchen Bluebook, Japan 1870 und 1871.

auf der Geſandtſchaft die Runde. Die Beſucher der achtundvierzig Ronin und die ſchauerliche Scene des Harakiri, welcher der Verfaſſer im Auftrage ſeines Geſandten beiwohnte, wird man auch in Europa mit Intereſſe leſen. Die übrigen Erzählungen ſetzen einige Ortskenntniß und beſonderes Gefallen an japaniſchen Dingen voraus. Sehr gelungen ſind die kleinen Feenmärchen des zweiten Theiles.

Meguro verlaſſend ſuchen und finden wir einen iſolirten Hügel, der Shinfuji heißt und einen Rundblick über die idylliſche Umgegend von Yedo gewährt. Es ſind am Ende immer dieſelben Elemente: ein längliches flaches Thal; die es begrenzenden Hügel wellenförmig und bewaldet; im Thalgrund Reisfelder; weiter hinauf und rings um die Tempel, die im Laube verſteckt immer auf halber Höhe ſtehen, ungeheure Kryptomerien und Pinus maſſericana und retiniſpora; anderwärts Rieſen-Zwetſchenbäume, letztere wegen ihrer Blüthe hochgeſchätzt, dann Lorbeer- und Lerchenbäume. Weſentlich geiſtlichen Charakters ſind die Acer japonica und die Salisburia adimantifolia, in Japan Itchô genannt. Man findet ſie faſt in allen Tempelhainen. Hierzu denke man ſich eine Ueberfülle von Kamelien und Azalien und als Abwechſelung die blaßgrünen federigen Blätter des Bambus. Gewiß, dieſe Landſchaft wiederholt ſich, aber es gibt keine reizendere, keine ſanftere, keine poetiſchere Monotonie.

Heute dürfte in den Theehäuſern von Tôkio viel geſchwatzt werden. Tôkio iſt der neue Name für Yedo.*) Er iſt eine Erfindung der jungen Elegants und der Männer des Fortſchrittes. Das Ereigniß des Tages iſt in der That geeignet, Aufſehen zu erregen. Eine hohe Dame ſpeiſt heute Abend auf der engliſchen Geſandtſchaft. Herr Adams hat dieſen revolutionären Akt auf dem Gewiſſen. Er wußte mit einigen der großen Familien des Landes in näheren Verkehr zu treten und ſo weit iſt die Ver-

*) To heißt Oſt und kio Hauptſtadt.

traulichkeit gediehen, daß er Matſune und ſeine Gemahlin, eine Tochter des jetzt in China als Botſchafter verweilenden Uwajima, zu Tiſche laden konnte. Eine unerhörte That! Die junge Dame zählt vierzehn Jahre, iſt ſehr klein, hat große braune, nur wenig geſchlitzte Augen, köſtliche zarte Händchen und Füßchen. Vielleicht iſt der Kopf etwas zu groß für die winzige niedliche Perſon, aber daran trägt wohl der überreiche Haarwuchs die Schuld; und wie dies Haar ſchön iſt, wie zierlich in glatte Bänder gelegt, welche zwei große Nadeln von Schildkrot zuſammenhalten. Ueber dem weißen Hemde trägt ſie ein eng anſchließendes Kleid von lichtgrauer Seide. Ein breiter Gürtel von der Farbe der Theeroſe umſchlingt ihren Leib und endet am Rücken in einem bauſchigen Knoten, der faſt bis an die Schultern hinanſteigt. Ein Porzellanfigürchen von Vieux-Saxe in der Tracht des erſten Kaiſerreiches. Beim Diner ſitze ich neben dem Gemahl, ihr gegenüber. Nichts iſt ergötzlicher als ſie zu beobachten. Wie ſie heimlich ihre leuchtenden, geſcheidten Augen über den Tiſch ſchweifen läßt; wie ſie uns beobachtet, wie raſch und gut ſie, ein echtes Kind ihres Landes, uns nachzuahmen weiß. Als der Braten ſervirt wurde, hatte ſie uns bereits abgelernt, wie man Meſſer und Gabel handhabt. Allmälig ward ſie zutraulich; nach Tiſch im Salon, wo ihr Alles neu war, lief ſie wie ein Kind umher, beſah und betaſtete die verſchiedenen ſonderbaren Gegenſtände, ſetzte ſich dann auf ein Taburet zu Füßen des Gemahls, rauchte ein Cherut, vergaß gewiſſermaßen unſere Gegenwart.

Matſune, ungeachtet ſeiner unregelmäßigen Züge ein ſchöner Mann, iſt, wie heute ſo viele ſeiner Landsleute, in einem Umgeſtaltungsproceſſe begriffen. An den Endpunkten ſeiner Perſönlichkeit iſt er bereits zum Europäer geworden. Er trägt Pariſer Stiefletten und hat ſein Zöpfchen am Scheitel abgeſchnitten. Dafür läßt er gegen die Landesſitte ſein Haar wachſen; es iſt dicht, kraus und ſtruppig und gibt ihm ein ordinäres Ausſehen. Ich frug ihn, warum er nicht die japaniſche

Mode beibehalte. Die Antwort war, er leide häufig an Schnupfen. Die Wahrheit iſt, daß der junge Herr den Ideen der Neuzeit huldigen möchte, aber noch nicht wagt, es zu geſtehen. Er ſchwimmt zwiſchen zwei Waſſern. Wie ſo viele ſeiner Landsleute iſt er nicht mehr Codino und noch nicht Mann des Fortſchrittes. So viel ſteht feſt: wer hier zu Lande ſein Zöpfchen abſchneidet, iſt Progreſſiſt und die Zahl derſelben nimmt zu. Japan bewegt ſich.

(6. September.) Heute Abend machte ich die Bekanntſchaft Saigo's. Von Geburt einfacher Samurai (Zweiſchwertmann) des Fürſten von Satſuma, iſt er auf der Inſel Kiuſhiu der einflußreichſte Mann geworden. Seine Mitwirkung ſchien den Männern der Bewegung unentbehrlich. Daher begab ſich Iwakura zu ihm, beredete ihn für die Reform Partei zu nehmen und nach Yedo zu kommen.

Saigo iſt ein Herkules. Seine Augen verrathen Geiſt, ſeine Züge Thatkraft. Er hat eine kriegeriſche Haltung und die Manieren eines Landedelmannes. Sein Anzug ſchien mir mehr als vernachläſſigt. Dieſer jetzt ſehr wichtige und einflußreiche Herr langweilt ſich bei Hofe und leidet am Heimweh.

(7. September.) Die Religion ſcheint ſo ziemlich ein überwundener Standpunkt zu ſein. Nur Weiber und Greiſe ſieht man Morgens und Abends aus den Häuſern treten, um ſich vor der auf- oder untergehenden Sonne zu verneigen. Sonſt wird nur gebetet, um eine beſondere Gunſt zu erhalten. Die Weiber flehen die Götter an, auf daß ihr Mann die eheliche Treue bewahre; Kranke beten um Geſundheit; junge Mädchen um ein neues Kleid, einen Schmuck, einen Freier oder Gatten. Wer in den Tempel geht, ruft den Gott, deſſen er bedarf, indem er auf den Gong ſchlägt oder mit den Händen klatſcht und ſich dabei tief

verneigt. Auf den dritten Ruf erſcheint die Gottheit, der Betende ſtürzt auf ſein Antlitz, bleibt einige Augenblicke in Anbetung verſunken und wirft ſodann eine Hand voll kleiner Kupfermünzen in den Sammelkaſten. Hiermit hat die Sache ein Ende. Im Tempel von Aſakuſa befindet ſich ein eherner Gott, den die Kranken beſuchen. Sie reiben die Hand an dem Gliede des Götzen, welches ihrem kranken Theile entſpricht. Kurz, viele Ceremonien, viel Aberglaube, aber in den höheren Klaſſen und bei den Literaten häufiges Erlöſchen aller religiöſen Ueberzeugungen. So wird mir hier geſagt und daſſelbe hörte ich in Yokohama behaupten. Mehrmals befragte ich vornehme Japaner über dieſen Gegenſtand. Sie antworteten immer lachend, das ſei dummes Zeug. Nur der alte Sawa machte eine Ausnahme. Er lächelte ſtill vor ſich hin und ſprach mit einer gewiſſen Zurückhaltung.

Die Heiligthümer von Ikegami, unweit Yedo, im Weſten der Stadt, reichen in ein hohes Alterthum zurück. Wir fuhren heute Nachmittag hinaus. Ich verzichte, ſie zu beſchreiben. Erkläre mir wer kann den eigenthümlichen Reiz japaniſcher Tempel. Es iſt immer dieſelbe Sache und doch immer neu und anziehend: prachtvolle alte Bäume umgeben mehrere Holzpfeiler, die ein hohes, ſchwerfälliges, breitgekrämptes Dach tragen. Von Architektur keine Spur. Es ſind im Grunde rieſige Hütten, ein Giebeldach auf Stangen. Was ich aber bewundere, iſt das richtige Gefühl des Baumeiſters, der genau wußte, was mit Holz zu leiſten ſei, und der in den Bedürfniſſen der Holzkonſtruktion die Elemente der Ornamentirung fand. Man betrachte nur dies Geſimſe. Es verbindet die Pfeiler, dient den Balken, die den Plafond bilden, als Unterlage und iſt zugleich der natürliche Uebergang zu den vorſpringenden Dachrändern. Die immer in doppelter Schicht übereinander liegenden Horizontalbalken ſind verſchränkt und verhindern, indem ſie eine feſt zuſammenhängende Maſſe bilden, die Tragpfeiler, unter der Laſt des Daches zu weichen. Ihre Enden ſind mit einfachem, ſchönem Schnitz-

werk geziert; ſie brechen in einer dem Auge wohlthuenden Weiſe die Einförmigkeit des Frieſes.

Wir ſchlendern im Tempelgrunde umher und gelangen zu einem iſolirten Tempietto. Es enthält die koloſſale Statue eines Götzen, iſt kreisrund und ſehr zierlich gezeichnet. Seine Farben, matt roth, matt grün, ſtimmen wundervoll zu dem kräftigen Schwarzgrün der alten Cedern, zum ſaftigen Grün der Itchô, die es umgeben. Als wir ankamen, ſang eben der alte Tempelbonze eine Hymne. Mehrere Gläubige lagen vor dem Götzen auf den Knieen. Eine ſo recht eigentlich japaniſche Scene. Um ſie zu vervollſtändigen, bringen unſere Yakunin, die Pfeife im Munde, in das Heiligthum, ſchwatzen und lachen laut, verhöhnen den Bonzen und ſeinen Gott.

(8. September.) Die Sage von den ſiebenundvierzig Ronin lebt noch immer im Volke fort.*) Sie wirft auf die feudalen Sitten des Landes ein merkwürdiges Streiflicht.

Der Ronin iſt in der Regel ein verkommener Menſch. Meiſt ſind es Leute aus der Militärkaſte, die ihr Daimio entlaſſen hat. Zuweilen ſind ſie Ronin geworden, weil ſich ihr Gebieter zu Grunde gerichtet hat. Nun gab es einen Daimio, Takumi-no-Kami, der, mit einer Botſchaft des Mikado an den Shogun betraut, nach Yedo gekommen und dort von einem der Großwürdenträger des letzteren, Namens Kotſuke, eine ſchwere Beleidigung erfahren hatte. Da, wer immer im Palaſte das Schwert zieht, den Tod und Verluſt ſeiner Güter erleidet, ſo ertrug Takumi lange Zeit ſchweigend die geringſchätzige Behandlung ſeines Gegners. Aber eines Tages riß ihm die Geduld. Er zog vom Leder, ſtürzte auf Kotſuke, der, die Flucht ergreifend, mit einer leichten Wunde davon kam. Takumi aber wurde verhaftet, vor Gericht geſtellt und zum Tode verurtheilt.

*) Der Vorfall hat ſich um das Jahr 1727 zugetragen.

Er ſchlitzte ſich alſo dem Geſetz gemäß den Leib auf. Sein Vermögen wurde eingezogen, ſeine Familie in das Elend geſchickt; ſeine Vaſallen und Ritter zu Ronin herabgeſetzt. Es geſchah mit ihnen, was gewöhnlich in ſolchen Fällen geſchieht. Die Einen ſtiegen in die Kaſte der Kaufleute herab; die meiſten nahmen Dienſt bei anderen Daimio. Aber Kuranoſuke, Takumi's erſter Rath, und ſechsundvierzig Ritter des unglücklichen Fürſten ſchworen, ihren Gebieter zu rächen. Davon erhielt Kotſuke Kunde; er verdoppelte daher ſeine Leibwache. Sollte das Unternehmen gelingen, ſo mußte vorerſt ſein Argwohn beſchwichtigt werden. Die ſiebenundvierzig Ronin wußten, daß ſie Kotſuke in Kiyôto bewachen ließ; ſie trennten ſich alſo, als Handwerker oder Kaufleute verkleidet. Kuranoſuke ergab ſich ſcheinbar einem laſterhaften Lebenswandel. Man ſah ihn nur mehr in Weinhäuſern oder an andern verrufenen Orten. Eines Tags wurde er in trunkenem Zuſtande auf offener Straße in einer Goſſe liegend gefunden. Ein Mann aus dem Klan der Satſuma, der vorüberging, rief aus: „Iſt das nicht Kuranoſuke, einſt der Rathgeber des unglücklichen Takumi? Statt ſeinen Herrn zu rächen, kennt er nur Wein und Weib! Oh, Elender, der Du den Namen eines Samurai entehreſt!“ Hiermit ſtieß er ihn mit dem Fuße und ſpie ihm in das Geſicht. Der Vorfall ward ruchbar und wurde Kotſuke von ſeinen Spähern gemeldet. Letzterer begann ſich für ſicher zu halten, aber der treue und kluge Miniſter Takumi's ſpielte ſeine Rolle weiter; überhäufte ſein Eheweib mit Unbilden und verſtieß ſie am Ende mitſammt den Kindern; nur den älteſten Sohn, der damals kaum ſechszehn Jahre zählte, behielt er bei ſich. Als Kotſuke dies hörte, wähnte er, jede Gefahr ſei verſchwunden und entließ den größten Theil ſeiner Leibwache. So nahte denn der Tag der Rache. Der Rath entwich heimlich aus Kiyôto und ſchlich nach Yedo, wo die Gefährten ſeiner bereits harrten.

Es war tiefer Winter, und in einer kalten finſtern Nacht, bei heftigem Schneegeſtöber, ſchritten die Verſchwornen an das

Werk. In zwei Schaaren getheilt, deren eine Kuranoſuke, die andere ſein Sohn befehligte, zogen ſie ſchweigend und ohne bemerkt zu werden durch die menſchenleeren Gaſſen nach dem Yaſhke des Fürſten. Sie waren übereingekommen in den Palaſt zu bringen, kein unſchuldiges Blut zu vergießen, die Diener, welche keinen Widerſtand leiſteten, zu verſchonen, endlich Kotſuke zu tödten und ſein Haupt auf das Grab ihres Gebieters zu legen. Nach vollendeter That würden ſie ſich ſelbſt den Gerichten überliefern und das Urtheil, welches nur auf Tod lauten konnte, in Ergebung abwarten. Dies waren die letzten Gebote ihres Führers und alle ſchworen, ſie treu zu erfüllen. Die hohe Ringmauer des Yaſhke wurde raſch überſtiegen, das innere Palaſtthor mit Hammerſchlägen geſprengt. Um einen Angriff der Nachbarleute zu vermeiden, ſandte ihnen Kuranoſuke folgende Botſchaft: „Wir, die Ronin, einſt im Dienſte Takumi-no-Kami's, gedenken dieſe Nacht in den Palaſt Kotſuke-no-Suke's zu bringen, um unſern Herrn zu rächen. Wir ſind weder Diebe noch Wegelagerer. Den Nachbarn ſoll kein Leid widerfahren. Haltet Euch ruhig.“ Dies ließen ſich die Nachbarn nicht zweimal ſagen; der dem Tode geweihte Herr war wenig beliebt in ſeinem Stadtviertel; daher ſtörte Niemand die Ronin in ihrem blutigen Werk. Letztere drangen nun auch in das Innere des Palaſtes. Hier entſpann ſich ein erbitterter Kampf mit den Samurai des Hausherrn. In wenigen Minuten bedeckten Todte und Sterbende den Boden. Kein Ronin war um das Leben gekommen. Der Sohn ihres Anführers, der ſechszehnjährige Knabe, hatte Wunder der Tapferkeit verrichtet. Aber wo iſt Kotſuke. Umſonſt ward er geſucht in dem Labyrinthe von Zimmern, Gängen, Kabinetten, abgeſonderten Pavillonen und Häuſern des Yaſhke. Schon fürchtete man, er ſei entkommen, ſchon wollten ſich die Ronin verzweifelnd den Bauch aufſchlitzen, als man bemerkte, daß die Bettdecke des Fürſten noch warm ſei. Letzterer konnte alſo nicht ferne ſein. Endlich wurde in einem Wandſchranke ein Greis entdeckt. Er war in einen Ueberwurf von weißer Seide gehüllt

und von edlem Anſehen. An der Narbe der Wunde, welche ihm Takumi beigebracht, wurde in ihm Kotſuke erkannt. Da ließ ſich der Anführer der Verſchwornen vor ihm auf die Kniee nieder, vollzog die einem Greiſe von ſo hohem Range ſchuldigen Ehrfurchtsbezeugungen und ſprach: „Herr, wir ſind die Männer Takumi-no-Kami's. Im vorigen Jahre hatten Eure Hoheit Streit mit ihm. Er mußte ſterben und ſeine Familie gerieth in Elend. Als gute und getreue Vaſallen ſind wir heute Nacht gekommen, um ihn zu rächen. Ihr müßt die Gerechtigkeit unſeres Unternehmens anerkennen. Und nun, o Herr, beſchwören wir Euch, den Harakiri an Euch zu vollziehen. Ich werde die Ehre haben, Euch hierbei als Beiſtand zu dienen*) und Euer Haupt mit der ſchuldigen Ehrfurcht nach dem Grabmale des Herrn Takumi zu übertragen.“ Aber Kotſuke begann zu zittern; er war zu feige, um den Tod eines Edelmannes zu ſterben.

Da die Zeit drängte und jeden Augenblick Hülfe kommen konnte, ſchnitt ihm Kuranoſuke den Kopf mit dem Dolche ab, mit dem ſich ſein Gebieter den Leib geöffnet hatte. Bevor die Ronin abzogen, löſchten ſie, um eine zufällige Feuersbrunſt zu vermeiden, alle Lichter und Feuer im Palaſte. Sodann legten ſie den Kopf in einen Korb und traten den Rückmarſch an. Der Morgen graute, und bereits hatte ſich die Kunde von dem nächtlichen Ereigniß in Yedo verbreitet. Das Volk ſtrömte herbei und begrüßte mit lauten Zurufen die ſiebenundvierzig Männer, die mit blutigen, zerriſſenen Kleidern, in feierlichem Aufzuge, nach dem Tempel Sengakuji in der Vorſtadt Takanawa gingen. Jeden Augenblick erwarteten ſie, der Schwiegervater ihres Opfers würde ſie angreifen laſſen; aber einer der achtzehn großen Fürſten des Reiches, ein Freund und Ver-

*) Das heißt: um die Todesqual zu verkürzen, werde ich Euch den Kopf abhauen im Augenblicke, wo Ihr Euch den Dolch in den Leib ſtoßt, ein Dienſt, den in der Regel ein naher Verwandter oder ſein beſter Freund dem Sterbenden leiſtet.

wandter Takumi's, hatte seine Samurai in Eile gesammelt, um nöthigen Falles die Siebenundvierzig zu schützen. Als sie vor dem Yashke des Fürsten von Sandai vorüberzogen, bat sie sein Haushofmeister einzutreten; und sie wurden mit Reis und Wein bewirthet. Im Tempel, wo Takumi ruht, angekommen, wuschen sie ihre blutige Trophäe in einem noch heute bestehenden Brunnen und legten sie sodann auf dem Grabe ihres Herrn nieder. Kuranosuke übergab seine ganze Baarschaft dem Priester, sagte, daß sie Harakiri machen würden und bat ihn, sie in der Nähe ihres Gebieters zu begraben. Der Bonze brach in Thränen aus. Die Ronin erwarteten die Beschlüsse der Behörden. Vor den obersten Rath beschieden, vernahmen sie ihr Urtheil. Sie hätten die der Stadt und Regierung schuldige Ehrfurcht verletzt, daher müßten sie sterben, als Edelleute durch Harakiri. Sie wurden in vier Gruppen getheilt vier Daimio zur Aufsicht überwiesen. In den Häusern der letzteren und in Gegenwart von Regierungskommissären des Shogun gaben sie sich den Tod. Sie hatten ihr Leben im Vorhinein geopfert und starben muthig. Ihre Leichen wurden nach Sengakuji gebracht und neben der irdischen Hülle des Herrn Takumi begraben. Seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag verehrt und besucht das Volk diesen Ort, verbrennt Weihrauch an den Gräbern und schmückt sie mit grünen Zweigen. Einer der ersten Besucher war der Satsumamann, der Kuranosuke mißhandelt hatte, als jener scheinbar betrunken in einer Gosse lag. Er erklärte, er sei gekommen, um dem heiligen Märtyrer Abbitte und für sein eigenes Benehmen Buße zu thun. Bei diesen Worten zog er sein Kurzschwert und öffnete sich den Leib. Er ward in derselben Umfriedung begraben.

So lautet die Tragödie von den treuen Ronin, gemeinhin die Siebenundvierzig genannt. In Yedo, und wie man behauptet in einem großen Theile von Japan ist die Sage allgemein bekannt; sie lebt noch heute im Volke fort. Aus ihr hat wahrscheinlich Herr Mitford die Einzelnheiten seiner einfachen und

rührenden Erzählung geschöpft.*) Aber die wesentlichen Thatsachen begründen sich auf Schriften von unzweifelhafter Echtheit. Im Tempel Sengakuji werden die Waffen und Kleider der Siebenundvierzig als Reliquien aufbewahrt. In ihren vermodernden Gewändern entdeckte Herr Mitford beschriebene Blätter, darunter eine kurze aber vollständige Darlegung des Thatbestandes, sowie der die Thäter bestimmenden Motive. Abschriften dieses Memoirs fanden sich in den Taschen eines jeden der siebenundvierzig Ronin. Es ist dies übrigens eine hier zu Lande übliche Vorsicht. Wer sich in ein lebensgefährliches Abenteuer einläßt, trägt zur Wahrung seiner Ehre eine Schrift bei sich, in welcher er seine Beweggründe darlegt. Verschiedene Schriftsteller haben dieser blutigen Episode erwähnt; der junge englische Japanologe hatte, der Erste, das Verdienst, sie zu beschreiben und in ihrer ganzen Bedeutung bekannt zu machen. Gegen meine Gewohnheit, in diesem Tagebuche Anderes als was ich sah und erlebte zu verzeichnen, gab ich hier einen Auszug aus Herrn Mitfords Erzählung.

Ueber den Gedankenkreis der Nation, über die Sitten des Landes, so wie sie vor noch nicht langer Zeit bestanden, so wie sie bei der ungeheuren Mehrheit des Volkes gewiß noch heute bestehen, verbreiten die Geschichte der Siebenundvierzig und die Verehrung, deren sie genießen, reichliches Licht. „Wir haben", sagen sie in ihrer an die Manen Takumi's gerichteten auf ihren Leichen gefundenen Rechtfertigung, „wir haben dein Brot gegessen." Dies ist ihr Beweggrund. Als treue Diener und als lehenspflichtige Ritter mußten sie den Tod des Herrn rächen. Dann kommt die Rechtfertigung. Sie entlehnen sie einer der Maximen des Konfucius: Du sollst nicht leben unter demselben Himmel noch betreten denselben Boden mit dem Feinde Deines Vaters oder Deines Herrn. „Wie hätten wir", fragen sie, „diesen Vers sprechen können ohne zu erröthen?" Die öffentliche Mei-

*) Tales of old Japan, bereits oben citirt.

nung billigt ihr Verhalten. Das Volk und die Daimio bewundern dieſe an die äußerſte Grenze getriebene Treue. Vor drei Jahren kam ein Mann nach Sengakuji, betete am Grabe des jungen Chikara, ſo hieß der ſechzehnjährige Sohn Kuranoſuke's, und öffnete ſich den Bauch. Da die Wunde nicht tödtlich ſchien, ſchnitt er ſich die Kehle ab. Ein in ſeiner Taſche gefundenes Blatt Papier beſagte, er ſei Ronin, habe im Klan der Fürſten von Chôſhiu vergeblich Aufnahme geſucht, wolle keinem andern Herrn dienen und ſei daher gekommen, um bei den Gräbern dieſer Tapfern zu ſterben. Dies trug ſich im Jahre 1868 zu. Wie kann man im Angeſichte ſolcher unbeſtrittener Thatſachen behaupten, daß die geſchichtliche, im Verlaufe von Jahrtauſenden entſtandene Verfaſſung des Landes in Trümmer gefallen ſei? daß die Gefühle, Gedanken, Ueberzeugungen, welche ihre Grundlage bilden, mit Einem Male erſtorben und erloſchen ſeien, und daß man, wie der Arzt des Molière, „das Alles geändert habe" mit einigen Dekreten auf Reispapier?

Heute waren wir an Ort und Stelle. Von der Geſandtſchaft ſind es nur wenige Schritte. Als wir die Anhöhe hinanſtiegen, kamen wir an dem Brunnen vorüber, in welchem Takumi's Kopf gewaſchen wurde. Eine Inſchrift erinnert daran. Weiter oben befindet ſich der Kirchhof der Getreuen, ein kleiner durch ein Gitter abgeſchloſſener, ſehr ſorgfältig gehaltener Raum, den ſchöne Bäume umgeben. Dort ſieht man achtundvierzig*) kleine längs dem Gitter ſenkrecht aufgeſtellte Grabſteine. Vor einem jeden ſteht eine mit Waſſer gefüllte Schale. In ihr wird auch der Weihrauch verbrannt. Bei dem Eingange erhebt ſich das etwas reichere Grabmal Takumi's. Grüne Baumzweige, welche die häufigen Beſucher mitbringen, zierten die letzte Ruheſtätte der Siebenundvierzig.

In einer Art von Kapelle bewahrt man die Bildſäulen

*) Im achtundvierzigſten Grab ruht der Satſumamann.

dieſer volksthümlichen Helden und ihres Gebieters. Sie ſind in voller Rüſtung und kämpfend dargeſtellt. Als farbiges Holzſchnitzwerk ausgezeichnet. Einige der Statuen ſind ſogar wahre Meiſterſtücke. Sie erinnern an die wunderbar realiſtiſchen, gemalten Holzſtatuen*) der ſpaniſchen Bildhauer des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

(9. September.) Heute Abend Diner bei Sawa. Es iſt ſchon erwähnt worden, daß dieſer Staatsmann, ſeines hohen Poſtens enthoben, als Philoſoph, Gelehrter und Künſtler in der Zurückgezogenheit lebt. Sein ſchöner Yaſhke iſt vier Meilen von der brittiſchen Geſandtſchaft, in der Nähe des europäiſchen Viertels gelegen.

Die Einladung war für fünf Uhr und wenig ſpäter ſtiegen wir am Hauptthore des Palaſtes ab. Wie in allen Behauſungen der Großen iſt der Hof mit Steingerölle beſchottert, auf dem es unmöglich iſt, geräuſchlos zu gehen und ohne die Aufmerkſamkeit der Wachen auf ſich zu ziehen. Ein kleiner Pfad führt zwiſchen dem Gerölle nach dem Hauptgebäude. Wir betreten es durch ein breites Thor ſchreitend. Unbeweglich wie Statuen ſitzen dort drei oder vier Diener auf ihren Ferſen. Ein großer Schirm hinter ihnen hemmt den Blick nach innen. Hier empfangen uns zwei Zweiſchwertmänner und führen uns durch verſchiedene Korridore, gleichſam wie durch die Zugänge einer Feſtung, nach demſelben Gemache im Obergeſchoß, wo mich Sawa das erſte Mal empfangen hatte. Es iſt auf der Gartenſeite vollkommen offen, der Garten ſelbſt eigentlich nichts als ein von Bäumen umgebener Teich. Man hat da kleine Buchten und Vorgebirge angebracht. Auf einem der letztern ſteht eine prachtvolle Ceder. Vom Dache des Palaſtes iſt ein gutes Stück Yedo zu überſehen; aber am meiſten überraſcht mich die Anſicht des Yaſhke in Vogelperſpektive. Es iſt ein Labyrinth von

*) Die beſten ſind in Valladolid und Sevilla zu ſehen.

verſchiedenen unter ſich durch enge Gaſſen getrennten Gebäuden. Die Verbindung wird durch gedeckte Gänge hergeſtellt, deren niedere Dächer ſich zwiſchen den großen Häuſern hinſchlängeln. Dem Auge ſtellt ſich das Ganze wie ein verworrener, aus ſchwarzen, ſchweren Blöcken geſchürzter Knoten dar. Mehr oder minder iſt dies landesüblicher Palaſtſtyl. Die Bauart gewährt, wenn nicht volle Sicherheit, ſo doch eine letzte Möglichkeit, bei einem plötzlichen Angriffe ſich zu verſtecken oder zu entfliehen. Noch bis ganz kürzlich ereigneten ſich derlei Vorfälle. Vendetta oder politiſche Nebenbuhlerſchaft ſind die gewöhnliche Veranlaſſung.

Sawa führte uns in ein an den Gartenſalon ſtoßendes Zimmer. Ein niedrer Tiſch war hier aufgeſchlagen und auf ihm lagen in abſichtlicher und geſchmackvoller Unordnung Schälchen mit aufgelöſten Farben, chineſiſche Tuſche und große Papierſtreifen. Eine junge Frau, die Gattin eines Samurai, macht ſich alsbald an das Werk. Ein Blatt Papier wird mittelſt eines ſchweren Blockes von Bergkryſtall auf dem Tiſche befeſtigt. Die junge Frau zeichnet und malt zugleich darauf, mit ſicherer und kühner Hand, Knospen, Blumen, Blätter; dann verbindet ſie die getrennten Glieder, indem ſie mit dem Stengel und den Zweigen endigt. Indem ſie den Pinſel mehr oder minder auf das Papier drückt und dadurch die Farbe, die ſich an ſeiner Spitze befindet, mit dem in ſeinem oberen Theile enthaltenen Waſſer mehr oder minder miſcht, wirft ſie mit demſelben Strich zwei, auch drei verſchiedene Töne auf das Papier. Auffallend iſt die Sicherheit und Schnelligkeit, mit welcher ſie zugleich zeichnet und malt. Binnen zehn, fünf, drei Minuten iſt die hübſche Skizze begonnen und vollendet. Allerdings ſpielen da Handgriffe eine große Rolle. Der Künſtler, wenn er dieſen Namen verdient, hat offenbar eine gewiſſe Anzahl Motive auswendig gelernt und reproducirt ſie mechaniſch, aber in Folge fortwährender Uebung mit merkwürdiger Korrektheit. Dieſe Motive bilden die Beſtandtheile ſeiner Zeichnung. Die Weiſe,

in der er sie anbringt, hängt von ihm ab. Es ist eine Art jeu d'esprit, welches aber eine bedeutende technische Fertigkeit voraussetzt. Der Maler sucht den Zuseher während er arbeitet so lange als möglich in Unwissenheit über den Gegenstand des Gemäldes zu lassen, seine Neugierde zu reizen, ohne sie zu befriedigen, ihn auf falsche Fährte zu führen und durch den letzten Pinselstrich zu überraschen. Zum Nachdenken darf dem Zuseher keine Zeit bleiben; daher die Eilfertigkeit bei der Ausführung besonders gewürdigt wird.

Die junge Frau löst der gute alte Sawa ab. Unter fortwährendem Lächeln und Lachen arbeitet er mit großer Schnelligkeit. Die Pinsel, deren man sich bedient, stehen an Feinheit und Festigkeit der Spitze den Cheriaut nicht nach. Unser Gastfreund senkt den seinigen abwechselnd in die Farbentöpfchen und in seinen Mund und vollendet binnen wenig Minuten eine sehr schöne Skizze, die eine Gruppe von Reitern vorstellt. Er hat zuerst einen Pferdekopf gemalt, dann das Antlitz eines Menschen, dann die Füße der Pferde und so fort. Am Ende, mit einem Paar kühnen Strichen, verbindet er die getrennten Theile. Jetzt erst ist der Gegenstand klar und zugleich auch das Bild vollendet.

Die Dunkelheit machte diesem Spiel — ich finde keinen andern Namen — ein Ende. Unser Wirth führte uns nach dem Gartensalon zurück. Wir setzten uns zu Tische und das Diner wurde aufgetragen. An dem Holzgetäfel waren Laternen aufgehangen, im Garten auf verschiedenen sorgfältig gewählten Punkten Leuchter in der Art angebracht, daß sie sich im Teiche spiegelten. In derlei Dingen ist man in Japan Meister. Es war eine schöne, sonderbare Dekoration.

Wir sind sechs: der Amphitryon, ein Beamter des Ministeriums des Aeußern, ein Hausfreund, Hr. Adams, Hr. Satow und ich. Sawa's Sohn ist durch Krankheit verhindert. Das Mahl bestand aus einer Menge Gerichte, welche in kleinen Porzellanschalen von der Dicke eines Blattes Papier servirt wurden:

ſchmackhafte Hühnerſuppe, Eierſpeiſen, die unſern Gaumen mehr überraſchen als befriedigen, gekochter Fiſch, gebratener Fiſch, geröſteter Fiſch, dann eine Reihe anderer Schüſſeln, deren Subſtanz mir ein Räthſel blieb; dazu eine ſtarke, aromatiſche Fiſchſauce. Man iſt zu wohlerzogen, um uns zum Eſſen zu nöthigen, aber die vorkommenden Bemerkungen der Fremdlinge über dieſe oder jene Speiſe verurſachen dem Hausherrn und ſeinen japaniſchen Gäſten ſichtliches Vergnügen und werden von ihnen wiederholt und beſprochen. Der Wein, Sake, ein fades und berauſchendes Getränk, wird in Porzellanfläſchchen auf den Tiſch geſtellt und in kleine Taſſen gegoſſen. Wir haben zwei volle Stunden geſeſſen; dies iſt der Augenblick, wo Gäſte, die zu leben wiſſen, den Reis verlangen, das heißt den Wunſch ausdrücken, daß die Tafel aufgehoben werde. Der Reis wird uns auf ſchönen rothlackirten Theebrettern ſervirt, zugleich mit verſchiedenen Suppen und dem köſtlichen Tay, dem ſchmackhafteſten Fiſch der japaniſchen Gewäſſer. Es iſt der Glanzpunkt des Feſtes. Auch ſprachen die zwei japaniſchen Gäſte ihre Bewunderung aus.

Während des Diners muſicirten fünf Blinde in einem Nebenzimmer, welches ſich der ganzen Breite nach in den Gartenſalon öffnet. Einige weiße Papierlaternen werfen ihr ſanftes Licht über das kleine Orcheſter. Die Inſtrumente ähneln unſerer ſteyeriſchen Zither und der Geige. Zuweilen begleiten ſich die Virtuoſen mit einem monotonen aber anmuthigen Geſang. Es iſt eine Reihe von Recitativen; gleichſam ein fruchtloſes Suchen nach Melodie. Der Flötenſpieler zeichnet ſich vor allen aus. Später erſchien eine weibliche Geſtalt. Lautlos glitt ſie in das Gemach und ließ ſich auf den Fußboden nieder. Obgleich ſie uns den Rücken kehrte, erkannten wir in ihr die vornehme Dame. Sie iſt in der That Sawa's Schwiegertochter und war vermuthlich nicht ohne Widerſtreben vermocht worden, ihre Kunſt vor Fremden zu zeigen. Sie ſpielte auf einer Laute, einem Inſtrumente, welches ich bereits mit unſerer Zither verglich, und

zwar mit merkwürdiger Kraft und Reinheit des Anſchlages. Zugleich dirigirte ſie das Orcheſter. Der alte Sawa gerieth in Entzücken über die Maeſtria der jungen Frau und brach wiederholt in begeiſtertes Lob aus. Leider ließ ſie uns nur ihr Kunſtſpiel und nicht ihre Schönheit bewundern; denn als das Stück zu Ende geſpielt war, verſchwand ſie, ohne den Speiſeſaal durch ihre Gegenwart beehrt, ja ohne uns eines Blickes gewürdigt zu haben. Es war aber doch ein reizendes Bild. Da ſaß die junge Frau in anmuthiger Stellung den fünf Blinden gegenüber, in ihrem lichtgrauen Seidenkleid mit dem hochrothen breiten Gürtelbande, den Kopf leicht geneigt über ihre Laute. Wir konnten die ſanften Linien einer ſchwellenden Wange, ein kleines, zierlich gezeichnetes Ohr ſehen, während ihre weißen Händchen über die Saiten dahinglitten.

Nach Tiſche wurden wieder Farben und Pinſel gebracht und der Hausherr und die junge Gattin des Samurai vollendeten und vermehrten die vor Tiſche begonnenen Skizzen. Sie wurden uns zum Geſchenke gemacht und wir theilten die koſtbaren Andenken.

Doch es iſt halb zehn Uhr, nach hieſigen Begriffen wenigſtens Mitternacht. Wir nehmen alſo Abſchied, durchſchreiten die Vorzimmer und Gänge, die jetzt durch dicke Kerzen in Bronzeleuchtern erhellt ſind, und finden im Hofe Herrn Adams Ponychaiſe, ſeinen Orderly, die japaniſchen Wachen und die Beto der Geſandtſchaft.

Ein beträchtlicher Theil der Stadt muß durchfahren werden. Ich ſehe Yedo zum erſten Male bei Nacht, denn nächtliche Spaziergänge vermeidet man möglichſt. Außer mit beſonderer Erlaubniß und wichtiger Urſachen halber dürfen die Europäer in Tſukiji ihr Viertel nach Sonnenuntergang nicht verlaſſen. Die Regierung hat dieſe Anordnung im Intereſſe der Fremden getroffen. Auch auf der engliſchen Geſandſchaft bleibt man während der dunklen Stunden zu Hauſe. Noch im Beginn dieſes Jahres wurden, wie bereits erwähnt, zwei Engländer im Dienſte

der japaniſchen Regierung hier bei Nacht ſchwer verwundet und für Lebenszeit verſtümmelt. Raubanfälle ſind nicht zu beſorgen, aber ein paar vom Sake erhitzte Samurai können ſich berufen fühlen, den erſten Europäer, dem ſie begegnen, niederzuhauen. Wir bewerkſtelligen alſo die Rückfahrt mit der nöthigen Vorſicht. Der engliſche Feldwebel, hoch zu Roß und ſelbſt ein Rieſe, reitet unmittelbar hinter dem Wagen. Fünf japaniſche Reiter bilden die Nachhut. Ein anderer reitet an der Spitze. Von drei zu drei Minuten wird er von einem ſeiner Kameraden abgelöſt. Dieſe Edelleute ſpaßen nicht im Punkte der Ehre. Ein jeder will den Poſten einnehmen, wo die Gefahr am größten iſt, und dieſer Platz befindet ſich an der Spitze und nicht am Schweif der Karawane; denn greift man uns an, ſo geſchieht es von vorne. Es iſt etwas Ritterliches in dieſer japaniſchen Geſellſchaft. Zuweilen glaubt man ſich in die Kreuzzüge verſetzt. Zu beiden Seiten des Wagens laufen Hai, hai! rufend die Beto oder Reitknechte. Sie wie die Männer zu Pferde tragen kugelförmige Laternen von gefärbtem Papier. Die Luft iſt lau, der Himmel ſchwarz, doch funkelt hier und da ein einſamer Stern. Faſt alle Häuſer ſind geſchloſſen. Vor wenigen noch offenen Thüren brennt eine farbige Laterne, deren unſicheres Licht die einzige Straßenbeleuchtung bildet. An den Ausgängen der verſchiedenen Stadtviertel ſitzen Bewaffnete vor ihren Wachthäuſern. Ueberall anders, tiefes Dunkel. Herr Adams fährt tapfer in die Finſterniß hinein, hat das Glück, keine der verſpäteten Paſſanten, Männer und Weiber zu Fuß und im Jinrikiſha, zu rädern und ſetzt uns endlich glücklich und ohne Unfall an der Schwelle der Geſandtſchaft ab.

(10. September.) Das Wetter iſt kühl geworden. Wir benutzen es zu einem Beſuche von Hamagoten, wörtlich überſetzt „der Palaſt am Strande“. Das ehemalige Luſtſchloß der Shogune erhebt ſich am Meeresufer, in der Mitte eines ſchönen,

von hohen Mauern umfangenen Parks. Ein befestigtes Thor gestattet den Zugang. In Japan ist eben die Burg noch nicht zum Palast geworden. Für den Herzog von Edinburg, der hier wohnte, wurde das Schloß in europäischem Style eingerichtet. Es ist nur ein Jahr her; aber damals wehte noch ein andrer Wind. Niemand dachte an Reformen und Nachahmung der Europäer. Man fragte sich noch, ob die weißen Eindringlinge zu dulden oder auszurotten seien. Der Wahlspruch der Revolution von 1868 war Restauration des Mikado und Vertreibung der Fremden. Aber die Klugheit gebot, den Sohn der Königin von England mit Artigkeit zu empfangen, und zu seinen Ehren erhielt das Schloß Hamagoten seine plumpen Mahagonimöbel aus Hongkong, seine Glasservice, Silbergeschirre und Tafelaufsätze. Wenn der Minister des Aeußeren die zuweilen von Yokohama nach Yedo kommenden Gesandten bewirthet, so liefert Hamagoten die gastronomischen Geräthschaften und der französische Garkoch in Tsukiji das Diner. Diesem Künstler und dem Besuche des englischen Prinzen verdanken die hohen Würdenträger des Mikado ihre Kenntniß der Mysterien europäischer Kochkunst. In Hamagoten lernten sie Messer und Gabel handhaben und auf einem Stuhle sitzend das Gleichgewicht bewahren. Das Hotel de France und Hamagoten sind die Wiege der Neucivilisation von Jung-Japan.

(11. September.) Diner bei Iwakura. Wir kommen gegen sieben Uhr vor seinem Palaste im Sotojiro an, fahren — auch eine Neuerung — in den großen Hof, schreiten an einer Gruppe von etwa zwölf am Boden kauernden Dienern vorüber und werden von Zweischwertmännern nach den Wohngemächern des Ministers geführt. Ein runder Tisch und vier Stühle, zu Ehren der fremden Gäste aufgestellt, sodann die gewöhnliche Konsole, auf welche die Besucher ihre Schwerter legen, bilden das Mobiliar. Das Diner kam aus dem Hotel de France und

wurde von eingeborenen Dienern aufgetragen. Ich bewunderte die Geschicklichkeit, mit welcher sie die Teller und Bestecke wechselten: behend, geräuschlos und voll zärtlicher Sorgfalt, wie barmherzige Schwestern, die einen Verband anlegen.

Diner und Gespräche verlängerten sich bis tief in die Nacht. Aber diese fünf Stunden vergingen wie eben so viele Minuten. Iwakura drückt sich mit Leichtigkeit, kurz und klar aus. Er war bei sehr guter Laune und sagte unter Anderem:

„Mein Zweck ist, gute Verhältnisse zum Auslande zu unterhalten und große Reformen im Innern zu erzielen.

„Es ist unwahr, daß Japan immer verschlossen war. Zwei Ursachen haben die freiwillige Isolirung des Reiches herbeigeführt: zuerst die Usurpation der Shogune, welche ihre Macht durch die Berührung mit dem Auslande zu gefährden glaubten; sodann die Rebellion der Christen.*) Der in seine alte Macht wieder eingesetzte Mikado hat nicht, wie die Shogune, die Neugierde der Fremden zu scheuen. Es steht ihnen frei, seine Rechte zu prüfen, denn diese sind unangreifbar und Niemand wird sie in Frage stellen.

„Der glückliche Erfolg der Revolution von 1868 und die Opferwilligkeit der beiden großen Klane Satsuma und Chiôshiu erklären sich durch die allgemeine Verehrung, deren der Mikado genießt. Sie besteht in aller Herzen. Eine mehrhundertjährige Usurpation war unvermögend sie zu vertilgen."

Von den Reisen der jungen Japaner nach Europa und Amerika sprechend, erlaubte ich mir die Bemerkung, daß es vielleicht nützlicher wäre, unterrichtete und reife Männer dahinzusenden statt der jungen Leute, denen es an Vorkenntnissen und Erfahrung gebreche, die daher die europäischen Zustände nicht aufzufassen vermögen, dagegen den Gefahren und Verführungen unserer Großstädte um so mehr ausgesetzt seien.

*) Anspielung auf den Aufstand der Christen von Arima und Shimabara (östlich von Nagasaki 1638). Die Veranlassung gab die Grausamkeit des Gouverneurs.

Iwakura entgegnete: „Dies ſind die Worte eines Weiſen. Aber die jungen Leute greifen neue Ideen auf, bringen ſie nach Hauſe und verbreiten ſie im Lande. Darum ſind ihre Reiſen immerhin von Nutzen.“

Dann unter fortwährendem Gelächter, dem eigenthümlichen Gelächter der Japaner, fuhr er fort:

„Wir ſind als Lügner verſchrieen. Lügner waren die Shogune, indem ſie ſich für Souveräne ausgaben.“

Nicht nur uns hat Iwakura ſeine Reformpläne mitgetheilt. Gegen Alle die ihm nahen ſpricht er ſich hierüber ohne Rückhalt aus. „Ihr fürchtet“, ſagt er ihnen, „oder einige von Euch befürchten, daß wir zu viel unternehmen, zu viel für unſere Kräfte, und daß, wenn das Werk mißlingt, es den Fremden übel ergehen könnte. Beruhigt Euch. In Europa wählen die Völker ihre Könige; in Japan glaubt Jedermann, daß der Kaiſer vom Himmel herabſtieg und daß die Menſchen ſeine Diener ſind. Daher haben Fürſten und Samurai den Mikado von jeher als ihren Herrn betrachtet, dem ſie blinden Gehorſam ſchulden. Dieſe Ueberzeugung iſt die Grundlage unſeres öffentlichen Rechtes. Meine Freunde und ich haben ſeit Langem die Abſchaffung der Daimiate im Sinn geführt; doch ſchien es gefährlich mit Einem Schlage zweihundertſechzig große Herren ihrer Würde zu berauben. Sie waren aber ein fortwährendes Hinderniß für unſere Reformpläne im Innern und wollten von einem näheren Verkehr mit dem Auslande nichts wiſſen. Daher bin ich, wie Jedermann bekannt, zu den Satſuma und Chiôſhiu gegangen und habe ihre einflußreichſten Männer dazu beredet, zur unmittelbaren und gänzlichen Auflöſung der Klane ihre Zuſtimmung zu geben. Die Toſa traten bei. Nun wollen wir zehntauſend Mann Gardetruppen und eine kaiſerliche Armee bilden. Die drei Klane haben bereits ihre Kriegsleute geſchickt. Die anderen werden gezwungen werden dem Beiſpiel zu folgen. Derart haben wir uns in den Stand geſetzt, jeden Widerſtand zu brechen.“

„Die kaiſerliche Regierung hat Yedo zu ihrem Sitze gewählt und in Yedo ſollen alle Zweige der Staatsverwaltung zuſammenlaufen. Einfuhrzölle und Steuern fließen fortan allein in die Kaſſen der Regierung. Unſer Einkommen beträgt zwölf Millionen Rio. Die in den Häfen erhobenen Zölle ſind unbedeutend. Unſere Aufgabe iſt ſchwierig aber wir werden ſie löſen. Die Shogune mußten lügen, wir können die Wahrheit ſagen."

Die beiden Söhne Iwakura's ſtudiren in New-York. Dies iſt jetzt die große Mode. Vornehme Leute ſchicken ihre Kinder nach Europa oder nach den Vereinigten Staaten. Die Zurückkehrenden tragen europäiſche Tracht, die, nichts für ungut, ihnen einen affenartigen Anſtrich verleiht. Wir würden eben ſo lächerlich ausſehen, wenn wir uns den Scheitel raſiren ließen, das kleine Vertikalzöpfchen trügen und im Sommer in landesüblicher Weiſe einhergingen, das heißt mit Lendengürtel und Fächer als einziger Bekleidung. In den Gaſſen von Yedo ſieht man Leute im Cylinderhut, andere mit elaſtiſchen Stiefletten oder im Frack, aber ohne Beinkleider. Einige haben die europäiſche Tracht vollkommen angenommen, nur unſere Kopf- und Fußbekleidung widerſtrebt ihrem Geſchmack. Sie bleiben alſo bei der lackirten Papiermütze und den Holzſandalen. Am meiſten entſtellt ſie das auf europäiſche Art getragene Haar, welches von Natur ſteif und ſtruppig iſt. Bis jetzt bilden die Neuerer noch eine ſehr kleine Minderzahl. Das Volk macht ſich über ſie luſtig, aber ſie haben von ſich ſelbſt eine hohe Meinung und die Regierung gibt ihnen den möglichſten Vorſchub. Gewiß, nichts iſt löblicher als der Wunſch fortzuſchreiten, das eigene Daſein zu verbeſſern, die Errungenſchaften anderer weiter gediehener Nationen ſich anzueignen: aber dieſe edlen Beſtrebungen ermangeln der richtigen Leitung, erzeugen eine bedenkliche Verwirrung der Begriffe und führen vielleicht zu einer gewaltigen und blutigen Reaktion.

(12. September.) Besuch bei dem Premier-Minister Sanjo. Sein Yashke gleicht den Palästen Sawa's und Iwakura's. In den Gemächern fallen mir einige prachtvolle große Schirme von Vieux-Lack auf. Sie sind vor den Thüren aufgestellt, eigentlich vor den Oeffnungen zwischen den verschiebbaren Wänden. Zwei Edelknaben führen uns ein. Alle großen Herren, Kuge und Daimio, lassen sich von Kindern bedienen. Auf ein Zeichen des Gebieters erscheinen die Kleinen, gleiten hurtig und geräuschlos zu seinen Füßen, erhalten seine Befehle und entfernen sich in vollem Laufe. Die Ehrfurcht, die Treue, der Eifer, die Ergebenheit malen sich im Antlitz und den Bewegungen der Pagen.

Sanjo empfing uns in großem Hofkostüme: eine reich gestickte Tunika von schwerem Seidenstoffe mit steifen, sehr weiten Aermeln, die wie Flügel aussehen. Er trug den officiellen schwarzen, lackirten Papierhut, der nur den rasirten Theil des Kopfes bedeckt und nach rückwärts sich aufbiegt. Der Minister ist, wie er mir sagte, einunddreißig Jahre alt. Er gehört einer der ältesten Familien von Kiyôto an und verdankt die hohe Stellung, welche er einnimmt, seinem Antheil an der Revolution von 1868, indem er sich, einer der Ersten, gegen den Shogun erklärte. So wie Saigo durch seine Anwesenheit in Yedo den Klan von Kiushiu in reformfreundlicher Stimmung erhält, so wirkt in ähnlichem Sinne Sanjo durch seine Theilnahme an den Regierungsgeschäften auf den alten Hofadel. Die Bedeutung dieses Herrn liegt weniger in seiner Persönlichkeit, als in seiner socialen Stellung und in dem alten, erlauchten Namen seiner Familie.

Unsere Unterredung wurde durch die Pagen unterbrochen, welche Erfrischungen auftrugen; sie kamen und gingen schwebend und schienen die Matten kaum mit den Fußspitzen zu berühren. Nach dem Imbiß ward das wenig interessante Gespräch wieder aufgenommen. Nur ein für die Zustände des Tages bezeichnendes Wort verdient erwähnt zu werden. Sanjo sagte mir: „Geben Sie mir Ihren Rath über die Kunst zu regieren; denn

ich nehme einen hohen Posten ein und besitze noch wenig Erfahrung.“ Eine Artigkeitsphrase, die aber nicht ohne Bedeutung ist, weil sie der herrschenden Stimmung entspricht. Denselben Gedanken wird mir der Mikado bei meiner Audienz ausdrücken. Ich weiß es, weil mir die Ansprache seiner Majestät bereits mitgetheilt wurde. Man will von den Europäern lernen und man macht dessen kein Hehl.

(13. September.) Wieder einmal den Tempel von Asakusa besucht. Wir verlassen das Gesandtschaftshotel, steigen nach dem Strande hinab und miethen eines der für Lustfahrten üblichen Boote. Junge Elegants benutzen diese Barken zu ihren nächtlichen Ausflügen, gewöhnlich in Begleitung von Sängerinnen oder anderen Dämchen dieses Gelichters. Wäre nur die Decke nicht so niedrig! Nur kriechend gelangt man in die Kabine; dann muß man auf den Fersen kauern, was die Geschmeidigkeit japanischer Beine voraussetzt. Wir Europäer strecken uns der Länge nach auf der reinen Matte aus. Bei Nacht wird eine Laterne am Plafond aufgehängt. Vom Ufer aus betrachtet sehen dann die schwankenden Boote wie fliegende Leuchtkäfer aus.

Ein frischer Wind kräuselt die Wasserfläche des Golfes. Zu unserer Linken niedere, in das Meer vorspringende Anhöhen, bedeckt mit üppiger Vegetation, Cedern und Pinien, Feldern und Gartenanlagen. Darunter der prachtvolle Schloßpark von Hamagoten. Von Häusern keine Spur. Zu unserer Rechten im Süden der weite Golf. Hinter uns gegen Westen entweichen die grünen Hügel von Takanawa; oben weht die englische Flagge. Weiter südlich steigen die gegen die Amerikaner errichteten Bastionen aus dem Meer, und im Hintergrunde Grau in Grau die Anhöhen von Kanagawa. Wolken verhüllen gewöhnlich den Fujiyama; doch haben sie zuweilen die Gefälligkeit, den Krater oder die Seiten des riesigen Kegels durchschimmern zu lassen. Unser Kurs ist fortwährend Ost, bis wir, hart am amerikani-

schen Aktienhotel vorüberseglend, uns gegen Norden wenden und in die Mündung des großen Stromes von Yedo einlaufen.

Man vergleicht den Sumidagawa mit der Themse, und wegen der geringen Höhe der Häuser am Ufer sieht er sogar breiter aus. Die Einfahrt gewährt ein heitres und großartiges Schauspiel. Den Ufern entlang reiht sich Haus an Haus. Daneben hier und da prachtvolle Bäume. Im Strome selbst zu beiden Seiten eine drei-, zuweilen vierfache Reihe von Schiffen aller Art. Große Djonken mit Waaren und Mundvorräthen beladen, die ungeheuren Rohrsegel von der Süd-West-Brise gebläht, fahren den Fluß hinan; andere, auf die Ruder angewiesen, treiben stromabwärts. Die große Bewegung erinnert in der That an die Themse; weiter hinauf verliert sie sich allmälig. Der Strom sieht da aus wie ein stiller See. Auf den beiden Ufern sieht man nur Gärten, einige wenige fürstliche Paläste und mehrere Theehäuser. Dazu das tiefe Schweigen ländlicher Einsamkeit. Während wir rasch stromaufwärts segeln, passiren wir die vier großen Holzbrücken, welche die eigentliche Stadt mit der Vorstadt Hondjo verbinden und deren eine der letzte Typhon zerstört hat.

Wir haben in kaum fünf Viertelstunden ungefähr zehn Meilen zurückgelegt. Jetzt landen wir am rechten Ufer, im nördlichen Theile des Midzi. Einige Stufen führen uns in ein Seitengäßchen, dieses in eine lange, schmale Gasse, und letztere zwischen Kaufläden und Theehäusern zum Hauptthore des Tempels. Nur mit Mühe können wir vordringen. Hier werden Votivbilder, Heiligenbilder und Rosenkränze verkauft, daneben aber auch profane Gegenstände, insbesondere Photographien; denn diese Kunst, in welcher die Japaner binnen kurzem Meister geworden, ist im ganzen Reich verbreitet und wird in Gegenden geübt, welche nie der Fuß eines Europäers betrat.

Wir lassen uns von der Menge fortschieben und überschreiten mit ihr die Schwelle des Großen Portals, gemeinhin das Prinzenthor genannt. Diese Prinzen sind eigentlich Götter

und heißen Niô. Ihre Geſichter ſind rothlackirt und die Züge ſcheußlich. Gegenüber dem Haupteingange ſteht der der Göttin Kwanon gewidmete Tempel. Herr Beato in Yokohama hat ihn photographirt und mehrere Reiſende haben ihn beſchrieben, aber weder die ſehr ſchönen Photographien Beato's, noch die beſten Schilderungen geben einen Begriff von dem myſtiſchen Zauber dieſes Ortes. Im Heiligthume herrſcht Zwielicht. Goldflimmer kriecht im Halbdunkel am Altar hinan, koſt mit der Göttin, erliſcht allmälig im Hintergrunde. In der Halle ſehen wir rieſige Blumen und bizarre Ornamente, groteske ſchauerliche Götzenbilder. Auf einigen kleben kleine Papierſchnitzel. Gläubige haben ſie gegen die Statue geſpieen. Bleibt das Papier an dem Gotte hängen, ſo iſt die Bitte erhört. Zwei Farbentöne herrſchen in der Halle vor: die rothen und braunen. Die reiche Vergoldung erhöht die Wirkung. Vor dem Altare der Kwanon drängen ſich Andächtige. Die Kniee ein wenig gebeugt, den Kopf nach vorne geneigt, den ſtieren Blick auf das Heiligthum gerichtet, klatſchen ſie dreimal mit den Händen. Sie verlangen Buddha zu ſehen. Auf den dritten Ruf erſcheint er. In ihren Mienen hat die Erwartung plötzlich der Verehrung, der inneren Sammlung Platz gemacht. Sie ſtürzen auf das Antlitz oder neigen es bis auf den Boden; ſagen ein kurzes Gebet, werfen einige Kupfermünzen in den in Fächer getheilten Almoſenſchrank und ziehen ſich zurück. Andere nehmen ſogleich ihren Platz ein. Man bleibe während einer halben Stunde in der Nähe der Gläubigen, man beobachte den Ausdruck ihrer Phyſiognomie, die Inbrunſt ihrer Gebete, und man wird dann ſchwerlich behaupten, daß dieſe Leute irreligiös ſeien. Gewiß, ihr Glaube iſt Aberglaube, aber ſie glauben, und indem ſie beten, erheben ſie ſich zu Gott. Sie bitten um irdiſche Vortheile, aber das ändert nichts an der Sache. Sie beten, alſo glauben ſie. Im Volke, bei Allen, die man beten ſieht, lebt offenbar, wenn auch in dunklem, verworrenem Zuſtande, ein religiöſes Gefühl. Anders mag es ſich mit den höheren Ständen ver-

halten. Adelige Herren zeigen ſich ſelten im Tempel, vornehme Damen niemals.

Auf die Sammlung folgt die Zerſtreuung. Man hat ſich zu Gott erhoben, beſſer geſagt, zu den falſchen Göttern, aber man hat ſich erhoben. Jetzt beeilt ſich ein jeder wieder in das Alltagsleben herabzuſteigen. Aus dem Heiligthume der Göttin ſchreitend, eilt man in die Theehäuſer, in die Trinkſtuben, wo Sake ausgeſchenkt wird, in andere der Luſt gewidmete Orte, in das Theater oder in das Figurenkabinet. Alle dieſe Anſtalten befinden ſich am Tempelgrunde.

Bei meinem erſten Beſuche in der Aſakuſa wohnte ich einer theatraliſchen Aufführung bei. Eine galante Dame genießt des Schutzes eines kahlköpfigen, hinfälligen Greiſes. Ein junger Herr ſteht gleichzeitig in Gunſt bei der Gemahlin und der Geliebten des Greiſes. Die Geliebte iſt eiferſüchtig auf die Dame, die Dame auf ihren Gemahl, der junge Elegant auf den Greis und der Greis auf den jungen Elegant. Der Stoff gehört, wie man ſieht, zu den leichteſten dieſer Art, die Handlung könnte nicht ungebundener ſein; aber der Knoten iſt gut geſchürzt und die Aufführung trefflich. Ich ſah im Palais Royal eben ſo ſchlüpfrige, nur weniger geiſtreiche Vaudeville; aber wenn in unſern Theatern heutzutage Alles geſagt werden darf, ſo geſchieht hier Alles auf der Bühne. Das Publikum gehörte den Volksklaſſen an und beſtand hauptſächlich aus Weibern und Mädchen, welche die anſtößigen Scenen laut belachten.

Wir ſehen uns nun auch die ſogenannten Wachsfiguren an. Eigentlich ſind dieſe lebensgroßen Geſtalten nicht von Wachs, ſondern von Holz und Papiermaché gefertigt, mit Seidenſtoffen bekleidet und zu hübſchen Gruppen vereinigt. Da werden Götter-erſcheinungen vorgeſtellt, Kämpfe, wunderbare Rettungen, Anfälle von Räubern und andere wohlbekannte, in der Volksſage noch fortlebende Ereigniſſe. Jede ſolche Gruppe nimmt eine Niſche ein; die Dekorationen entſprechen dem Gegenſtande. Das Verdienſt des Künſtlers beſteht in dem Beſtreben, die Natur ſo

getreu als möglich nachzubilden, in einer merkwürdigen Kenntniß des menschlichen Körpers, in einer erstaunlichen Fertigkeit, mit geringem Aufwand von Mitteln die Bewegungen der Seele, die Affekte und Leidenschaften, Zorn, Schreck, Ungeduld, sinnliche Liebe in realistischer Weise darzustellen. Auch hier tritt die Neigung zur Karikatur hervor. Der Künstler beabsichtigt das Gemüth des Betrachtenden zu erschüttern, weit mehr, als ihn zu unterhalten. Aber unwillkürlich überträgt er den ihm angebornen Humor, Humor im englischen Sinne des Wortes, seinen humour, auch auf das tragische Gebiet, gleichsam als wollte er sagen: Nehmt Euch die Sache nicht zu Herzen. Ihr braucht nicht Alles zu glauben, was ich Euch erzähle.

Um den sehr bewegten Golf möglichst zu vermeiden, nehmen wir auf der Heimkehr den Weg durch die innern Kanäle, deren Netz sich über die ganze Stadt verbreitet. Unsere Schiffsleute lassen ihre Ruder wacker spielen; wir liegen auf der Matte; die Fenster der Kabine sind geöffnet und rasch entfliehen die Ufer.

Schon steht die Sonne tief. Ein mattes, gelbliches Licht übergießt die Dächer der Häuser, senkt sich in die Gassen, flimmert über der leicht bewegten, bald schmalen, bald breiten Wasserfläche der Kanäle. Zwischen endlosen Häuserreihen gleiten wir dahin, an elenden Hütten vorüber — viel hat der letzte Typhon*) umgeworfen —, an gewaltigen Daimiopaläſten, deren schwarzen Unterbau der Kanal badet, deren weiße Obermauern das schwerfällige Dach zu erdrücken scheint. In diesen äußeren Gebäuden wohnen, wie bereits erwähnt, die Ritter und Diener des Fürsten. Die Fenster sind viereckige, breite und niedere, mit schwarzen Holzgittern versehene Oeffnungen. Bei Tage vermag das Auge nicht in das dunkle Innere zu dringen. Aber Nachts, wenn die dicken rauchenden Kerzen angezündet sind, sieht man da Scenen, die eines Hobbema oder Meissonnier würdig wären. Das Haupt-

*) Der von mir in Hata erlebte Typhon vom 24. August verwüstete mehrere Stadtviertel Yedo's und verwandelte ganze Gassen in Trümmerhaufen.

thor dieſer Burgen iſt in einer Mauervertiefung angebracht. Die beiden Thürflügel ſind aus ſchwerem, hartem Holz gezimmert und mit Eiſen- oder Erzplatten und vielen Nägeln beſchlagen und durch ein kleines Dach von Ziegeln oder Schieferſteinen überragt. Aehnliche kleine Schutzdächer ſpringen im rechten Winkel gegen die Mauer nach innen vor, um die Thorflügel, wenn ſie offen ſtehen, gegen den Regen zu ſchützen. Die einförmigen weißen Gebäude haben ein kaſernenartiges Anſehen, aber das große Portal mit den ſchönen maſſiven Metallbeſchlägen und dem fein gemeißelten Wappen verleiht ihnen einen palaſtähnlichen Anſtrich. Das Ganze entſpricht der geſelligen und politiſchen Stellung des Daimio, das heißt eines großen Feudalherrn, den die Umſtände in einen Höfling verwandelt haben und der für alle Fälle ſeine Vorſichtsmaßregeln trifft.*)

Wir haben nun ein minder ariſtokratiſches, aber belebteres Stadtviertel, den vom Handelsſtande bewohnten Theil des Sotojiro, erreicht. Allenthalben Bürgerhäuſer mit gegen den Kanal gerichteter Rückſeite: ihre Faſſade mit den Kaufläden wenden ſie der Gaſſe zu. Auf den Quais, längs denen wir hinfahren, in den ſich auf die Kanäle öffnenden Querſtraßen, herrſcht große Bewegung, aber nirgends ein eigentliches Gedränge. Da ſieht man in ununterbrochener Reihe Jinrikiſha, Kangho, welche Kuli unter dem fortwährenden Geſchrei Hai, hai! im Eilſchritte tragen; Frauen und Mädchen auf ihren ſtelzenartigen Holzſandalen, immer ein wenig vorgeneigt einherwandelnd; glattköpfige Bonzen im weiten Talar von violettem oder gelbem Krep; viele europäiſch uniformirte Soldaten der neuen kaiſerlichen Armee; Samurai, die mit ihren zwei Schwertern im Gürtel ſich keck auf den Hüften wiegen, wohl wiſſend, daß ihnen Jedermann Platz macht.

Die Luft iſt lau und fieberhaft bewegt. Sanft gewiegt,

*) Es wurde bereits erwähnt, daß die dem Shogun lehenpflichtigen Daimio ſechs Monate des Jahres in Yedo wohnen mußten.

laſſen wir uns vorwärtstragen; faſt zwei Stunden plätſchern die Ruder in beſchleunigtem Takte und noch haben wir Takanawa nicht erreicht. Die Sonne iſt dem Untergang nahe und verſchwindet jetzt hinter einem ſchwarzen, goldgeränderten Wolkenſtreifen. Vor uns rollt ſich der Kanal auf wie ein breites perlfarbiges Band von Moiré antique. Die ſchwarzen Silhouetten andrer Barken mit den am Hintertheil ſtehenden Gondolieren fliehen vor uns einher wie Schatten. Zu unſerer Linken ſenkt ſich ein durchſichtiger, ſchwärzlicher Spitzenſchleier herab. Schwacher Purpurſchein flimmert im Dunkel. Zu unſerer Rechten verſchwimmen Häuſer und Bäume unter dem magiſchen Dämmerlichte dieſes Himmelsſtriches, in einem Glanzmeere von unbeſchreiblichen Tönen.

Mittlerweile ſind die Boote verſchwunden. Einſamkeit herrſcht über dem Waſſer. Auf den unzähligen Brücken ſehen wir noch einige verſpätete Fußgänger. Sie verdoppeln den Schritt; ſie ſcheinen Eile zu haben; ſie wollen vor Einbruch der Nacht ihren ſichern Herd erreichen. In den gegen die Kanäle geöffneten Gaſſen werden die Papierlaternen über den Hausthüren angezündet. Die Gehwege und die Quais haben ſich geleert. Wir ſind allein. Endlich kommen die Gartenmauern von Hamagoten und gleich darauf der Golf in Sicht. Vom Südweſt gepeitſcht, läßt er die kleine Barke weiblich tanzen; aber ſie hält ſich tapfer. Von Krik zu Krik, von Vorgebirge zu Vorgebirge rudernd, erreichen wir endlich den Landungsplatz und eine Viertelſtunde ſpäter den brittiſchen Geſandtſchaftspalaſt.

(14. September.) Es regnet in Strömen. Alſo der Herbſt im Anzug. Eine ſchlimme Zeit für die Bewohner japaniſcher Häuſer. Die Feuchtigkeit dringt ein und beſchädigt die Papierwände. Dieſe halten den Wind nicht mehr ab und in den kalten Zimmern fühlt man ſich unheimlich. Im Sommer gewähren

dieſe Bauten keinen Schutz gegen Hitze, im Winter keinen gegen Kälte. Aber während des kurzen Frühlings und im Spätherbſte, wenn die erſten Regen vorüber ſind, gibt es keine angenehmere Behauſung.

Ich habe mich heute in verſchiedenen Buchhandlungen umhergetrieben. In den letzten Jahren iſt der Preis der Bücher von japaniſchen Schriftſtellern bedeutend gefallen. Man kauft nur mehr Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen oder Deutſchen; meiſt Encyklopädien. Ich zahlte für eine illuſtrirte Beſchreibung der Stadt Kiyôto in elf Bänden vier Bu, etwas mehr als fünf Franken. Noch im vorigen Jahre koſtete dies Buch ſechs Rio oder achtunddreißig Franken.

(15. September.) Wir haben heute ſchönes Wetter und benutzen es zu einer Luſtpartie bei Yaozen. Yaozen iſt der Eigenthümer des berühmteſten Theehauſes in Yedo und ſein Etabliſſement liegt unweit der Aſakuſa. Die Entfernung von der Geſandtſchaft beträgt alſo elf oder zwölf Meilen.

Die Wirthin führt die drei Europäer in ein ſchönes Gemach des Obergeſchoſſes und fordert ſie in allen Ehren auf, ihre Toilette nach Belieben zu vereinfachen. Der Japaner macht es ſich bei Tiſche bequem. Nur der Gürtel gilt für unentbehrlich; die übrigen Kleidungsſtücke ſind mehr oder minder Luxusſache, man entledigt ſich ihrer je nach Jahreszeit oder Wetter. Der Genius der Nation erheiſcht möglichſte Einfachheit. Man liebt zwar zu ſpielen und umgibt ſich daher mit Spielzeug, mit tauſenderlei nutzloſen Kleinigkeiten; aber man bedarf ihrer nicht und verſagt ſie ſich, wenn es ſein muß, ohne Leidweſen. Das Nöthige fehlt ſelten, denn in guten wie in böſen Zeiten iſt Jedermann an die möglichſte Einſchränkung gewöhnt.

Das Diner läßt nichts zu wünſchen übrig: mehrere Gerichte von Fiſchen, theils roh in Scheiben geſchnitten, theils gekocht oder gebraten, eine köſtliche Fiſchſuppe, verſchiedene Kon-

fitüren und zum Schluß aus einer mir unbekannten Wurzel bereitete Macaroni, Alles in Porzellanſchalen vor jedem Gaſte auf einem lackirten niederen Tiſchchen aufgetragen. Vier junge Mädchen laſſen ſich neben uns auf der feinen Matte nieder. Sie ſind in reiche Seidenſtoffe gekleidet und ſingen oder ſpielen auf der Laute. In den Zwiſchenakten des Koncerts wird geſchwatzt und beſonders viel gelacht, Alles in Ehren. Dieſe jungen Mädchen, ſagt man mir, benehmen ſich immer ſehr anſtändig, wenn man ihnen nicht zu viel Sake vorſetzt und ſündigen auch dann nur durch eine etwas zu laute, mit der kurzen Wirkung des Weines raſch vorübergehende Heiterkeit. Arme Weſen! Blumenknospen am Rande eines Düngerhaufens! Zwei andre Mädchen tanzen. Ihre Aufgabe ſcheint durch Geberden und Stellungen die Worte der Sängerinnen zu verſinnlichen. Der Tanz begleitet gewiſſermaßen die Muſik und vervollſtändigt den Geſang. Es wurden natürlich Liebesſcenen vorgeſtellt. Ein junger Mann ſchleicht zu ſeiner Schönen. Das Geheimnißvolle der Zuſammenkunft und den Widerſtand gegen das Flehen ihres Geliebten drückt die Tänzerin aus, indem ſie ſich zurückneigt und Antlitz und Oberleib hinter ihrem großen Fächer verbirgt. Am Ende wird der Jüngling erhört. Dann ahmt das Mädchen die Bewegungen des ſcheidenden Samurai nach, der ſeine beiden Schwerter in den Gürtel ſteckt und den Hut aufſetzt. Ihr Glück beſchreibt die Schöne, indem ſie die Anzahl der Rendezvous an den Fingern abzählt. Die Tänzerin konnte kaum vierzehn Jahre alt ſein, war aber bereits vollſtändig gereift. Sie hatte ſehr ſchöne Augen, ein zartes Ausſehen und, ſoweit dies der mongoliſche Typus geſtattet, regelmäßige Züge. Dazu ein ſanfter, melancholiſcher Ausdruck und ein äußerſt ſittſames Benehmen. Die Stellungen, obgleich nicht ganz frei von der Verzerrung, welche uns in japaniſchen Kunſtwerken zuweilen unangenehm berührt, waren von unbeſchreiblicher Anmuth. Ihr Anzug beſtand aus einem eng anſchließenden Kleide von blaugrauer Seide und einem breiten Scharlachgürtel. Sie und ihre Gefährtinnen

zogen ſich während des Abends mehrmals zurück und erſchienen immer wieder in neuen Toiletten.

Keinen Augenblick geräth das Geſpräch in Stockung. Den Hauptantheil nahm die erſte Sängerin. Sie war etwas älter als die anderen, ſehr hübſch und entſchieden elegant. Dabei das ungezwungene Benehmen der vornehmen Welt! Wir erfuhren durch ſie das große Ereigniß des Tages. Ein Schauſpieler hat eine in dieſem Stadtviertel lebende verheirathete Frau entführt. Das Pärchen wurde verhaftet und eingeſperrt. Nun weiß man, was Gefangenſchaft in Japan bedeutet. Meiſtens den Tod, immer das äußerſte Elend. Zwar läßt die Regierung in dieſem Augenblicke das engliſche Pönitentiarſyſtem in Hongkong ſtudiren, aber bis jetzt ſind ihre Gefängniſſe ſcheußliche Höhlen, wo die Sträflinge dem Hunger, der Kälte oder den Krankheiten erliegen.*) Ein Gefangener iſt alſo mit Recht der Gegenſtand des allgemeinen Bedauerns. Auch unſere Sängerinnen beklagten das Loos des Schauſpielers; aber, und dies iſt das Bezeichnende für ihren Ideenkreis, ſie billigten die Beſtrafung der Frau; „denn", ſagten ſie, „wenn eine Dame einem Herrn ſagt daß ſie ihn liebt, was kann der Aermſte thun, als ſich ihrem Wunſche fügen? Anders handeln wäre ungalant, gemein und feige." Eine eigenthümliche Moral.

Noch ein anderer Zug, als charakteriſtiſch für die Bewegung, welche jetzt die Jugend der höhern Stände ergriffen hat, darf nicht unerwähnt bleiben. Der unermüdliche Satow ſchrieb den Text der Geſänge die wir hörten in ſein Taſchenbuch. „Warum", heißt es in einem derſelben, „kann ich nicht mit dem Telegraphen reiſen? Denn wie langſam kriecht der Jinrikiſha! Er ſchleppt mich mühſelig einher; er verletzt meine Glieder, und wenn er fällt, ſo erſchlägt er mich." Ein Echo aus Jung-Japan: Fortſchritt, Nachäffung Europa's, Verachtung der heimathlichen Zuſtände.

*) Seither wurden im großen Bagno zu Yedo bedeutende Verbeſſerungen eingeführt.

Auf dem Heimwege kamen wir nahe an dem Hause vorüber, welches der Häuptling der Eta bewohnt. Es steht unweit der Asakusa am jenseitigen Ufer des Sumidagawa und sieht, im Widerspruche mit der gesellschaftlichen Stellung des Besitzers, nett und freundlich aus. Unmöglich die Schwelle zu überschreiten. Wir wären verunreinigt für das Leben. Unsere Beto hätten uns auf der Stelle verlassen. Die Eta sind die japanischen Paria. Sie leben unter einander, verdingen sich als Todtengräber und verrichten die für unehrlich geltenden Dienste.

(16. September.) Meine für heute festgesetzte Audienz beim Mikado hat Herrn Satow und Iwakura viele Mühe verursacht. Die Anrede, welche der Kaiser an mich richten wird, wurde mir mitgetheilt, und ich mußte meine Antwort schriftlich liefern. Auch ein Plan des Pavillon, in welchem die Audienz stattfinden sollte, wurde mir geschickt; darauf waren der Thron und die Plätze der Anwesenden verzeichnet. Im Uebrigen wurde ausgemacht, daß ich mit derselben Feierlichkeit empfangen werden sollte wie Herr Sewart, ehemaliger Minister des Aeußern der Vereinigten Staaten.

Diesen Morgen wurden wir von einem Kammerherrn in einem in Hongkong gebauten Phaeton abgeholt, ich vermuthe, dem einzigen Fuhrwerke, welches der Kaiser besitzt, denn an seinem Hofe bedient man sich keiner Wagen und der Mikado geht nie aus.*)

Am Mittag verließen wir, Herr Adams, Herr Satow und ich, das Gesandtschaftshotel. Die englischen Ordonnanzen und einige zwanzig japanische Reiter umgaben den Wagen. Die Beto liefen zu Fuß nebenher. Wir hatten ungefähr vier Meilen zurückzulegen. Auf der ganzen Strecke waren die Querstraßen durch Seile abgesperrt und Schildwachen in kurzen Zwischen-

*) Dies ist bald darauf anders geworden (1873).

räumen aufgestellt. Das Militär präsentirte das Gewehr; eine ungeheure Volksmenge, zugleich neugierig und gleichgültig, drängte sich hinter den Seilen.

Am Thore der ersten Ringmauer fanden wir die Truppen unter den Waffen. Ebenso am Eingange der zweiten und an den Zugängen des Schlosses. Die Soldaten waren mit europäischen Waffen versehen und theilweise europäisch gekleidet; sie sahen, obgleich offenbar noch nicht an die neue Tracht gewöhnt, im Ganzen ziemlich gut aus. Dagegen boten die Yakunin und andere Reiter aus dem Militär- und Civilstande mit ihren landesüblichen Waffen und Anzügen einen malerischen und wahrhaft prachtvollen Anblick. Als wir über die letzte Brücke gefahren, stiegen wir am jenseitigen Ufer des großen Schloßgrabens aus und wurden in den Privatgarten des Mikado geführt. Bekanntlich ist hier der Zutritt, sehr seltene Gelegenheiten ausgenommen, dem Sterblichen versagt.

Dieser Garten oder Park bildet zwischen dem Schloß und dem es umgebenden Graben einen schmalen Ring. Aber weder Schloß noch Graben sind sichtbar. Sie verschwinden hinter einem doppelten Vorhange von Bambus und prachtvollen, von Taiko-Sama gepflanzten Bäumen. Da sieht man gewaltige Koniferen mit rothen Stämmen und krampfhaft gekrümmten Aesten; dazwischen die feinen sternförmigen Blätter des Ahorn, immergrüne Eichen, Kryptomerien, Lorbeer- und Obstbäume, letztere wegen ihrer Blüthen hochgeschätzt. Andere Blumen sah ich in diesem Feengarten nicht. Nur Ein Pfad schlängelt sich auf dem weichen, grünen Rasen dahin. Er führt an Wald und Felsen, an Kiosken und Sennhütten vorüber. Die japanische Gartenkunst feiert hier ihre höchsten Triumphe. Nachdem wir an fünf Minuten gegangen waren, kamen uns die Großwürdenträger entgegen: der Minister-Präsident Sanjo, Iwakura, die drei Geheimräthe Kido, Okuma, Itagaki, welche zugleich die Abgeordneten der Klane von Chôshiu, Hizen und Tosa sind und die, mit dem jetzt abwesenden Verordneten der Satsuma,

Saigo, als die Haupturheber der Revolution von 1868 betrachtet werden.

So befanden wir uns den Männern gegenüber, welche, je nach dem Standpunkte des Beurtheilenden, die Neubegründer Japans sein werden oder seine Zerstörer. Von Iwakura und Sanjo habe ich bereits gesprochen. Beide scheinen was sie sind, große Herren. Okuma, noch am Vorabende der Revolution ein armer Student in Nagasaki, ist mit Kido einer der wichtigsten Männer des Tages geworden. Diese beiden und ihre Genossen waren, ehe sie so hoch stiegen, einfache Samurai oder Kôto, und die neue Größe hat ihre Manieren noch nicht geschliffen. Aber aus ihren Gesichtszügen sprechen Verstand und Verwegenheit, ich möchte beinahe sagen die ruhige Tollkühnheit des Spielers, der, sich im Glücke fühlend, sein Alles auf Einen Wurf gesetzt hat. Ihre Nägel sind nicht gepflegt, ihre Bewegungen etwas holperig und ungeschlacht. Die natürliche ungezwungene Anmuth des Japaners von Rang fehlt ihnen. Darum sind sie aber doch die Herren der Lage. Von ihnen hängt zum großen Theile der Ausgang des Kampfes ab, des dermalen noch nicht offen ausgebrochenen Kampfes zwischen denen, welche die Reform ausnutzen, und denen, die sie bezahlen. Ich werde hierauf an einem andern Orte zurückkommen. Für jetzt genüge die Bemerkung, daß die vier Klandeputirten, deren drei mir gegenüber sitzen, ihre Klane beredet haben die Waffen zu ergreifen und bis heute das Werk der Reform zu unterstützen, welche Reform nichts Anderes ist als der Umsturz alles Bestehenden in Japan.

Nach einem kurzen Gespräche wurde gemeldet, daß der Mikado bereit sei uns zu empfangen. Wir setzten uns also wieder in Bewegung, diesmal von all diesen Würdenträgern im Hofkleide begleitet, und langten alsbald vor dem „Pavillon beim Wasserfalle" an. Obgleich sehr gespannt die Majestät zu sehen, warf ich doch einen Blick auf die Gegend. Ein reizendes, poetisches Landschaftsbild. Der Pavillon steht am Rande einer kreisrunden, kleinen Ebene, welche niedere Hügel und gigantische

Bäume einſchließen. Gegenüber thürmen ſich Granitblöcke zu einem ſteilen Felſen auf. Ein waſſerreicher Gießbach ſtürzt von ſeinem Scheitel herab. Daher der Name des Kiosk.

Wir betreten ihn, und ſiehe, vor uns iſt der Sohn der Götter! Das Gemach kann höchſtens vierundzwanzig Fuß lang und ſechszehn bis achtzehn breit ſein; den Boden bedeckt eine überaus feine Matte. Kein Möbel außer ein zwei Fuß hohes Piedeſtal, auf welchem der Mikado Platz nimmt. Als wir eintraten war das Zimmer dunkel; aber jetzt bringt ein gefälliger Sonnenſtrahl durch eine Ritze der Jalouſien oder der Papierwände und wirft ſein helles Licht gerade auf den Kaiſer. Bei den ſehr ſeltenen Audienzen, die immer im Schloſſe ſtattfinden, verhüllt ein halb geſenkter Vorhang das Antlitz des Souverains. Hier gab es keinen Vorhang. Der Mikado ſaß wie geſagt auf dem Piedeſtal und zwar mit gekreuzten Beinen auf ſeinen Ferſen; die Arme ruhten in ſeinem Schooße; die Hände waren gegen einander geſtemmt. Genau die Stellung des Gottes Buddha.

Er iſt zwanzig Jahre alt, ſieht aber älter aus. Sein Privatname iſt Mutſuhito. Niemand konnte mir ihn nennen außer Herr Satow. Das Publikum bezeichnet den Herrſcher immer mit dem allgemeinen Ausdrucke Mikado. Erſt nach ſeinem Tode wird ihm der Name ertheilt, den er in der Geſchichte fortan tragen ſoll. Mutſuhito iſt echter Japane: breite etwas platte Naſe, gelbliche Hautfarbe, lebhafte und glänzende Augen unerachtet des durch die Etiquette vorgeſchriebenen, ſtarren Blickes. Mir ſchien als wäre ich dem hohen Herrn hundertmal in Yedo begegnet. So ſehr gleicht er ſeinen Unterthanen. Der Anzug äußerſt einfach: ein dunkelblauer, faſt ſchwarzer Leibrock und ſcharlachrothe Pumphoſen. Die Haare nach Landesſitte gekämmt; am rechten Ohre ſenkrecht aufſteigend ein drittehalb Fuß langer Bambuszweig, der bei der geringſten Bewegung des Hauptes in heftige Schwingungen geräth. Er iſt das Zeichen der ſouverainen Macht. Weder der Mikado noch ſeine Miniſter

trugen Schmuck. Außer wenn er das Wort an uns richtete, blieb Mutsuhito unbeweglich wie eine Statue.

Hinter dem Gebieter trug ein Würdenträger das Reichsschwert, nicht gezückt, sondern in der Scheide. Wehe dem, der es nackt erblickte. Er wäre ein Mann des Todes. Zur Rechten des Thrones hatten sich gegen die Wand gelehnt Sanjo und die drei Räthe; zur Linken Iwakura. Herr Adams und ich, in Begleitung des Herrn Satow und des Hofdollmetschers, standen in der Mitte des Gemaches, gegenüber dem Kaiser, in der Entfernung einiger Schritte. Während der ersten Minuten herrschte tiefes Stillschweigen in dem kleinen Pavillon, der in diesem Augenblicke den Beherrscher und die Lenker eines großen Reiches in sich schloß. Nur das Summen der Fliegen und der Gesang der Cikaden unterbrachen das feierliche Schweigen.

Herr Adams wurde von Iwakura ersucht zur Vorstellung zu schreiten und führte mich demgemäß, in Abwesenheit des österreichischen Vertreters, bei Seiner Majestät ein. Der Mikado entgegnete einige verbindliche Worte und begrüßte mich sodann. Ich antwortete in kurzer Rede, worauf der Monarch noch einmal das Wort ergriff.

„Ich höre", sagte er, „daß Sie während langer Zeit in Ihrem Vaterlande wichtige Posten einnahmen und in großen Staaten als Botschafter fungirt haben. Ich kann mir von Ihrem Wirkungskreise keine genaue Vorstellung machen; aber wenn Sie in den Früchten Ihrer Erfahrung etwas finden, was mir zu kennen nützlich wäre, so theilen Sie es ohne Rückhalt meinen ersten Räthen mit."

Der Etiquette gemäß sprach der Kaiser nicht; er murmelte zwischen den Zähnen unartikulirte und unfaßbare Töne. Sanjo wiederholte sie mit lauter Stimme und der Hofdollmetsch übersetzte sie in das Englische. Unsere Antworten wurden durch Herrn Satow in die japanische Sprache übertragen. Wenn der Kaiser sprach, wendete er sich gegen uns, sah uns fest in die Augen, und ein gnädiges Lächeln, ein Ausdruck des

Wohlwollens belebten plötzlich und vorübergehend seine Züge. Dann nahmen sie alsbald wieder den vorgeschriebenen Hofausdruck an, sie wurden ernst und nichtssagend.

Als wir uns zurückzogen, heftete der Kaiser den Blick auf uns, verharrte aber in seiner Unbeweglichkeit. Auch beim Eintritte hatte er uns nicht gegrüßt. Die Minister begleiteten uns nun durch den Garten. Wir kamen an einer kleinen Landwirthschaft vorüber; sie soll dem Souverain zeigen, wie seine Unterthanen die Erde bebauen. Auch wurde mir gestattet, nach dem Rande des großen Schloßgrabens empor zu klettern und von dort einer prächtigen Aussicht über einen Theil von Yedo zu genießen. Hierauf wurde in einem der Pavillons das Frühstück aufgetragen. Wir bewunderten die Symmetrie und die edle Einfachheit, mit der der Tisch gedeckt war.

Ehe wir uns erhoben, bat mich Sanjo, den Befehlen seines Gebieters gemäß, ihm meine Ideen über Japan mitzutheilen. Ich entschuldigte mich mit meiner Unkenntniß der hiesigen Zustände, rühmte die reformatorischen Bestrebungen der Minister mit einigen nüchternen Worten, und erlaubte mir zum Schluß den Rath, nicht allzu rasch voranzugehen. „Die Minister", sagte ich, „werden den Sitten und Ideen des Landes Rechnung tragen; sie werden begreifen, daß Manches, was in Europa angeht, nicht für Japan paßt; sie werden plötzliche Umwälzungen vermeiden und mit Vorsicht zu Werke gehen."

So endigte meine Audienz. Die Würdenträger begleiteten uns bis zum Wagen, und um drei Uhr erreichten wir die Gesandtschaft.

Abends schickte uns der Mikado Konfitüren und Zuckerwerk; die Schachteln waren der alten Hofsitte gemäß von unlackirtem Holz.

Dieser Besuch im kaiserlichen Schlosse wird mir unvergeßlich bleiben: der Zaubergarten mit seinen geheimnißvollen Kiosken, die Würdenträger im Flügelkleid aus Goldbrokat, der Potentat, der sich als Götze zeigt und als ein Gott fühlt! Dagegen erblassen die Wunder der Tausend und Einen Nacht.

(17. September.) Heute Morgen begegnete ich einem der vier Räthe, die ich gestern im Schlosse kennen gelernt, und wir sprachen von den politischen Zuständen. „Die Leiter der Bewegung", sagte er, „sind des Erfolges vollkommen sicher. Sie sagen und glauben es, und ich theile ihre Ansicht. Wir fürchten keinen ernsten Widerstand. In drei Jahren wird das Werk vollbracht sein (gerade so spricht Iwakura). Vielleicht können wir nicht ganz auf den Süden zählen, noch auf die Satsuma auf der Insel Kiushiu. Dort dürfte es Gegner geben. Aber wir werden mit ihnen leicht fertig werden. Ein Hauptpunkt unserer Pläne ist die Vereinigung mehrerer kleinen Klane in einen einzigen, und die Zerlegung allzu großer und daher allzu mächtiger Klane."

Wem fällt da nicht die Aehnlichkeit auf mit den in Europa gang und gäben Mitteln? Provinzen werden in Departements aufgelöst, die Wahldistrikte je nach dem Bedürfnisse der herrschenden Tagesminister umgeändert. In Japan steht den Klanen, den historischen Elementen der Nation, ein ähnliches Loos bevor.

„Bereits", fuhr der Mann fort, „haben wir die Daimiate, die fürstlichen Lehensherrschaften, aufgehoben. Noch bleibt uns die schwierige Frage der Samurai zu lösen. (Die Samurai oder Edelleute der Klans dienen ihrem Daimio und leben hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, von den Reis-Rationen, die er ihnen zu geben verpflichtet ist.) Unser Plan ist, ihnen ein Drittel ihres Einkommens zu nehmen und die andern zwei Drittel während zehn Jahren als Pension zu bezahlen. Das dritte Drittel, welches man ihnen entzieht, wird, mit den Zinsen als öffentlicher Fonds umgestaltet, zur Amortisirung der Pension verwandt werden.*)

„Alle Daimio müssen fortan sich mit ihren Familien in

*) Diese Finanzoperation wurde in der That sehr vereinfacht. Die Regierung zog die Vermögen der Daimio ein und gibt den Samurai gar nichts. Daher nach den neuesten Nachrichten (August 1873) die vielen partiellen Aufstände.

Yedo niederlaſſen. Doch ſoll ihnen geſtattet ſein, ihre Güter oder das Ausland von Zeit zu Zeit zu beſuchen.

„Unſere Reformen entſprechen dem Volkswillen. Häufig erhalten wir Petitionen, die gerade das von uns verlangen, was wir eben im Begriffe ſind zu thun.“

Mit dieſen Petitionen hat es folgende Bewandtniß. Die Leiter der Bewegung in Yedo ſchicken das Loſungswort an die mit ihnen einverſtandenen Leiter der Klane. In dieſer Weiſe kommen die Petitionen zu Stande, welche ſie für den freien Ausdruck der Geſinnungen jener Klane ausgeben und für ihre weiteren Zwecke benutzen. Welche Analogie mit dem Verfahren unſerer Radikalen, deren Zeitungsartikel immer der Ausdruck der öffentlichen Meinung ſind! Ich frage mich, ob dieſes Zuſammentreffen ein zufälliges iſt. Wahrſcheinlich bringen ähnliche Urſachen ähnliche Wirkungen hervor. Vielleicht fehlt es auch nicht ganz an Einmiſchung ausländiſcher Rathgeber. Doch bin ich überzeugt, daß die fremde Diplomatie ſich jeder Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten enthält. Es kann ihr nicht entgehen, daß, wenn das Reformwerk mißlingt, ein für die Europäer höchſt gefahrvoller Rückſchlag zu befürchten iſt.

Wie dem auch ſei, europäiſche und amerikaniſche Einflüſſe ſind unverkennbar; hierzu tritt die Wirkung der erſten Reiſefrüchte der japaniſchen Studenten. Noch größer wird ſie ſein, ſind erſt alle die jungen Solone aus Europa und Amerika zurückgekehrt.

Heute Abend ſpeiſt Kido auf der Geſandtſchaft. Wie bereits erwähnt, iſt er der leitende Mann im Klan von Chôſhiu, einer der Führer während der Revolution von 1868 und der Verfaſſer der Petition, mit welcher die Daimio ihre Mediatiſirung verlangten. Er war ſehr geſprächig und ſchien an dem Gelingen der Reform nicht zu zweifeln. Auch er iſt überzeugt, daß drei Jahre hinreichen werden, um Alles umzuwerfen und wieder neu aufzubauen: erworbene Rechte, tauſendjährige Sitten, ererbte Ueberzeugungen.

Das brittiſche Geſandtſchaftsperſonal beſteht dermalen aus Herrn F. O. Adams, Geſchäftsträger, dem Stellvertreter des zweiten Sekretärs, Herrn Dohmen, Herrn E. Satow, erſtem Dollmetſch oder japanese secretary of Legation, der, obgleich kaum dreißig Jahre alt, für einen der ausgezeichnetſten Japanologen gilt, endlich aus vier „Studenten" oder Eleven für den Dollmetſch- und Konſulardienſt. Letztere bewohnen niedliche Cottages innerhalb der Ringmauer der Geſandtſchaft, beziehen während ihrer Studien jährlich zweihundert Pfund Sterling und helfen an Posttagen in der Kanzlei aus. Sie übernehmen die Verpflichtung, ausſchließlich in Japan zu dienen. Dies Syſtem erweiſt ſich als ſehr praktiſch. Die jungen Männer machen raſche Fortſchritte, lieben das Land, in welchem ſie den größten Theil ihres Lebens zubringen werden, und ſind offenbar berufen, zur Kenntniß des noch immer verſchleierten Reiches der Mitte weſentlich beizutragen. Aber nicht nur ſie, alle Glieder der Geſandtſchaft nehmen den lebhafteſten Antheil an den Geſchicken dieſes Volkes. Japan, Japaner und Japanerinnen ſind fortwährend Gegenſtand ihrer Unterhaltung. Japan reizt eben die Neugierde, denn noch iſt es ein ungelöſtes Räthſel.

Außer dem diplomatiſchen Perſonal ſind ein Arzt, ein Hausintendant und vier Ordonnanzen, Orderlies, der Geſandtſchaft zugetheilt. Letztere begleiten den Geſandten zu Pferde bei feierlichen Gelegenheiten oder zu ſeinem Schutze, ſorgen für Sicherheit innerhalb der Ringmauer des Palaſtes und beziehen Nachts abwechſelnd die Wache.

Die engliſche Regierung beabſichtigt ein Geſandtſchaftshotel in Sotojiro erbauen zu laſſen. Gegenwärtig bewohnt die Legation ein Yaſhke in der Vorſtadt Takanawa, nahe am Weſtthore von Yedo. Wie alle Wohnungen der Großen iſt es eine Gruppe von hölzernen Häuschen mit Papierwänden, die durch Gänge verbunden und zwei bis drei Fuß über den Boden erhoben ſich theils nach kleinen Höfen öffnen, theils nach einem großen und ſchönen Garten. Eine feſte Mauer umfängt das Terrain.

Allerdings hat ſie längs dem benachbarten Tempelhaine einige Breſchen; aber die Orderlies halten die ſchwachen Stellen ſcharf im Auge. Den Mittelraum nimmt das Hauptgebäude ein. Ringsum erheben ſich prachtvolle Bäume. Alles trägt eine ausgeſprochene Lokalfarbe. Neben den Häuſern ſteht die rieſige Fahnenſtange. Außerhalb der Ringmauer, dem impoſanten Hauptportale gegenüber, befindet ſich die japaniſche Wachſtube, wo gegen dreißig Yakunin, zu Pferd und zu Fuß, Tag und Nacht für die Sicherheit der Geſandtſchaft zu ſorgen haben. Geht einer der engliſchen Herren aus, ſo ſchließen ſich ihm ein paar Bewaffnete an. Mehrere Male verſuchte ich ungeſehen aus dem Thore zu ſchlüpfen, aber immer vergebens. Drei oder vier Wächter warfen Pfeife und Karten weg, griffen nach Helm und Schwert und folgten mir auf den Ferſen. Ich ſpringe in ein Jinrikiſha und ſage dem Kuli: Raſch, nach der Shiba! Aber kaum bei den Gräbern der Shogune angelangt, treffen dort drei andere Jinrikiſha ein. Aus einem jeden ſteigt ein Yakunin. Die drei Männer verneigen ſich tief, lächeln boshaft und verlaſſen mich erſt an der Schwelle der Geſandtſchaft.

Der Zugang zu dieſem Palaſte iſt ziemlich beſchwerlich. Eine lange ſteile Gaſſe führt zu ihm hinan. An manchen Stellen ſind Stufen angebracht. Aber Pferde und Wagen gewöhnen ſich daran und leiſten das Unglaubliche. Der Garten, obgleich blumenlos und einfach gehalten, gefällt mir ungemein. Nie werde ich die dunklen, friſchen Schatten eines großen Baumganges vergeſſen und die reizende Ausſicht über den Golf, nach den Seefeſten und den bläulichen Höhen von Kanagawa. Gerne ſitze ich dort während der heißen Stunden des Tages, laſſe mich von der Seebriſe fächeln, lauſche dem dumpfen Dröhnen des Gong, der in den Tempeln die Götter ruft, dem verworrenen Geräuſche, das, durch die Entfernung gedämpft, aus den belebten Straßen der untern Stadt in dieſe luftigen Höhen emportönt.

Es ſind meine letzten Stunden in Yedo, und wir alle ſind über das bevorſtehende Scheiden etwas betrübt. Durch mehr

als einen Monat Gast oder Reisegefährte des Herrn Adams, immer im anregenden Verkehr mit ihm, mit Herrn Satow und den übrigen Herren der Gesandtschaft, sehe ich mit Leidwesen diesen interessanten und anmuthigen Aufenthalt zu Ende gehen. Ich bin, glaube ich, nicht der Einzige der es bedauert. In diesem glänzenden aber fernen Exile sieht man nicht alle Tage Menschen, mit denen man von Europa plaudern kann. Die sehr großen Entfernungen wirken auf den Geist wie ein Schleier auf das Auge. Die Nachrichten aus der Heimath kommen zuerst verkürzt und zuweilen entstellt durch den Telegraphen und, zwei Monate später, durch die Post. Mittlerweile haben sich wahrscheinlich die Dinge in Europa wieder geändert. Kaum findet man es der Mühe werth, die Zeitungen zu lesen.

Dies erzeugt bei den Residenten im fernen Osten eine eigenthümliche Seelenstimmung. Die Nachrichten aus dem Vaterlande kommen ihnen zu, etwa wie die Töne eines Koncerts aus dem Innern eines Hauses durch verschlossene Fenster an das Ohr des Vorübergehenden gelangen. Er hört die große Trommel, aber der Zusammenhang der Komposition entgeht ihm. Das Herz bleibt treu; es hängt an dem Land wo Deine Wiege stand, aber Du vermagst nicht seine Geschicke im Einzelnen zu verfolgen. Wahrhaftig das Leben dieser muthigen Männer ist nicht in Allem beneidenswerth. Der Kaufmann kommt um reich zu werden; der Missionär, seinem Berufe folgend, gehoben und getröstet durch die innere Befriedigung, welche der Lohn der Selbstentsagung ist. Die Diplomaten und Konsuln haben keine Schätze zu erwerben, durch ihre amtliche Thätigkeit keinen besonderen Anspruch auf die ewigen Kränze, welche der Apostel und Martyrer harren. Es ist ihr Lebensberuf, der sie hierher führte, und Pflichtgefühl hält sie fest auf dem Posten der Gefahr. Ja der Gefahr! Betrachtet diese englische Gesandtschaft, die einzige, welche ihren Sitz in Yedo genommen hat. Der Golf ist für Kriegsschiffe zu seicht. Aber angenommen, daß ein paar Kanonenboote auf der Rhede lägen, bereit Euch

aufzunehmen, so müßtet ihr, um den Strand zu erreichen, durch enge Gäßchen hinabsteigen und ein sehr bevölkertes Stadtviertel durchschreiten. Ein Wunder ausgenommen glaube ich nicht, daß im Falle eines plötzlichen Angriffes die Mitglieder der englischen Gesandtschaft sich retten würden. Ihr Leben liegt in der Hand des japanischen Ministeriums, hängt von seiner Ehrenhaftigkeit ab und von den Mitteln, über die es verfügt oder nicht verfügt, um die Gesandtschaft zu schützen vor den unberechenbaren oft geheimnißvollen Irrgängen seiner Politik, vor der Haltung und den Entwürfen der Opposition, welche, heute niedergeschlagen und scheinbar in ihr Loos ergeben, mit Einem Male und wenn dies am wenigsten erwartet wird, sich zum Kampfe gegen die Neuerer erheben kann.*) Zur Stunde gibt es keine Gefahr. Man versichert mich dessen, und ich zweifle also nicht daran. Aber mehr als anderwärts folgen sich in Japan die Dinge im raschen Wechsel. Yokohama bietet mehr Gewähr für Sicherheit des Eigenthums und des Lebens. Im Falle eines Angriffes würden die europäischen Truppen wahrscheinlich sich so lange halten können, bis die Residenten an Bord der europäischen Schiffe geflohen wären. Im Vergleiche mit Yedo mag dies für Sicherheit gelten. Uebrigens hat das diplomatische Korps seine Opfer geliefert. Herr Heusken, Sekretär der nordamerikanischen Gesandtschaft, wurde bei hellem Tage mitten in Yedo ermordet. Sir Rutherford Alcock, der letzte englische Gesandte, wurde zu Yedo im Tempel, den die Gesandtschaft bewohnte, Nachts überfallen, einer der Orderlies und sein Koch getödtet, Herr Oliphant, der bekannte Schriftsteller, damals Legationssekretär, schwer verwundet. Sir Harry Parkes, der gegenwärtige Gesandte Englands, entging bei dem Mordanfall

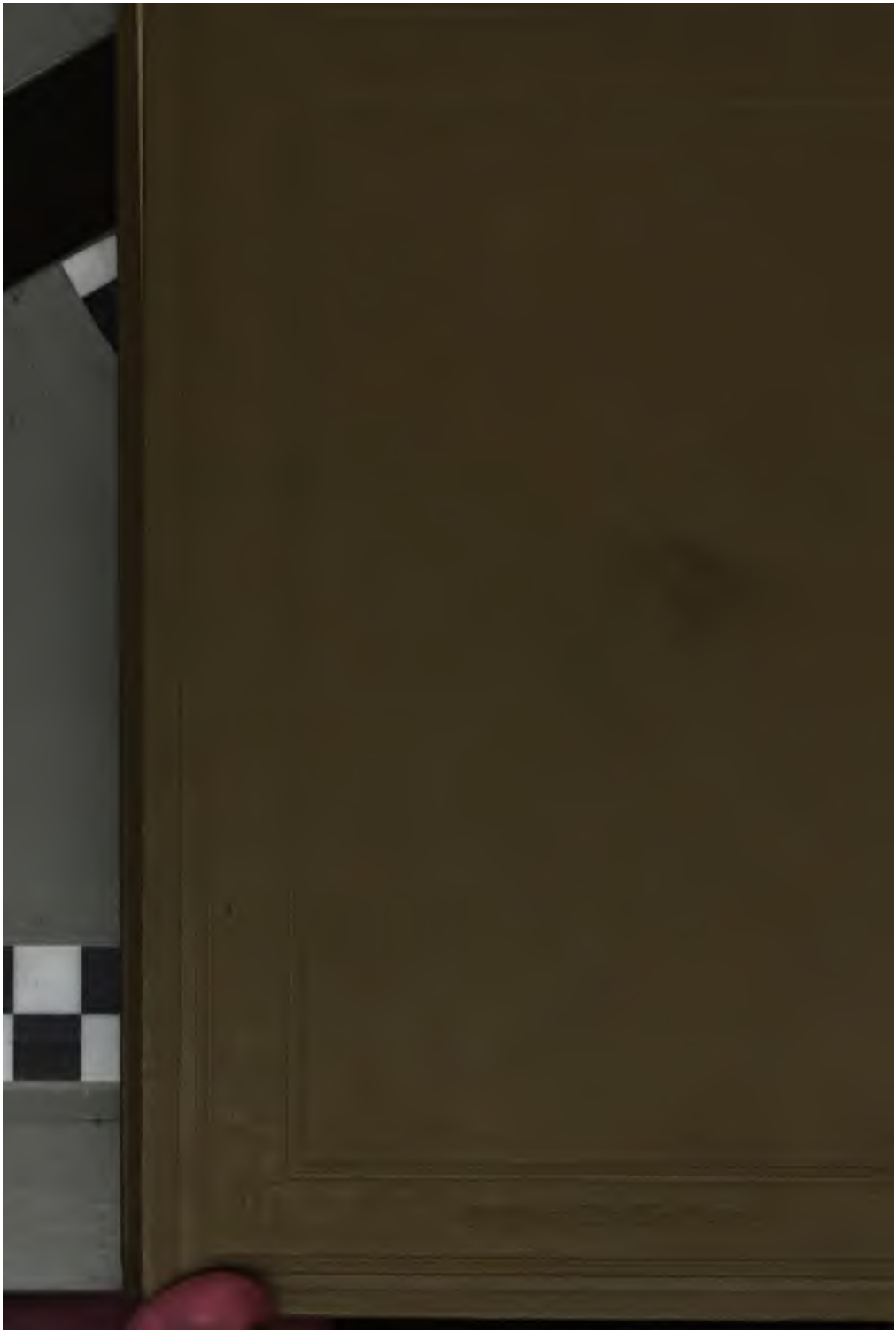
*) Im Frühlinge (1872), acht Monate nach meiner Abreise, drangen Bewaffnete in den Palast des Mikado, griffen die Wache an und wurden nach erbittertem Kampfe in den Vorzimmern des Kaisers niedergemacht. Ein Akt der Verzweiflung, aber im Geiste dieses Volkes, und bedeutsam als politisches Symptom.

in Kiyôto nur durch einen glücklichen Zufall dem Tode. Alſo ehren wir die Männer, welche vor ſo gefahrvollen Stellungen nicht zurückſcheuen, welche ſie mit Hingebung ausfüllen, die Intereſſen ihrer Landsleute mit Eifer und Einſicht vertreten, die Kenntniß der Sitten und der Sprache Japans erweitern und verbreiten, der Wiſſenſchaft neue Bahnen brechen und die Fahne des Vaterlandes hoch tragen im fernſten Oſten.

Ende des erſten Bandes.

K.u.K. HOF-
& UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG
R. LECHNER WILHMÜLLER
WIEN, GRABEN 31.

Stanford University Libraries
3 6105 126 606 412

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004